Belegexemplar

A 5242

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

37. JAHRGANG, DEZEMBER 2001, HEFT 4

PETER RÜTTERS: Vom Scheitern der Bauhüttenbewegung in den Westzonen (1945–1949)

ANJA MIHR: Die internationalen Bemühungen von Amnesty International im Fall Heinz Brandt

JOHANNES TUCHEL: Entrechtung, Sklavenarbeit und Massenmord. Neue Literatur zu den nationalsozialistischen Konzentrationslagern

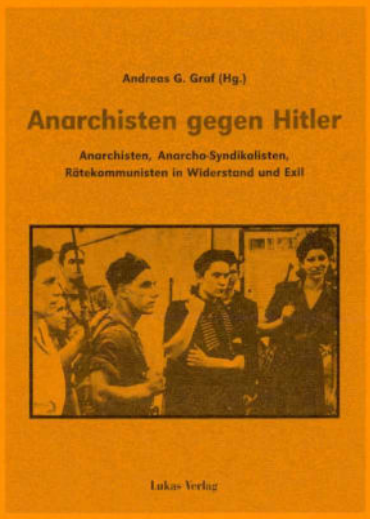
FRANÇOIS GUESNET: Jewish Questions – Communist Answers? On Secularization, Ethnicity, and Secondary Conversions

NEUE LITERATUR

Andreas G. Graf (Hg.)

Anarchisten gegen Hitler

Anarchisten, Anarcho-Syndikalisten,
Rätekommunisten in Widerstand und Exil



2001
Broschur, 317 Seiten, 43 Schwarzweißabbildungen
€ 25,–
ISBN 3–931836–23–1

Obwohl der Arbeiterwiderstand in den letzten Jahren gründlich erforscht wurde, trifft man immer wieder auf »weiße Flecken«. Unter Historikern hat der Widerstand von Anarchisten nur mühsam eine Stimme gefunden und stellt nach wie vor eine Irritation dar. Hinderlich bei jedem Versuch der Aneignung waren oftmals Verengungen des Blicks, der bewußt auf eine einseitige Traditionsbildung zielte. In diesem Buch gehen elf ausgewiesene Autoren der Frage nach, wie Anarchisten, Anarcho-Syndikalisten, Rätekommunisten und Trotzkisten in Deutschland, Frankreich, Italien und Spanien ihren Widerstand gegen den Nationalsozialismus artikuliert haben und welche Strategien sie entwickelten, um sich zu behaupten. Es ist die Darstellung eines Stücks Grundlagenforschung und eine erste Bestandsaufnahme von anarchistischen Organisationen, Milieus sowie lebensgeschichtlichen Prägungen in diesem Bereich. Der Vielzahl der Wege in den Widerstand und der Pluralität der Widerstandswirklichkeiten wird damit ein Stein wieder eingefügt.

Mit Beiträgen von Hubert van den Berg, Knut Bergbauer, Dave Berry, Ronald Creagh, Andreas G. Graf, Gerd-Rainer Horn, Dieter Nelles, Hartmut Rübner, Reiner Tosstorff, Tânia Ünlüdağ, Günter Wernicke

Lukas Verlag
für Kunst- und Geistesgeschichte
Kollwitzstr. 57
D–10405 Berlin

Tel. +49 (30) 44 04 92 20
Fax +49 (30) 442 81 77
E-Mail lukas.verlag@t-online.de
Internet http://www.lukasverlag.com

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft des Fachbereichs Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin herausgegeben von Peter Steinbach
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Henryk Skrzypczak, Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

Inhalt

Heft 4/01

PETER RÜTTERS: Vom Scheitern der Bauhüttenbewegung in den Westzonen (1945–1949) 421

ANJA MIHR: Die internationalen Bemühungen von Amnesty International im Fall Heinz Brandt 449

JOHANNES TUCHEL: Entrechtung, Sklavenarbeit und Massenmord. Neue Literatur zu den nationalsozialistischen Konzentrationslagern 465

FRANÇOIS GUESNET: Jewish Questions – Communist Answers? On Secularization, Ethnicity, and Secondary Conversions. Eine Konferenz des Simon-Dubnow-Instituts vom 10. bis 13. November 2001 in Leipzig 501

NEUE LITERATUR

Wolfgang Jacobeit, Von West nach Ost – und zurück. Autobiographisches eines Grenzgängers zwischen Tradition und Novation, Münster 2000 *(Fritz Klein)* 510

Die Sitzungsprotokolle des Magistrats der Stadt Berlin 1945/46. Teil I: 1945. Bearb. und eingel. von Dieter Hanauske, Berlin 1995;
Die Sitzungsprotokolle des Magistrats der Stadt Berlin 1945/46. Teil II: 1946. Bearb. und eingel. von Dieter Hanauske, Berlin 1999 *(Christoph Bernhardt)* 513

Rudolf Rocker, Nationalismus und Kultur. Hrsg., Übersetzung des italienischen Prologs von 1958, Nachwort und Bibliographie von Heiner M. Becker, Münster 1999 *(Gregory Baum)* 514

Mike Schmeitzner, Alfred Fellisch 1884–1973. Eine politische Biographie, Köln, Weimar und Wien 2000;
Volker Schober, Der junge Kurt Schumacher 1895–1933, Bonn 2000 *(Christoph Moß)* 516

Eike Stiller unter Mitarbeit von Helmut Heinze, Lothar Skorning, Rolf Schwegmann und Andi Wolff, Willy Langenberg. Arbeitersportler im Widerstand in Lippe, Bielefeld 2000 *(Hubert Dwertmann)* 520

Holger Frerichs, Von der Monarchie zur Republik. Der politische Umbruch in Varel, der Friesischen Wehde und in Jade/Schweiburg 1918/19, Varel 2001 *(Peter Kuckuk)* 526

Manfred Kittel, Provinz zwischen Reich und Republik. Politische Mentalitäten in Deutschland und Frankreich 1918–1933/36, München 2000 *(Stefan Berger)* 528

Dirk Stegmann, Politische Radikalisierung in der Provinz. Lageberichte und Stärkemeldungen der Politischen Polizei und der Regierungspräsidenten für Osthannover 1922–1933, Hannover 1999 *(Gerlinde Grahn)* 529

Friedrich Wilhelm, Die Polizei im NS-Staat. Geschichte ihrer Organisation im Überblick. 2., durchges. und verb. Aufl., Paderborn u.a. 1999 *(Klaus Weinhauer)* 531

Wolfgang Röll, Sozialdemokraten im Konzentrationslager Buchenwald 1937–1945. Unter Einbeziehung biographischer Skizzen, Göttingen 2000 *(Klaus Drobisch)* 532

Christian Rathmer, „Ich erinnere mich nur an Tränen und Trauer ...". Zwangsarbeit in Lübeck 1939 bis 1945. Dokumentation zur Ausstellung in der Geschichtswerkstatt Herrenwyk vom 4. Mai 1997 bis zum 1. Februar 1998, Essen 1999;
Karl Liedke, „Gesichter der Zwangsarbeit". Polen in Braunschweig 1939–1945, Braunschweig 1997 *(Rolf Schmolling)* 533

Günter Agde, Kämpfer. Biographie eines Films und seiner Macher, Berlin 2001 *(Wladislaw Hedeler)* 536

Francesca Weil, Herrschaftsanspruch und soziale Wirklichkeit. Zwei sächsische Betriebe in der DDR während der Honecker-Ära, Köln, Weimar und Wien 2000 *(Jens Niederhut)* 537

Susanne Conze, Sowjetische Industriearbeiterinnen in den vierziger Jahren. Die Auswirkungen des Zweiten Weltkriegs auf die Erwerbstätigkeit von Frauen in der UdSSR, 1941–1950, Stuttgart 2001 *(Jens Niederhut)* 539

Präprintium. Moskauer Bücher aus dem Samizdat. Mit Multimedia-CD. Hrsg. von Günter Hirt und Sascha Wonders, Bremen 1998 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 540

Flurin Condrau, Lungenheilanstalt und Patientenschicksal. Sozialgeschichte der Tuberkulose in Deutschland und England im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, Göttingen 2000 *(Gerd Göckenjahn)* 542

Left Catholicism 1943–1955. Catholics and Society in Western Europe at the Point of Liberation. Hrsg. von Gerd-Rainer Horn und Emmanuel Gerard, Löwen 2001 *(Heinz Hürten)* 543

Raymond E. Dumett, El Dorado in West Africa. The Gold-Mining Frontier. African Labor, and Colonial Capitalism in the Gold Coast, 1875–1900, Athens, Ohio und Oxford 1998 (Ulrich van der Heyden) 545

KURZANZEIGEN UND LITERATURHINWEISE

Frank Ahland, Mehr Freiheit genießen. Wittener Sozialdemokratie und kommunale Politik vom Kaiserreich bis zum Ende der Weimarer Republik, Essen 2000 *(Kurt Schilde)* 547

Marko Demantowsky, Geschichtspropaganda und Aktivistenbewegung in der SBZ und frühen DDR. Eine Fallstudie, Münster und London 2000 *(Thomas Reichel)* 547

PROJEKTFRAGEBOGEN 549

JAHRESINHALTSVERZEICHNIS ..... I*

Ältere IWK-Hefte zum Sonderpreis

Aus finanziellen Gründen und wegen mangelnder Lagerkapazität haben Herausgeber und Redaktion sich entschließen müssen, ältere IWK-Hefte billiger anzubieten. Bis einschließlich Jg. 28 (1992) beträgt der Preis pro Heft jetzt 5,– DM (2,56 €) bzw. 20,– DM (10,23 €) pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten.

Folgende Hefte sind zur Zeit noch lieferbar:

H. 5 (Dez. 1967), H. 7 (Dez. 1968), H. 8 (Juni 1969), H. 14 (Dez. 1971),
H. 15 (Apr. 1972), H. 16 (Aug. 1972), H. 17 (Dez. 1972), H. 18 (Apr. 1973),
H. 19/20 (Dez. 1973)
Jg. 10 (1974) und Jg. 11 (1975) komplett
Jg. 12 (1976), H. 2, H. 3 und H. 4
Jg. 13 (1977) komplett
Jg. 14 (1978), H. 1 und H. 4
Jg. 15 (1979), H. 2, H. 3 und H. 4
Jg. 16 (1980) bis Jg. 26 (1990) komplett
Jg. 27 (1991), H. 2, H. 3 und H. 4
Jg. 28 (1992), H. 1, H. 2 und H. 4

Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an:

Freie Universität Berlin
FB Politik- und Sozialwissenschaften
Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft – IWK-Redaktion
Ihnestraße 22
D-14195 Berlin
Telefon: 030/26398937, 030/838-70711 Telefax: 030/26995010
E-Mail: iwk@hth-berlin.de

Druckfehlerberichtigung

Wir bitten unsere Leser und den Autor um Entschuldigung, daß wir im letzten Heft in der Hektik des Umbruchs in der Titelzeile den VII. Weltkongreß der Komintern in das Jahr 1937 verlegt haben. Stattgefunden hat er natürlich 1935.

Die Redaktion

Autorinnen und Autoren dieses Heftes:

Dr. François Guesnet, Simon-Dubnow-Institut für jüdische Geschichte und Kultur e. V. an der Universität Leipzig, Goldschmidtstraße 28, 04103 Leipzig, E-Mail: guesnet@dubnow.de

Dr. Anja Mihr, E-Mail: anjamihr@aol.com

Dr. Peter Rütters, Privatdozent, Freie Universität Berlin, Otto-Suhr-Institut für Politische Wissenschaft, Ihnestraße 22, 14195 Berlin, E-Mail: ruetters@zedat.fu-berlin.de

Dr. Johannes Tuchel, Privatdozent, Freie Universität Berlin, Otto-Suhr-Institut für Politische Wissenschaft, Ihnestraße 22, 14195 Berlin, Leiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Stauffenbergstraße 13, 10785 Berlin, E-Mail: tuchel@gdw-berlin.de

ISSN 0046-8428

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:
Freie Universität Berlin, Kaiserswerther Straße 16–18, D-14195 Berlin

Redaktion: Andreas Graf (verantw.), Dirk H. Müller

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Andreas Graf

Anschrift der Redaktion:
Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin
Telefon: 030 / 2639890 37 (A. Graf); Telefax: 030 / 2699 50 10
Internet: http://www.hth-berlin.de/iwk/; E-Mail: graf@gdw-berlin.de; iwk@hth-berlin.de

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-ID-Nr.): DE811304768

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, D-53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Freie Universität Berlin alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).
Preise: Einzelheft 20,– DM (10,23 €), Doppelheft 40,– DM (20,45 €), für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 15,– DM (7,67 €) bzw. 30,– DM (15,34 €), jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement 67,– DM (34,26 €), für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 40,– DM (20,45 €), jeweils zuzüglich Versandkosten (Inland: 5,– DM [2,56 €], Ausland: 12,– DM [6,14 €]). Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung an die Hauptkasse der FU Berlin, D-14195 Berlin, Konto-Nr. 22808-109, Kassenzeichen (bitte unbedingt angegeben!): 01/11901/15520000 bei der Postbank, Niederlassung Berlin, D-10916 Berlin (BLZ 100 100 10). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Jahres gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Jahr.
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974), Jg. 11 (1975), Jg. 12 (1976), H. 2, 3 und 4, Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), Jg. 24 (1988), H. 1, 2 und 3, Jg. 25 (1989), Jg. 26 (1990), Jg. 27 (1991), H. 2, 3 und 4, Jg. 28 (1992), H. 1, 2 und 4, Jg. 29 (1993) ff.
Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1992 beträgt 5,– DM (2,56 €) pro Heft bzw. 20,– DM (10,23 €) pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten. Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an die Adresse der Redaktion!

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6 vom 1. 9. 1997.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Berlin

Druck: MercedesDruck GmbH, Sportfliegerstraße 6, D-12487 Berlin

Vom Scheitern der Bauhüttenbewegung in den Westzonen (1945–1949)

Von Peter Rütters

„Das alte Ansehen der Bauhütten von vor 1933 ist das heutige Sprungbrett der neuen Bauhütten."[1]
(Kollege Rogge, Göttingen, auf dem Bauhüttentag 1948)

„Diese Bauhütten oder diese Baubetriebe, die so nach 1945 ohne jegliche Unterstützung von außen, finanziell unzureichend, materiell ungenügend ausgestattet ihre Arbeiten aufnahmen, mußten zwangsläufig überall dort, wo nur der gute Wille oder langjährige Gewerkschaftszugehörigkeit versuchten, die Schwierigkeiten in der Produktion zu bewältigen, [...] zusammenbrechen. Also wenn es bisher mit den Bauhütten an vielen Orten, wenn sich die Bauhütten an manchen Orten nicht in der wünschenswerten Weise entwickelt haben, so ist das nicht zu suchen in der Idee, sondern dann ist es einfach zu suchen in einer ungenügenden Ausstattung mit den erforderlichen Voraussetzungen, sei es auf menschlichem, finanziellem und materiellem Gebiet."[2]

Im Gegensatz zur optimistischen Erwartung von Franz Spliedt, der noch 1947 der „Bauhüttenbewegung [...] eine große Zukunft" voraussagte, wenn sie vom „Genossenschaftswillen der Gewerkschaften" getragen würde,[3] muß etwa eineinhalb Jahrzehnte später die Bestandsaufnahme von Erich Koss vor dem Bundesausschuß des DGB – auch wenn Koss eine andere Intention verfolgte – als deren Scheitern gelesen werden. Wenn die Idee der Bauhütten[4] offensichtlich nicht, wie es Spliedt als Bedingung eines

1 Protokoll über den 3. (4.) Bauhüttentag 1948 im engl.[isch] bes.[etzten] Gebiet am 11. und 12. Mai 1948 in Oberhausen (Rheinland), Gaststätte Fritz, am Altmarkt, S. 6, in: Archiv der sozialen Demokratie [künftig zitiert: AsD/FES], Bestand DGB, Nachlaß Werner Hansen.

2 Erich Koss, in: Protokoll über die Sitzung des Bundesausschusses [des DGB] am Freitag, den 13. 10. 1961, Düsseldorf, „Rheinterrassen", S. 20–26, hier: S. 22 f., in: AsD/FES, Bestand DGB, Bundesvorstand, 21/11.

3 Franz Spliedt, Die Gewerkschaften. Entwicklung und Erfolg. Ihr Wiederaufbau nach 1945, Hamburg o. J., S. 55.

4 Die Bauhüttenbewegung entstand unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg als Reaktion auf die enorme Wohnungsnot in dieser Zeit. Die Gründung von Bauproduktivgenossenschaften (Bauhütten) wurde als praktischer Schritt auf dem Weg zur Vergesellschaftung der Bauwirtschaft verstanden, zumal geforderte gesetzliche Maßnahmen in dieser Richtung ausblieben. Anfangs waren es überwiegend lokale Initiativen von Baubeschäftigten, die binnen weniger Jahre über 200 Bauhütten, zumeist in Form von Genossenschaften, entstehen ließen, und deren Zweck vor allem in der „Förderung des Erwerbes und der Wirtschaft ihrer Mitglieder" (Künkel) lag. Die Förderung der Bauhüttenbewegung durch den Deutschen Bauarbeiterverband (später Deutscher Baugewerksbund) führte schon 1920 zur Gründung des Verbandes sozialer Baubetriebe (VsB), um die Produktivgenossenschaften zusammenzufassen und zu betreuen. Der VsB, der als GmbH gegründet wurde und dessen Gesellschaftskapital freie Gewerkschaften, anfangs vorrangig Baugewerkschaften, aufbrachten, sollte diese gemeinwirtschaftlich orientierten Baubetriebe fördern, Neugründungen anregen und sie gegenüber der Öffentlichkeit und dem Staat vertreten. Als Zweck des VsB und als Aufgabe der Bauhüttentätigkeit galt „die Verbilligung des Bauens durch die Förderung des Baugewerbes auf gemeinwirtschaftlicher Grundlage". Um hierfür leistungsfähige Betriebe zu erhalten, erreichte der VsB die Umwandlung der Mehrzahl der genossenschaftlichen Bauhütten in Kapitalgesellschaften (meist GmbH), deren Gesellschaftskapital überwiegend vom VsB und den freien Gewerkschaften aufgebracht wurde. Auf dieser Grundlage konnte der VsB, dem Ende 1931

erfolgreichen Neuaufbaus forderte, im erforderlichen Umfang von den Gewerkschaften gefördert wurde, dann ließen sich auch nicht die notwendigen Ressourcen und Unterstützungen für den Aufbau und die Stabilisierung der Bauhüttenbewegung mobilisieren.

Während nach dem Zweiten Weltkrieg in der SBZ der Versuch, Bauhütten zu gründen und sie mit Unterstützung des FDGB organisatorisch zusammenzufassen, hauptsächlich durch die politisch motivierte Intervention der SED Anfang 1947 scheiterte,[5] kam es in den Westzonen zu einer Wiederbelebung der Bauhüttenbewegung, die jedoch weder die Breite der Bauhüttenbewegung der Weimarer Republik noch deren gewerkschaftspolitische Unterstützung und Förderung erreichte. Zwar entstanden zwischen Kriegsende und Gründung der Bundesrepublik mehr als zwei Dutzend Bauhütten mit starker lokaler Prägung, doch – im Gegensatz zur Entwicklung in der Weimarer Republik – gelang deren Koordinierung und Integration nur ansatzweise. Neben ungünstigen ökonomischen und politischen Rahmenbedingungen, die die Gründung und Entwicklung von Bauhütten in der Phase bis zur Konstituierung der Bundesrepublik beeinträchtigten, verhinderte vor allem eine zögernde und unzureichende Unterstützung der Gewerkschaften eine frühe Konsolidierung der Bauhüttenbewegung.

Die letztlich geringe gewerkschaftliche Unterstützung der Bauhüttenbewegung nach 1945 resultierte – so die hier vertretene These – vor allem aus einem Bruch mit der wirtschaftsdemokratischen Praxis der Weimarer Republik.[6] Bei der Bauhüttenfrage tritt dieser Bruch – neben divergierender Positionen innerhalb der Gewerkschaften – in erster Linie durch den Verzicht zutage, den Bauhütten einen wichtigen Platz in den Neuordnungs- und Wirtschaftsdemokratiekonzepten zuzuweisen. Diese stellten auf partielle Sozialisierung und vor allem auf gewerkschaftliche Teilhabe an einer geforderten staatlichen Planung und Lenkung der Wirtschaft ab[7] und bezogen dabei weder Genossenschaften noch andere Selbsthilfeunternehmungen (wie Bauhütten) als „demokratisches Element in der Wirtschaft" (Fritz Naphtali) systematisch mit ein. Hinzu kam, daß das sozialdemokratisch-freigewerkschaftliche Milieu, in das die erfolgreichen Bauhütten der Weimarer Republik eingebettet waren, nach 1945 nicht mehr vorhanden war. Eine wichtige lokale Stütze für eine breite Restauration der Bauhütten fehlte daher

[Forts. von Anm. 4]
128 Bauhütten angehörten, die Tätigkeit und Entwicklung der angeschlossenen Bauhütten weitgehend beeinflussen und kontrollieren. Die Bauhütten, die überwiegend für den gemeinwirtschaftlichen Wohnungsbau und für die Konsumgenossenschaften tätig wurden, beschäftigten 1929 im Jahresdurchschnitt 18510 Arbeitnehmer und erstellten zu dieser Zeit etwa zwei Prozent des gesamten Bauvolumens. Zusammen bildeten sie das größte Bauunternehmen Deutschlands. Für Literatur zu den Bauhütten vgl. Siegfried Mielke und Peter Rütters, „Starke Kräfte von früher" ausschalten. Das Scheitern der Bauhütten in der SBZ, in: *Deutschland Archiv*, Jg. 31 (1998), H. 6, S. 981–993, hier S. 981, Anm. 2.

5 Vgl. ebd.

6 Zur Einbeziehung der Bauhüttenbewegung in die Wirtschaftsdemokratiekonzeption vgl. Fritz Naphtali, Wirtschaftsdemokratie. Ihr Wesen, Weg und Ziel. Hrsg. und eingeleitet von Rudolf F. Kuda, 4. Aufl., Köln und Frankfurt a. M. 1977, S. 112–117.

7 Zu den wirtschaftlichen Neuordnungsvorstellungen nach 1945 vgl. Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert. Hrsg. von Hermann Weber und Siegfried Mielke, Bd. 7: Gewerkschaften in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft 1945–1949. Bearb. von Siegfried Mielke und Peter Rütters, Köln 1991, S. 35–41, 709–833.

in den Nachkriegsjahren, die zudem noch durch gesellschaftliche Fragmentierung und ökonomische Restriktionen geprägt waren, die die Chancen für die Etablierung gewerkschaftsnaher Unternehmen nachhaltig hemmten.

Schon vor Jahren mußten Arno Mersmann und Klaus Novy konstatieren, „der Weg der Bauhütten nach 1945 zählt zu den unbekanntesten Kapiteln der wirtschaftlichen Tätigkeit der Gewerkschaften".[8] Der folgende Aufsatz kann zwar nicht die von beiden angemahnte „gründliche Aufarbeitung dieser wechselhaften und undurchsichtigen Entwicklung" bieten, er will jedoch ein Beitrag zur Minderung dieses Desiderats sein.

Im folgenden sollen daher die Wiederbelebung und (im Grunde auch) das Scheitern der Bauhüttenbewegung in der Nachkriegsphase aufgezeigt werden (auch wenn einzelne Bauhütten erfolgreich noch nach 1949 bestanden und der Verband sozialer Baubetriebe als Kapitalgesellschaft erst 1949 gegründet wurde): indem zunächst (I) die variierenden lokalen Neugründungen von Bauhütten nach 1945 und (II) die Bemühungen um deren Koordination durch Bauhüttentage und die Gründung (1946) eines „Verbandes sozialer Baubetriebe" skizziert werden. Anschließend sollen die Positionen (III) der Gewerkschaften im Baubereich und (IV) des DGB (BBZ) dargestellt werden. Schließlich (V) dient das Resümee dazu, der Frage nach den Motiven für die geringe und ausbleibende Unterstützung der Bauhüttenbewegung nach 1945 nachzugehen.

I. Lokale Bauhüttengründungen 1945 bis 1949

Initiativen zur Gründung von Bauhütten reichen bis in das Jahr 1945 zurück. Die bereits am 1. Oktober 1945 erfolgte Neugründung der Bauhütte Schwaben und Neuburg eGmbH in Augsburg[9] stellt für die Westzonen dennoch eine frühe Ausnahme dar, da die Etablierung weiterer Bauhütten erst in den folgenden zwei bis drei Jahren erfolgte (vgl. Tabelle 1 und 2 im Anhang).[10] Grundsätzlich kennzeichnen die Wiederbelebung der Bauhüttenidee nach 1945 zwei prägende Aspekte: ein vor allem personell vermittelter Rückbezug auf die Bauhüttenbewegung der Weimarer Republik und – mitunter konträr dazu – eine ausgewiesene und über die Gründungsphase hinaus bewahrte

8 Arno Mersmann und Klaus Novy, Baugenossenschaften – Soziale Baubetriebe. Gewerkschaftliche Gemeinwirtschaftspolitik im Bau- und Wohnungssektor, in: Hand in Hand. Bauarbeiter und Gewerkschaften. Eine Sozialgeschichte. Hrsg. von Arno Klönne, Hartmunt Reese, Irmgard Weyrather und Bernd Schütt, Köln 1989, S. 124–143, hier S. 138.

9 Vgl. Geschäftsbericht der Bauhütte Schwaben und Neuburg eGmbH, Augsburg, vom 1. 10. 1945 bis 31. 12. 1945, in: Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv Berlin [künftig zitiert: SAPMO-BArch], DY 34/2488.

10 Die Angaben in der Tabelle sind vermutlich nicht vollständig; erfaßt sind vor allem Bauhütten, die auf den Bauhüttentagen 1947 und 1948 vertreten waren, ergänzt um Bauhütten der amerikanischen Zone und solche, deren Gründung berichtet wurde. – Franz Briel, Geschäftsführer des Verbandes sozialer Baubetriebe, erwähnte auf dem Bauhüttentag 1947, daß auf dem ersten Treffen der Bauhütten am 22. Mai 1946 vier Bauhütten und zwei Betriebe der Deutschen Bau AG und auf dem zweiten Bauhüttentag am 24. Oktober 1946 in Bremen „8 Bauhütten [...] in Betrieb" waren, Protokoll über den Bauhüttentag 1947 im engl.[isch] bes.[etzten] Gebiet am 23. und 24. Juli 1947 in Bielefeld, Gewerkschaftshaus, in: AsD/FES, Bestand DGB (BBZ), MF 11/388, Bl. 68–73, S. 2.

lokale Prägung der Konstitutionsbedingungen, der Entwicklung und der Ausrichtung der Bauhütten.

In der fragmentierten Nachkriegsgesellschaft konnte die Gründung von Bauhütten weder angeleitet noch gelenkt von übergeordneten Institutionen (Gewerkschaften) erfolgen. Gemeinsamer Bezugspunkt der jeweils lokalen Initiativen waren personelle und organisatorische Verbindungen mit der Bauhüttenbewegung der Weimarer Zeit.[11] Doch unterschieden sie sich vom Entwicklungsstand der Bauhüttenbewegung Anfang der 1930er Jahre dadurch, daß ihre Gründung und ihre weitere Entwicklung von den örtlichen Bedürfnissen und Möglichkeiten geprägt wurden. Entsprechend folgten die Bauhüttengründungen nach 1945 auch nicht einer gemeinsamen, auf die Nachkriegssituation ausgerichteten Konzeption, sondern fanden ihre Gemeinsamkeit vor allem in ihrem Traditionsbezug zur Bauhüttenbewegung der Weimarer Republik, wenngleich der 1946 provisorisch (wieder)gegründete Verband sozialer Baubetriebe (VsB) beides anstrebte: eine von ihm gelenkte Integration und Steuerung der Bauhütten auf einer gemeinsamen, für die Bauhütten verbindlichen Konzeption. Eine Folge dieser Konstitutionsbedingung der Nachkriegs-Bauhütten war eine ausgewiesene – und letztlich nicht zu überwindende – Heterogenität der Bauhütten. Eine Konsequenz davon war, daß es bis Ende der 1940er bzw. Anfang der 1950er Jahre nicht gelang, die Bauhütten auf eine gemeinsame Zielsetzung zu verpflichten und in einer Organisation zusammenzuführen, wie es der Verband sozialer Bauhütten während der Weimarer Republik, gestützt auf eine direkte Beteiligung am Gesellschaftskapital der einzelnen Bauhütten, im Verlauf der 1920er Jahre durchzusetzen vermochte.

Abhängig vom Zeitpunkt der Gründung und den lokalen Gegebenheiten divergierten Initiatoren und Organisationsform, die Zusammensetzung der Gesellschafter und die Ausstattungen der Bauhütten. Dadurch beeinflußt wurden deren Aufgaben, Auftragslage und Mitarbeiterzahl, schließlich auch die wirtschaftliche Entwicklungschance der einzelnen Unternehmen.

Einige Gründungshemmnisse, wie sie sich 1945/46 darstellten, hatte Martin Kratzer, Initiator und Aufsichtsratsvorsitzender der Bauhütte Schwaben und Neuburg eGmbH, in einem Ende Oktober 1946 an Hermann Schlimme (FDGB) gerichteten Schreiben zusammengefaßt: „Einmal ist die ideelle Einstellung der Gewerkschaften sehr passiv und überhaupt nicht mit dem Schwung zu vergleichen, den die Gewerkschaften nach dem ersten Weltkrieg hinsichtlich der Bauhüttenfrage in einer geradezu grandiosen Weise zeigten. Ferner haben wir keine führenden Leute zur Verfügung, die gewerkschaftlich geschult, politisch sauber und fachlich geeignet sind. [...] Natürlich sind auch die materiellen Voraussetzungen zur Gründung von Bauhütten sehr mangelhaft, besonders in bezug auf Beschaffung des Inventars. [...] Auch die geistige Bereitschaft der

11 Einige Bauhütten griffen bei ihrer Gründung nach 1945 auf den Mustergesellschaftsvertrag zurück, der in der Weimarer Republik vom VsB durchgesetzt werden konnte, vgl. Benno Heinen, Freigewerkschaftliche Unternehmen der deutschen Bauarbeiter. Dargestellt an den „Vereinigten Bauhütten, Hoch-, Tief- und Eisenbetonbaugesellschaft mbH Dortmund" und den ihr angegliederten Tochtergesellschaften, Diplomarbeit, Ms., Köln 1956, S. 41 ff., 47, 52. Wiedergabe dieses Mustergesellschaftsvertrages in August Ellinger, Zehn Jahre Bauhüttenbewegung. Eine kurze Geschichte des Verbandes sozialer Baubetriebe, Berlin 1930, S. 181–191 (Anhang II).

Bauarbeiter ist mit jener von 1919 gar nicht zu vergleichen. Es scheint uns, daß die zwölf Jahre Hitler-Regime einen geistigen Rückschlag gebracht haben, der hinsichtlich unserer Wirtschaftsauffassung geradezu erschütternd ist." [12]

Im „Geschäftsbericht der Bauhütte Schwaben und Neuburg eGmbH, Augsburg, vom 1. 10. 1945 bis 31. 12. 1945" konkretisierte und modifizierte Kratzer diese Feststellung am Beispiel „seiner" Bauhütte. Deren Wiedergründung ging auf die Initiative des früheren Geschäftsführers der Bauhütte – also ihn selbst – zurück, während die Wahl der Genossenschaft als Gesellschaftsform für die Bauhütte durch den verzögerten Aufbau der Gewerkschaften bedingt wurde, weshalb „keine Möglichkeit gegeben [war], den Betrieb unter Führung von Gewerkschaften zu gründen".[13] Gewerkschaftliche Bindung – wie noch zu zeigen sein wird – findet sich bei den zeitlich späteren Gründung ausnahmslos, wenn auch in variierender Form. Zugleich bestand ein ausgeprägter Bezug der Bauhüttengründung nach 1945 zur Bauhüttenbewegung der Weimarer Republik. Das zeigte sich bereits bei Ansiedlung der Bauhüttengründungen: die Mehrzahl (fast zwei Drittel) der zwischen 1945 und 1948 gebildeten Bauhütten entstand an Orten, an denen es auch vor 1933 Bauhütten gab[14] (vgl. Tabelle 3 im Anhang). Zugleich markieren diese Zahlen allerdings auch einen nicht unerheblichen Kontinuitätsbruch durch die Zeit des Nationalsozialismus. Denn nur an etwa einem Drittel der Orte, an denen vor 1933 Bauhütten in den Gebieten der drei Westzonen bestanden hatten, wurde nach 1945 der Versuch unternommen, diese Tradition aufzugreifen und fortzusetzen.

Der Traditionsbezug kam indes deutlich durch personelle Kontinuitäten zum Ausdruck, auch wenn hier erhebliche Unterschiede festzustellen sind und offensichtlich keineswegs immer ehemalige führende „Bauhüttenleute" die Initiative ergriffen. Das erwähnte Beispiel der Augsburger Bauhütte, bei der die Gründungsinitiative vom ehemaligen Geschäftsführer der Bauhütte ausging, war – soweit derzeit die Entstehungsgeschichte einzelner Bauhütten rekonstruiert ist – dennoch kein Einzelfall. In Dortmund ging die Anregung zur 1947 erfolgten Gründung einer Bauhütte von dem damaligen Oberstadtdirektor Wilhelm Hansmann aus. Vor 1933 war Hansmann als Landrat tätig und Vorsitzender im Aufsichtsrat der aus einem Zusammenschluß vorher eigenständiger Bauhütten im Jahr 1926 gegründeten Vereinigte Bauhütten Bochum-Witten-

12 Schreiben M. Kratzer, Bauhütte Schwaben u. Neuburg eGmbH, Augsburg, an Schlimme, FDGB Berlin, 30. 10. 1946, in: Landesarchiv Berlin, Bestand FDGB-Bezirksvorstand, B/411.

13 Geschäftsbericht der Bauhütte Schwaben und Neuburg eGmbH Augsburg vom 1. 10. 1945 bis 31. 12. 1945, S. 5, in: SAPMO-BArch, DY 34/2488. – Im erwähnten Schreiben an Schlimme weist Kratzer darauf hin, daß die Genossenschaft „später in eine GmbH umgewandelt und den Gewerkschaften zugeführt werden soll".

14 Die Feststellung von Mersmann und Novy (Anm. 8), S. 139, „an den ehemaligen Standorten [...] wurden einzelne Bauhütten wiedergegründet", bedarf einer Einschränkung. Von den 26 Bauhütten, deren Gründung in der britischen und amerikanischen Zone zwischen 1945 und 1948 erfaßt werden konnten, entstanden acht an Orten, an denen 1932/1933 keine Bauhütten bestanden: Braunschweig, Hannover (hier gab es nur eine Malereigesellschaft mbH), Krefeld, Moers, Oberhausen, Schwelm, Uelzen und Würzburg; gelegentlich wird auch erwähnt, daß zeitweise selbständige Bauhütten in Bonn und Düsseldorf bestanden (vgl. Heinen, S. 52, 61), da weitere Daten zu diesen Unternehmen (im übrigen auch an Orten ohne Bauhütten in der Weimarer Zeit) nicht vorliegen, wurden sie in der Tabelle nicht berücksichtigt.

Dortmund GmbH[15]. Die Wiedererrichtung der Bielefelder Bauhütte (1946) ging von der Initiative des örtlichen Gewerkschaftssekretärs des Industrieverbandes Bau aus, „der vor 1933 als Maurer in der früheren Bauhütte ‚Teutoburg' gearbeitet hatte".[16] Und an der Gründung der Bauhütten in Bremen (1946) und Bremerhaven (1948) waren – nach den Angaben von Benno Heinen – „Personen beteiligt, die schon vor 1933 in den früheren sozialen Baubetrieben dieser Städte gearbeitet hatten".[17] Sofern nicht unmittelbare Verbindungen und Erfahrungen mit den früheren Bauhütten die Gründungsinitiativen bestimmten, waren sie doch zumindest mittelbar durch Funktionen in der örtlichen Gewerkschaftsbewegung der Weimarer Republik vermittelt. Als ehemaliger Gewerkschaftssekretär dürfte Heinrich Jochem vor 1933 mit den Bauhütten vertraut gewesen sein; 1946 förderte er in Oberhausen als Vorsitzender des Ortsausschusses der Gewerkschaften und als Stadtverordneter die Gründung der Bauhütte Rhein-Ruhr GmbH.[18]

Zu den variierenden personellen Beziehungen zur früheren Bauhüttenbewegung[19] – sie setzte sich fort in der Anwendung des Mustergesellschaftsvertrages des ehemaligen Verbandes sozialer Baubetriebe oder in der Übernahme von Gesellschaftsverträgen früherer Bauhüttenunternehmen bei der Neugründung nach 1945 – paßte es, daß jeweils unterschiedliche Gesellschafter sich zur Gründung von Bauhütten zusammenfanden. Da die Neugründung von Bauhütten vor allem durch die jeweiligen örtlichen Interessen und Bedingungen bestimmt wurden, führte dies zu einer ausgesprochen lokalen Prägung der Zusammensetzung der Bauhüttengesellschafter, was in der Folgezeit ein Beharren gegen Zentralisierungstendenzen begünstigte. Zugleich führte diese örtliche Prägung zu einer, insgesamt gesehen, heterogenen Gesellschafterstruktur, was gleichfalls dem Bemühen um eine Vereinheitlichung der Bauhüttenbewegung entgegenwirkte.

Im Vergleich zur Zentralisierung und Dominierung der Bauhüttenbewegung durch die freien Gewerkschaften, insbesondere durch den Deutschen Baugewerksbund und durch den Verband sozialer Baubetriebe,[20] kann die lokale Ausrichtung der Bauhütten nach 1945 exemplarisch an den von Benno Heinen untersuchten Bauhütten in

15 Vgl. Heinen (Anm. 11), S. 40. Wilhelm Hansmann (geb. 1886), Mitglied der SPD, war in der Weimarer Republik Landrat im Landkreis Hörde, später Landkreis Ennepe-Ruhr-Kreis, für die SPD Mitglied der Stadtverordnetenversammlung von Dortmund, 1928–1933 MdL von Preußen, emigrierte Ende März 1933, nachdem er von den Nationalsozialisten schwer mißhandelt worden war; im Oktober 1945 kehrte er nach Deutschland zurück, wurde 1945 Mitglied der Dortmunder Ratsversammlung, im Februar 1946 Oberbürgermeister, von April 1946 bis Dezember 1954 Oberstadtdirektor von Dortmund, vgl. Bibliographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933, Bd. I (Politik, Wirtschaft, Öffentliches Leben). Hrsg. von Werner Röder und Herbert A. Strauss, München 1980, S. 269 f.

16 Heinen (Anm. 11), S. 47.

17 Ebd., S. 53.

18 Ebd., S. 48 f.

19 Verbindungen zur Bauhüttenbewegung der Weimarer Republik hatten u. a. auch *Franz Briel,* der seit 1946 als Geschäftsführer des VsB agierte und ab 1922 Geschäftsführer der Bauhütte Teutoburg, Bielefeld, war; Wilhelm Schulte, der 1948 die Bauhütte Essen auf dem Bauhüttentag vertrat und ab 1921 als Geschäftsführer des Bauhüttenbetriebsverbandes Ruhrkohlenbezirk des VsB beschäftigt war.

20 Vgl. August Künkel, Entwicklung und wirtschaftliche Lage der dem Verband sozialer Baubetriebe angeschlossenen Bauhütten nach dem Stande vom 30. Juni 1933 und 1. Mai 1945, Berlin-Rahnsdorf, 20. 6. 1946, in: SAPMO-BArch, B 200.25.

Dortmund, Bielefeld, Oberhausen und Solingen[21] aufgezeigt werden. Während die Bauhütte Teutoburg in Bielefeld 1946 von den Beauftragen der Ortsvereinigungen von acht Industrieverbänden gegründet wurde, hatte die Vereinigte Bauhütten Dortmund-Witten-Bochum GmbH nur zwei Gesellschafter: den Ortausschuß der Gewerkschaften in Dortmund, der drei Viertel des Gesellschaftskapitals von insgesamt 200000 RM übernahm, und die Konsumgenossenschaft Dortmund-Hamm eGmbH.[22] Noch markanter auf die lokalen Bedürfnisse zugeschnitten waren die Gründerkonstellationen in Oberhausen und Solingen. An der Gründung der Bauhütte Rhein-Ruhr GmbH in Oberhausen beteiligten sich 1946 neben dem Ortsausschuß der Gewerkschaften und vier Verwaltungsstellen von Einzelgewerkschaften die Stadt Oberhausen und drei lokale Wohnungsbaugenossenschaften. In Solingen brachten das Gründungskapital von 150000 RM – neben dem Ortsausschuß der Gewerkschaften, der einen geringen Anteil von 10 Prozent hielt – die Stadt Solingen und fünf Wohnungsbaugenossenschaften auf.

Die von lokalen Bedürfnissen und Bedingungen bestimmten Gründungskonstellationen treten vor allem durch die Beteiligung von gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaften hervor, wie sie bei den Bauhütten in Solingen und Oberhausen zu finden waren, aber auch für Wuppertal[23] und Karlsruhe[24] berichtet wurden.

Eine weitere Variation der Gründungskonstellationen weist die Bauhütte Schwelm auf. Mitgeteilt wurde, daß aufgrund der finanziellen Schwäche der örtlichen Gewerkschaften diese mit 1000 RM nur zwei Prozent des Gesellschaftskapital hielten, während die übrigen 49000 RM von Belegschaftsmitgliedern stammten.[25] Jedoch führten nur in wenigen Fällen die verzögerte Gründung von Gewerkschaften und deren Ressourcenschwäche dazu, den Bauhütten die Rechtsform einer Genossenschaften zu geben (vgl. Tabelle 1 und 2 im Anhang). Aber auch bei diesen Bauhütten war die Umbildung in eine GmbH beabsichtigt oder konnte noch – wie bei der Bauhütte Kiel – vor Gründung der Bundesrepublik durchgeführt werden.[26] Offensichtlich wurde bei der Wahl der Gesellschaftsform die Erfahrung der Weimarer Republik beachtet; die anfangs überwiegend als Genossenschaft gegründeten Bauhütten wurden in Kapitalgesellschaften (vor allem GmbH) umgewandelt, die sich für Bauunternehmungen als funktionsgerechter erwiesen hatten.

Neben der stark variierenden und von den örtlichen Gegebenheiten bestimmten Zusammensetzung der Gesellschafter der Bauhütten zeichnete sich der kapitalmäßig

21 Vgl. Heinen (Anm. 11), S. 38–58.

22 Vgl. Abschrift der Urkunde des Notars Dr. jur. Jacob Koppel 29/1947, 29. 7. 1947, Gesellschaftsvertrag der Vereinigte Bauhütten Dortmund-Witten-Bochum GmbH, in: AsD/FES, Bestand DGB, MF 11/388, Bl. 65–67.

23 Vom Stammkapital von 100000 RM der 1946 gegründeten Bauhütte Wuppertal GmbH zeichnete eine örtliche gemeinnützige Baugenossenschaft 60 Prozent, vgl. Protokoll Bauhüttentag 1947 (Anm. 10), S. 9.

24 An der erst Anfang 1948 entstandenen Bauhütte Karlsruhe beteiligten sich neben lokalen „Industrieverbänden, der Ortsausschuß, gemeinnützige Baugenossenschaften und verschiedene Einzelpersonen", Protokoll Bauhüttentag 1948 (Anm. 1), S. 3.

25 Vgl. ebd., S. 5.

26 Vgl. Geschäftsbericht der Bauhütte Schwaben und Neuburg eGmbH Augsburg vom 1. 10. 1945 bis 31. 12. 1945, S. 5, in: SAPMO-BArch, DY 34/2488; ferner Protokoll Bauhüttentag 1947 (Anm. 10), S. 8; Protokoll Bauhüttentag 1948 (Anm. 1), S. 3; Heinen (Anm. 11), S. 53.

häufig dominierende Kreis der Gewerkschaften dadurch aus, daß es sich um lokale Organisationseinheiten (der Einzelgewerkschaften und der Ortskartelle/-ausschüsse) handelte, während zonale und Landesgewerkschaften oder deren Dachverbände zu diesem Zeitpunkt nicht an den Bauhüttengründungen beteiligt waren bzw. sein konnten.[27]

Die Chancen der Bauhütten, sich zwischen 1945 und der Währungsreform zu leistungsfähigen Unternehmen zu entwickeln, war nicht zuletzt von den jeweiligen lokalen Bedingungen abhängig. Wichtige Faktoren neben der Kapitalausstattung waren die Ausstattung mit Baugeräten, Maschinen und Gerüsten, die Versorgung mit Baumaterialien und die Bindung von Beschäftigten an die Betriebe.

Schon im Oktober 1946 hatte, wie erwähnt, Martin Kratzer (Bauhütte Schwaben und Neuburg eGmbH) auf eine nach „zwölf Jahren Hitler-Regime" fehlende „geistige Bereitschaft der Bauarbeiter", die Bauhüttenbewegung aktiv zu unterstützen, hingewiesen.[28] Diesen Traditionsbruch in der Arbeiterbewegung konstatierte auch die Verwaltungsstelle Hamburg der Industriegewerkschaft Bau. In ihrem Jahresbericht für 1948 wies sie auf die Schwierigkeit hin, geeignetes Personal für die Bauhütten zu finden und bemerkte: „Unsere besten Facharbeiter, die wir für einen sozialen Baubetrieb benötigten, konnten anfangs nicht erkennen, wie dringend notwendig sie für den Aufbau unserer neugegründeten Bauhütte waren. [...] Durch unsere aktive Aufklärung ist es allmählich gelungen, einen Stamm von Bauarbeitern zu gewinnen, der bereit ist, im Interesse der Wohnungslosen der Bauhütte zu helfen, ihre Aufgaben in bezug auf Preisverbilligung und Preisregulierung zu lösen."[29] Allerdings dürfte die Erfahrung der Hamburger Bauhütte eher die Ausnahme gewesen sein; die Berichte auf den Bauhüttentagen 1947 und 1948 zeichneten – neben einem generellen Mangel an Arbeitskräften – überwiegend ein Bild mangelnder Akzeptanz der Bauhüttenidee bei den Beschäftigten, einer daraus resultierenden geringen Identifikation mit der Bauhütte und eine geringe Betriebsbindung.

Ein Mangel an Arbeitskräften, der von einigen – aber keineswegs von allen – Bauhütten auf den Bauhüttentagen 1947 und 1948 beklagt wurde, korrespondierte in den ersten Nachkriegsjahren mit einer geringen Arbeitsleistung.[30] Franz Briel, Geschäftsführer des VsB, machte auf dem Bauhüttentag 1947 auf den Verlust aufmerksam, den jeder Betrieb durch Fehl- und Bummelstunden der Belegschaft hatte. Es waren vor

27 Vgl. DGB (BBZ), Bundesvorstand, Beteiligung der Orts- und Kreisausschüsse der britischen Zone, die bis zum 15. 12. 1947 vorliegen, in: AsD/FES, Bestand DGB, 5/DGAC 000025, Bl. 88 f. – als „Beteiligungen an Bauhütten" werden hier aufgeführt: Bauhütte Nord, Hamburg, Bauhütte Dortmund, Bauhütte Niederrhein, Krefeld, Bauhütte Solingen, Bauhütte Moers.

28 M. Kratzer, Bauhütte Schwaben u. Neuburg eGmbH, Augsburg, an Schlimme, FDGB Berlin, 30. 10. 1946, in: Landesarchiv Berlin, Bestand FDGB-Bezirksvorstand, B/411.

29 Industriegewerkschaft „Bau", Verwaltungsstelle Hamburg, Jahresbericht 1948, Hamburg o. J., S. 13 f.

30 Über einen Mangel an Arbeitskräften klagten 1947 (vgl. Protokoll Bauhüttentag 1947) die Bauhüttenbetriebe in Bremen, Neumünster, Wuppertal; 1948 (vgl. Protokoll Bauhüttentag 1948) die Bauhütten in Dortmund, Hannover und Wuppertal. Die Bauhütte Krefeld, die bedauerte, ihre Beschäftigtenzahl nicht erhöhen zu können, verwies auf den „Unverstand der Bauarbeiter, die dem Gewerkschaftsbetrieb der Bauhütten gleichgültig gegenüberstehen" (ebd., S. 4). Die Bauhütte Solingen, die 110 Arbeiter im Jahr 1948 beschäftigte, hatte den Belegschaftsstand offensichtlich dadurch erreichen können, daß „als Anreiz für die Belegschaft [...] eine Betriebsunterstützungskasse gegründet" wurde (ebd., S. 6).

allem die unzureichenden Lebensbedingungen (Ernährung, Wohnung, Verkehrssituation usf.), die zu physischer Schwäche führten und gleichzeitig einen erhöhten Zeitbedarf für die das Überleben sichernden Kompensations- und Schwarzmarktgeschäfte verlangten.[31] Die neugegründeten Bauhütten verfügten offensichtlich nicht über die Verbindungen und Ressourcen, um Kompensationsgeschäfte für ihre Beschäftigten durchführen zu können.

Begrenzt wurde die Entwicklung der Bauhütten auch dadurch, daß „nach 1945 [...] kaum die Möglichkeit" bestand, wie der Geschäftsbericht des DGB (BBZ) 1949 feststellte, „das zur Errichtung dieser Betriebe notwendige Gerät und Gerüstzeug und den entsprechenden Maschinenpark zu beschaffen".[32] Auf den Bauhüttentagen machten verschiedene Bauhütten auf diesen Mangel aufmerksam.[33] Mitunter wurde er so umfassend empfunden, daß nur noch festgestellt werden konnte, daß ein „völliger Mangel an Maschinen und Gerät" bestehe oder es „an allem" fehle. Die Folge war, daß manche Bauhüttenbetriebe anfangs als „Handwerksbetriebe" arbeiteten und Tagelohnarbeiten ausführten.

Für die Bauhütten bestanden 1947/48 daher durchaus unterschiedliche Situationen: verschiedene Bauhüttenbetriebe verfügten zwar über genügend Maschinen und Geräte, verzeichneten jedoch einen Mangel an Arbeitskräften, weshalb sie nicht alle Aufträge annehmen oder ausführen konnten; bei anderen Bauhütten führte der Mangel an Maschinen, Geräten und Gerüsten dazu, daß nicht alle Arbeitskräfte beschäftigt werden konnten. Begrenzend kam hinzu, daß „neue Baubetriebe" wie die Bauhütten, „die nicht über alte Geschäftsverbindungen verfügten, [...] nur sehr selten die notwendigen Bau-, Bauhilfs- und Betriebsstoffe erhalten" konnten.[34] Eine Folge war, daß, wie „Kollege Matenaers" von der Bauhütte Teutoburg in Bielefeld 1947 berichtete, die „Baustoffbeschaffung [...] in der Regel den Bauherrn überlassen werden" muß.[35] Bis zum Bauhüttentag 1948 hatte sich das Problem der Baustoffbeschaffung für die Bauhütten etwas entspannt, da der VsB als Kontingentträger anerkannt worden war. In die gleiche Richtung wirkte, daß die Bauhütten einen erheblichen Teil ihrer Aufträge von den Kommunen und von gemeinnützigen Wohnungsbau-Unternehmen erhielten.

Während sich die Beziehungen zu den Stadtverwaltungen für die Bauhütten unterschiedlich gestalteten – mitunter wird die Kooperation betont, gelegentlich die mangelnde Unterstützung durch die Behörden beklagt, ohne daß stets die lokalen Gründe dafür aus den Berichten auf den Bauhüttentagen zu erkennen sind –, weist 1948 die Auftragsstruktur der Bauhütten eine hohe Ähnlichkeit aus (sie gleicht im übrigen der Auftragsstruktur in der Weimarer Republik): einen Schwerpunkt bildete der Wohnungsbau für kommunale Bauträger und für gemeinnützige Wohnungsbaugenossenschaften;

31 Vgl. Christoph Kleßmann, Die doppelte Staatsgründung. Deutsche Geschichte 1945–1955, Göttingen 1982, S. 46–53.

32 Die Gewerkschaftsbewegung in der britischen Besatzungszone. Geschäftsbericht des Deutschen Gewerkschafts-Bundes (britische Besatzungszone) 1947–1949, Köln [1949], S. 248.

33 Zum folgenden wiederum die Berichte der Bauhütten auf den Bauhüttentagen 1947 und 1948: Protokoll Bauhüttentag 1947 (Anm. 10); Protokoll Bauhüttentag 1948 (Anm. 1).

34 Die Gewerkschaftsbewegung in der britischen Besatzungszone (Anm. 32).

35 Protokoll Bauhüttentag 1947 (Anm. 10), S. 7.

örtlich, z. B. bei den Bauhütten in Essen und Oberhausen, kam dem Programm für den Bergmannswohnungsbau Bedeutung zu.[36] Daneben spielte die Bautätigkeit für die Arbeiterwohlfahrt, für Konsumgenossenschaften und Arbeiterorganisationen eine Rolle.

Insgesamt betrachtet sind es eine Vielzahl von variierenden Faktoren, die die Bildung, die materielle Ausstattung und die Entwicklung der Bauhütten in der Nachkriegsphase beeinflußten. Trotz ähnlicher Rahmenbedingungen konkretisierten diese sich für die Betriebe in erheblicher Varianz auf der lokalen Ebene. Heterogenität und ein ausgeprägter lokaler Bezug bestimmten dementsprechend die Bauhüttenentwicklung nach 1945; beides hemmte Versuche des Verbandes sozialer Baubetriebe, die Bauhütten wie in der Weimarer Republik stärker zu vereinheitlichen.

II. Der Verband der sozialen Baubetriebe nach 1945

Als der Verband sozialer Baubetriebe (VsB) am 22. Mai 1946 in Hamburg neu gegründet wurde,[37] nahmen an diesem Ereignis gerade einmal Vertreter von vier Bauhütten und von zwei Betrieben der Deutschen Bau AG[38] teil.[39] Die Gründungsveranstaltung konnte, wie es die bayerische „Gewerkschafts-Zeitung" ausdrückte, „nach Sachlage nur eine vorläufige Fühlungnahme zwischen den früheren Bauhüttenleuten zum Zweck

36 Die Bauhütte Kiel, die 1948 200 Beschäftigte zählte, gab auf dem Bauhüttentag an, daß 60 Prozent ihrer Bautätigkeit für gemeinnützigen Wohnungsunternehmen erfolgten; die Bauhütte Krefeld gab 1948 an, zu einem Drittel für die Stadtverwaltung, aber zu zwei Drittel für gemeinnützige Baugenossenschaften tätig zu sein; bei der Bauhütte Bielefeld, die 1947 bereits etwa 80 Mitarbeiter hatte, waren es 45 Prozent, während Konsumgenossenschaften, staatliche Stellen und die Industrie den übrigen Auftragsanteil ausmachten, vgl. Protokoll Bauhüttentag 1948 (Anm. 1), S. 4, 2.

37 In der Weimarer Republik war der VsB 1920 in der Rechtsform einer GmbH gegründet worden; zwar dominierte der Deutsche Baugewerksbund mit über 50 Prozent der Gesellschaftsanteile den Verband, dennoch hatten (Anfang der 1930er Jahre) in relevanten Umfang auch ADGB und AfA-Bund sowie verschiedene Einzelgewerkschaften Gesellschaftsanteile, was nicht zuletzt ein breites gewerkschaftliches Interesse an der Bauhüttenbewegung zum Ausdruck bringt. Die Struktur und Funktion des VsB wurde 1928 folgendermaßen charakterisiert: „Der Verband sozialer Baubetriebe ist [...] nicht, wie man aus seinem Namen schließen könnte, ein Verband von Betrieben, sondern ein Bund von Gewerkschaften. Er ist gegründet zu dem Zwecke, die heute vorhandenen sozialen Baubetriebe im Auftrage der Gewerkschaften kaufmännisch, technisch und wirtschaftlich zu beraten, sie gegenüber den Behörden und wirtschaftlichen Organisationen zu vertreten, nach Möglichkeit neue Betriebe zu gründen und damit allmählich einen immer größer werdenden Teil der deutschen Bauwirtschaft für die Gewerkschaften zu erobern" (Die Angestelltenbewegung 1925 bis 1928. Geschichts- und Handbuch der Wirtschafts-, Sozial- und der Gewerkschaftspolitik, Berlin 1928, S. 109 f.). – Der 1946 neugegründete VsB war zunächst nur eine Koordinationsstelle, die den Bauhüttengedanken wiederzubeleben suchte, Bauhüttentage organisierte und neugegründete Bauhütten durch Information und Koordination zu integrieren bemüht war.

38 Die Deutsche Bau AG wurde 1936 von der DAF gegründet. Sie diente als Ersatz für die Bauhütten, die die DAF von den freien Gewerkschaften „übernommen" hatte, deren wirtschaftlich rentable Führung ihr jedoch nicht gelang (vgl. Peter Rütters, Die Bauhütten im Konfliktfeld zwischen DAF-Aufbau und NS-Mittelstandspolitik. Von der Schwierigkeit der Deutschen Arbeitsfront, Gewerkschaftsunternehmen erfolgreich zu übernehmen, in: *IWK*, Jg. 36 (2000), H. 2, S. 175–199). Die Deutsche Bau AG mit Sitz in Berlin war ein zentralisiertes Unternehmen mit mehreren Zweigstellen im Reich, u. a. in Hamburg.

39 Vgl. die Angaben von Franz Briel, in: Protokoll Bauhüttentag 1947 (Anm. 10), S. 2.

haben".[40] In den Jahren bis 1949 folgten dieser ersten Tagung drei weitere Treffen – am 24. Oktober 1946 in Bremen, am 23./24. Juli 1947 in Bielefeld und am 11./12. Mai 1948 in Oberhausen – mit einer jeweils wachsenden Zahl vertretener Bauhütten.[41]

Die Initiative zur Neugründung des Verbandes sozialer Baubetriebe[42] ging – angesichts des verzögerten Gewerkschaftsaufbaus[43] – von der lokalen Ebene aus. Sie wurde von Gewerkschaftern und „Bauhüttenleuten" getragen, die bereits während der Weimarer Republik mit der Bauhüttenbewegung vertraut waren und diese Tradition unter den Nachkriegsbedingungen wiederzubeleben versuchten. Federführend waren 1946 der Verbandsleiter des neugegründeten Baugewerkschaftsbundes in Hamburg, Paul Bebert,[44] und der Architekt und ehemalige Geschäftsführer der Bauhütte Teutoburg in Bielefeld, Franz Briel.[45]

Angesichts des verzögerten Gewerkschaftsaufbaus und der geringen Zahl von Bauhütten in den Jahren 1946/47 – aber auch angesichts gewerkschaftsinterner Differenzen – war es, obwohl nachdrücklich angestrebt, anfangs nicht möglich, dem VsB wieder die Rechtsform einer GmbH und damit die Funktion einer Dachgesellschaft zu geben. Bis der VsB schließlich am 12. März 1949 als GmbH gegründet wurde,[46] bildete er ein Koordinationsforum unabhängiger Bauhütten. Da der konzeptionelle, personelle und organisatorische Einfluß des alten VsB nicht zuletzt auf seiner (häufig majoritären) Kapitalbeteiligung an den Bauhütten beruhte,[47] hatte der 1946 gegründete Verband nur geringe Chancen, diesen ebenfalls erhobenen Anspruch durchzusetzen.

40 *Gewerkschafts-Zeitung. Organ des Bayerischen Gewerkschaftsbundes,* Jg. 1, Nr. 8, 5. 12. 1946 – „Zweiter Bauhüttentag in Bremen". – Die Protokolle der beiden Bauhüttentage im Jahr 1946 konnten nicht aufgefunden werden.

41 Auf dem Bauhüttentag im Mai 1948 waren immerhin Vertreter von 22 Bauhütten anwesend, vgl. Protokoll Bauhüttentag 1948 (Anm. 1), S. 1. Auf der Tagung 1946 waren 8 Bauhütten vertreten, 1947 bereits 14, vgl. Angaben in Protokoll Bauhüttentag 1947 (Anm. 10), S. 2. – Mit Stand März 1948 waren dem VsB immerhin 20 Bauhütten in der britischen Zone angeschlossen, von denen zu diesem Zeitpunkt 15 ihren Beitrags- und Berichtspflichten nachkamen, vgl. Protokoll Bauhüttentag 1948 (Anm. 1), S. 2. An anderer Stelle dieses Protokolls (S. 9) wird berichtet, daß 1948 „in den 16 tatsächlich arbeitenden Betrieben der britischen Zone etwa 1000 Mann beschäftigt" seien und deren „Stammkapital [...] etwa RM 1350000" betrage.

42 Der alte, 1920 gegründete VsB bestand zu dieser Zeit noch als „GmbH in Liquidation" mit Sitz in Berlin. Der VsB GmbH i. L. war von der DAF weitergeführt worden, um die vermögensrechtliche Abwicklung der Bauhütten durchzuführen, die bis Kriegsende 1945 für eine Anzahl von Bauhütten nicht abgeschlossen war.

43 Vgl. Quellen zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung im 20. Jahrhundert, Bd. 6: Organisationsaufbau der Gewerkschaften 1945–1949. Bearb. von Siegfried Mielke unter Mitarbeit von Peter Rütters, Michael Becker und Michael Fichter, Köln 1987.

44 Vgl. ebd., S. 355, 349, Anm. 1.

45 Vgl. Handbuch des Vereins Arbeiterpresse. Hrsg. vom Vorstand des Vereins Arbeiterpresse, vierte Folge 1927, Berlin 1927, S. 215.

46 Das Gesellschaftskapital von 500000 DM übernahmen 1949 der DGB (BBZ) (200000 DM) und die IG Bau der britischen Zone (300000 DM); eine systematische Beteiligung am Grundkapital aller Bauhütten war mit diesem Grundkapital jedoch nicht möglich.

47 Einen Überblick über die Beteiligung des VsB am Gesellschaftskapital der einzelnen Bauhütten findet sich bei August Künkel, Entwicklung und wirtschaftliche Lage der dem Verband sozialer Baubetriebe angeschlossenen Bauhütten nach dem Stande vom 30. Juni 1933 und 1. Mai 1945 (Anm. 20), S. 3 und Anhang (Vermögens-Zusammenstellung).

Unter diesen Voraussetzungen konnte sich der VsB in der Nachkriegszeit kaum organisatorisch entwickeln. Zwar gelang es ihm, von 1946 bis 1948 jährlich eine Bauhüttentagung durchzuführen, doch waren dem eigenen institutionellen Aufbau enge Grenzen gesteckt, teils aufgrund der zurückhaltenden Beteiligung der Gewerkschaften, teils aufgrund eines begrenzten Interesses der lokal orientierten Bauhütten.

Ohne Kapitalausstattung und Beitragseinnahmen hatte der VsB seine Tätigkeit 1946 begonnen, gestützt auf das Engagement ehemaliger „Bauhüttenleute" und auf die Hilfe der Hamburger Baugewerkschaft. 1946/47 finanzierte sich der VsB durch freiwillige Beitragsleistungen, und 1947 beschloß der Bauhüttentag schließlich eine obligatorische Beitragsleitung der Bauhütten von einem Prozent der Lohn-Gehalts-Summe und einen festen monatlichen Beitrag von drei Reichsmark einzuführen. Diese finanzielle Ausstattung des VsB war erforderlich geworden, um die „erweiterten Aufgaben" erfüllen und die „Einstellung einer Hilfskraft" ermöglichen zu können.[48] Jedoch zeitigte dieser Beschluß nur eine geringe Wirkung; die Einkünfte des VsB blieben auch 1948 noch so niedrig, „daß bisher kein Gehalt gezahlt werden konnte", wie Paul Bebert auf dem Bauhüttentag betonte.[49]

Zu den „erweiterten Aufgaben" gehörte ein institutioneller Ausbau des VsB 1947/48 durch die Einrichtung von Bezirksverbänden (für Nordrhein/Westfalen und Nord/Niedersachsen). Diese Bezirksverbände, die nicht mehr waren als Koordinationsadressen bestellter Vertreter einer Bauhütte, sollten vor allem die Aufgabe wahrnehmen, für die Bauhütten des jeweiligen Bezirks (oder Landes) als Antragsteller und Träger kontingentierter Baustoffe, Baumaschinen und Geräte bei den zuständigen Landesministerien aufzutreten. Eine Binnendifferenzierung des VsB entstand dadurch nicht; sie wäre angesichts der geringen Zahl von Bauhütten wohl auch kaum funktional gewesen.

Grenzen der Verpflichtung der einzelnen Bauhütten auf den VsB zeigten sich bereits bei dem Bemühen, die Bauhütten zu regelmäßiger Berichterstattung (zum Teil auch Beitragsleistung) anzuhalten. Differenzen bestanden zwischen dem VsB und einzelnen Bauhütten aber auch bei konzeptionellen Fragen. Folglich vermochte sich der VsB in der Nachkriegszeit nur zu einem Forum von und für Bauhütten zu entwickeln. Diese waren weder finanziell in der Lage noch insgesamt willens, den VsB nach dem Modell der Weimarer Republik in eine Kapitalgesellschaft umzuwandeln und ihm koordinierende und steuernde Funktionen einzuräumen.

Die federführenden Initiatoren für die Wiederbelebung des Verbandes sozialer Bauhütten – vor allem Paul Bebert und Franz Briel in Hamburg – sahen den VsB vor allem in der Tradition der Bauhüttenbewegung der Weimarer Republik. Als Ziel der Verbands- und Bauhüttentätigkeit in der Nachkriegszeit wurde eine gemeinwirtschaftliche Perspektive entworfen, verpflichtet auf einen angestrebten, wenn auch nicht näher charakterisierten Sozialismus.[50] Erwartet wurde, daß die Bauhütten in erheblichem

48 Vgl. Protokoll Bauhüttentag 1947 (Anm. 10), S. 10. – Der Kassenbericht für das erste Quartal 1948 weist neben Beitragseinnahmen in Höhe von 4511,79 RM auch einen Zuschuß der IG Bau (Zonenvorstand) in Höhe von 2000 RM auf, vgl. Protokoll Bauhüttentag 1948 (Anm. 1), S. 2.

49 Ebd., S. 13.

50 Vgl. den Vortrag von Hugo Scheibel, „Was wir wollen", auf dem Bauhüttentag 1947, Protokoll Bauhüttentag 1947 (Anm. 10), S. 2–4. Scheibel, bis 1933 2. Vorsitzender des Deutschen Baugewerksbundes,

Umfang teilhaben würden am Aufbau der zerstörten Städte, was leistungsfähige Bauhütten und eine erhebliche Beteiligung der Gewerkschaften an der Kapitalausstattung des VsB und der Bauhütten verlangte.[51]

Trotz dieses Anspruchs blieben die Kompetenzen und Funktionen des VsB zwischen 1946 und 1948 gering, programmatische Vorstellungen marginal und praxisfern. Forderungen nach einer „einheitlichen Ausrichtung" der Bauhütten und nach einem „Einfluß" des VsB „in den einzelnen Betrieben" hatten bestenfalls appellativen Charakter.[52] Verbindliche Richtlinien für die Bauhütten konnte der VsB aus Mangel an Kompetenzen und Sanktionsmöglichkeiten nicht festlegen, sondern nur vorschlagen. Die Aufgaben des VsB beschränkten sich daher neben wenigen Koordinations- und Servicefunktionen in erster Linie auf Informationsvermittlung und den periodischen Austausch von Erfahrungen (Forumsfunktion der Bauhüttentage).

Immerhin gelang es dem VsB, den alten Mustergesellschaftsvertrag des VsB zu lancieren, so daß ihn, wie Franz Briel auf dem Bauhüttentag 1947 hervorhob, in der Zwischenzeit „fast alle Betriebe [...] als Grundlage übernommen" haben.[53] Die Einflußgrenzen des VsB werden jedoch auch hier deutlich, insofern die Übernahme des Mustergesellschaftsvertrages durch einzelne Bauhütten dem Verband nicht zwangsläufig das Recht personeller Mitbestimmung bei der Bestellung von Geschäftsführern und Prokuristen einräumte, wie es vor 1933 bestanden hatte.[54] Hingegen fand der VsB als *Interessenvertretung* der Bauhütten Anerkennung, insofern er von den Teilnehmern der Bauhüttentage beauftragt wurde, u. a. Verhandlungen mit den Gewerkschaften zur Gründung des VsB als Kapitalgesellschaft aufzunehmen und sich für den Abschluß einer für alle Bauhütten verbindlichen Betriebsordnung mit der IG Bau einzusetzen.[55] Indes zeigte sich bei den Bauhütten eine begrenzte Bereitschaft, Regelungen für eine „einheitliche und straffere Zusammenarbeit der Betriebe"[56] mitzutragen, vor allem

[Forts. von Anm. 50]
war als Gastredner zum Bauhüttentag eingeladen und vertrat in seinem programmatischen Referat Grundzüge der Bauhüttenkonzeption der Weimarer Republik; ferner H. Carlmeyer, „Finanzierungsaufgaben", ebd., S. 5.

51 Vgl. ebd., S. 4 f. – H. Carlmeyer bezifferte beispielsweise den Kapitalbedarf für die britische Zone auf 6 Mio. RM, wenn in genügendem Umfang leistungsfähige Bauhütten gegründet werden sollten.

52 H. Carlmeyer „Finanzierungsaufgaben", ebd., S. 4.

53 Ebd., S. 2.

54 Nach § 8 des Mustergesellschaftsvertrages verfügte der VsB über das Recht der Zustimmung „bei der Bestellung und Abberufung der Geschäftsführer, stellvertretenden Geschäftsführer und Prokuristen", Ellinger (Anm. 11), S. 183. – Vgl. den Gesellschaftsvertrag der Vereinigte Bauhütten Dortmund-Witten-Bochum GmbH vom 29. 7. 1947, Abschrift Notariatsurkunde 29/1947 des Notars Dr. jur. Jacob Koppel, in: AsD/FES, Bestand DGB, 11/338, Bl. 65–67, hier findet sich außer dem Hinweis, daß „Grundsätze und Richtlinien der für die Betriebe der gemeinwirtschaftlichen Bauwirtschaft bestehenden oder zu gründenden Interessengemeinschaft" besondere Beachtung finden sollen, kein weiterer Bezug zur Bauhüttenbewegung. Im Unterschied dazu weist der näher an der VsB-Mustersatzung von 1928 liegende Gesellschaftsvertrag der Bauhütte Köln vom 16. 1. 1947, Abschrift der Notariatsurkunde 20/1947 des Notars Robert Sterck, Köln, in: ebd., Bl. 42–46, in § 8 die fast wörtlich übernommene Formulierung auf: „Die Bestellung und Abberufung der Geschäftsführer, stellvertretenden Geschäftsführer und Prokuristen bedarf der Zustimmung der Dachorganisation."

55 Vgl. Protokoll Bauhüttentag 1947 (Anm. 10), S. 10; ferner Protokoll Bauhüttentag 1948 (Anm. 1), S. 10 bis 13.

56 Protokoll Bauhüttentag 1948 (Anm. 1), S. 10.

wenn dadurch ihre von den lokalen Verhältnissen bestimmte Gründungskonstellation und Handlungsbedingung betroffen worden wären.[57]

Während am Gesellschaftskapital des VsB in der Weimarer Republik alle relevanten freien Gewerkschaften beteiligt waren[58] – auch wenn der Deutsche Baugewerksbund mit 53 Prozent die Mehrheit hielt –, wurde der 1946 neugegründete Verband nicht von den sich in der Gründungsphase befindenden Gewerkschaften getragen. Ressourcen- und Einflußschwäche waren die Folgen und kennzeichneten die VsB-Aktivitäten bis 1949. Die Forderung an die Gewerkschaften, sich wie in der Weimarer Republik an der Gründung des VsB als Kapitalgesellschaft zu beteiligen, hatte für den VsB Priorität und wurde auf den Bauhüttentagen 1947 und 1948 jeweils „mit großer Mehrheit" bzw. einstimmig erhoben.[59]

Die Gründung des VsB als Kapitalgesellschaft war aus mehreren Gründen erforderlich und wünschbar. Erwartet wurde, daß der neugegründete VsB als Nachfolger des alten Bauhüttenverbandes und Hauptgesellschafter der früheren Bauhütten Wiedergutmachungsforderungen auf das ehemalige Bauhüttenvermögen erheben könne.[60] Von größerer Bedeutung für die VsB-Spitze war die erhoffte Unterstützung durch die Gewerkschaften und vor allem die Verbesserung der Ressourcenausstattung, die mit der Aussicht verbunden war, mit Hilfe der zu schaffenden Dachorganisation und über deren direkte Beteiligungen am Gesellschaftskapital der einzelnen Betriebe mittelfristig eine Integration der Bauhütten zu erreichen und dadurch eine einheitliche und zentralisierte Gesamtorganisation zu etablieren.

Die Erwartung an die Gewerkschaften waren jedoch mit der Position konfrontiert, daß der DGB (BBZ) „so lange eine Beteiligung an den Bauhütten abgelehnt hat, wie ein Zusammenschluß der Betriebe im VsB nicht erfolgt" sei.[61] Die Alternative angesichts der zögernden Reaktion des DGB (BBZ) und der Einzelgewerkschaften, daß die Bauhütten selbst eine GmbH als Trägerorganisation gründen könnten, verwarf Max Richter (Bauhütte Solingen), „da die Beiträge [der Bauhütten zum VsB] zu niedrig sind und zum mindesten in den ersten Jahren ein Zuschuß durch die Gewerkschaften erforderlich" wäre.[62]

Die verzögerte – und, wie noch zu zeigen sein wird, in der Form einer Kapitalgesellschaft umstrittene – Gründung eines Verbandes sozialer Baubetriebe wurde durch

57 Umstritten war beispielsweise, ob Wohnungsbaugenossenschaften Gesellschafter von Bauhütten sein sollten wie in Oberhausen, Solingen und Wuppertal. Abgesehen von der Frage, ob darin ein Verstoß gegen Anforderungen an die Gemeinnützigkeit bestand, wurde mit diesem Arrangement eine Abhängigkeit der Bauhütten von potentiellen Auftraggebern befürchtet, was die betroffenen Bauhütten aber nachdrücklich zurückwiesen, vgl. Protokoll Bauhüttentag 1948 (Anm. 1), S. 8 f.

58 Vgl. Ellinger (Anm. 11), S. 92.

59 Vgl. Protokoll Bauhüttentag 1947 (Anm. 10), S. 10 – der Antrag 1 lautete: „Der Bauhüttentag 1947 beauftragt den Vorstand, die Verhandlungen zur Gründung des VsB in der gesetzlichen Form einer GmbH einzuleiten. Als Träger der GmbH sind möglichst sämtliche Gewerkschaften zu gewinnen." Ferner Protokoll Bauhüttentag 1948 (Anm. 1), S. 12 f., der Antrag wurde von den Bauhütten Solingen und Krefeld eingebracht.

60 Vgl. Bauhüttentag 1947 (Anm. 10), S. 9.

61 So die Mitteilung von „Kollege Stöhr", Bauhütte Wuppertal, Protokoll Bauhüttentag 1948 (Anm 1), S. 7.

62 Ebd., S. 12.

die Währungsreform im Juni 1948 weiter aufgehalten. Sie kam erst im März 1949, beschränkt auf die britische Zone, zustande. Beides trug mit dazu bei, daß sich diesem „Verband" ab 1949 nur ein Teil der Bauhütten angliederten.

III. Einfluß der IG Bau auf den Neuaufbau der Bauhütten und die Gründung des VsB

Der durch Einflußnahmen der alliierten Besatzungsmächte in den Westzonen verzögerte Gewerkschaftsaufbau hatte zur Folge, daß auf Landes- oder Zonenebene erst 1946 und 1947 Organisationsstrukturen der Einzelgewerkschaften und Dachverbände entstanden. In der für die Entwicklung der Bauhütten nach 1945 und des VsB wichtigen britischen Zone gelang es den Bauarbeitergewerkschaften, zwar schon 1946 regionale Organisationen zu etablieren, die Gründung einer zonalen Gewerkschaft erfolgte aber erst auf dem 1. Zonenverbandstag am 23. März 1947.[63]

Diese Verzögerung des Gewerkschaftsaufbau begünstigte den Umstand, daß in den Jahren 1946 bis 1948 die Initiativen zur Gründung von Bauhütten und die Bildung des VsB vorrangig von lokalen Bedingungen und Anforderungen bestimmt wurden, unter mehr oder weniger ausgeprägter Beteiligung örtlicher Gewerkschaften. Auf diese relativ unabhängige Bauhüttenentwicklung versuchten seit 1947 Vertreter überörtlicher Gewerkschaftsorgane der sich bildenden IG Bau der britischen Zone Einfluß zu gewinnen und auf gemeinsame Prinzipien und Zielsetzungen zu verpflichten. Auf dem Weg dahin mußte nicht nur die (lokale) Autonomie der Bauhütten begrenzt, sondern es mußten auch unterschiedliche Positionen innerhalb der IG Bau, die sich nicht zuletzt aufgrund des verzögerten Organisationsaufbaus verfestigen konnten, vereinheitlicht werden.

Bereits vor der Gründung des Zonenverbandes der IG Bau war Adalbert Stenzel, der von 1946 bis März 1947 1. Vorsitzender des Industrieverbandes Bau im Bezirk I (Nordrhein) war und mit der Gründung der IG Bau für die britische Zone am 23. März 1947 eines der Vorstandsmitglieder wurde,[64] mit den Bauhüttenangelegenheiten befaßt. In einem Schreiben an Dr. Erich Potthoff, Leiter des Wirtschaftswissenschaftlichen Instituts der Gewerkschaften in der britischen Zone (WWI), brachte er einen Monat vor dem Bielefelder Bauhüttentag am 23./24. Juli 1947 seine Skepsis gegenüber der bisherigen Entwicklung der Bauhüttenbewegung zum Ausdruck: „Die vielen anderen Bauhütten, die hier und da entstanden sind, sind aus der Eigeninitiative am Ort entstanden, und zwar ohne die Erfahrungen, die unsere Hamburger Kollegen hatten, und ohne sich an die Grundsätze der alten Bauhüttenbewegung zu halten. Es ist also ohne Frage notwendig, hier regulierend einzugreifen und die Dinge auf eine gemeinsame Linie zu zwingen."[65]

63 Vgl. Die Gewerkschaftsbewegung in der britischen Besatzungszone (Anm. 32), S. 637; ferner Heribert Kohl, Auf Vertrauen bauen. 125 Jahre Baugewerkschaften, Frankfurt a. M. 1993, S. 123; Dietrich Scheibe, Wiederaufbau. Die Herausbildung der Industriegewerkschaft Bau-Steine-Erden 1945 bis 1949, in: Hand in Hand (Anm. 8), S. 264–272, hier S. 271.

64 Vgl. Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung, Bd. 8, S. 115, Anm. 1.

65 Schreiben A. Stenzel, IG Bau (BBZ), an Dr. Potthoff, DGB, 23. 6. 1947, in: AsD/FES, Bestand DGB-Archiv 11/388, Bl. 114.

Wie diese gemeinsame Linie aussehen sollte, war keineswegs unumstritten innerhalb der sich bildenden Baugewerkschaft.[66] Stenzel hatte bereits Anfang 1947 für die Bauhütten eine gesamtgesellschaftliche Perspektive skizziert, die er gegen Vorstellungen abgrenzte – vertreten u.a. von Hermann Kußmann[67] –, die die Bauhüttenbewegung pragmatisch als „Sozialangelegenheiten der Bauarbeiter"[68] zu betrachten schien. Demgegenüber wollte Stenzel die Bauhüttenbewegung als „wirtschaftspolitische Angelegenheit der Gesamtgewerkschaften" behandelt wissen, die „nicht mehr eingespannt sein darf in den engen Rahmen der alten sozialen Bauhüttenbewegung", sondern zu „eine[r] sozialisierte[n] Bewegung der Bauarbeiterschaft um die Eroberung des Baumarktes" entwickelt werden müsse.[69]

Zu einer ausgewiesenen konzeptionellen Einbindung von Bauhütten in wirtschaftsdemokratische Neuordnungsvorstellungen führte Stenzel seine Position offensichtlich nicht weiter. Die etwa ein halbes Jahr später, wenige Wochen vor dem Bauhüttentag im Juli 1947 geführte Diskussion im Zonen-Arbeitsausschuß für arbeits-, sozial- und wirtschaftspolitische Fragen (der IG Bau/BBZ) offenbarte zwar, wie im Kurzprotokoll vermerkt, einen Dissens in den „grundlegenden Fragen",[70] weist aber darüber hinaus Divergenzen nur bei solchen „Grundsatzfragen" auf, die die Finanzierung und die Gesellschafterzusammensetzung der Bauhütten[71] und deren Bindung an die IG Bau betreffen.[72]

Um für den Bauhüttentag Ende Juli 1947 zu einer möglichst einheitlichen Position der IG Bau zu kommen, fand am 19. Juli 1947 eine weitere Sitzung des „arbeits- und wirtschaftspolitischen Zonenausschusses der IG Bau" unter Beteiligung des WWI des DGB (BBZ) statt. Ergebnis dieses Tagung war das Positions- oder Grundsatzpapier

66 Vgl. IG Bau, Nordrhein, Hauptvorstand für die britische Zone und Bremen, 23. 6. 1947, An die Mitglieder des Vorstandes und des Beirates der Industriegewerkschaft „Bau", Betr. Sitzung am 24. und 25. Juni 1947, in: AsD/FES, Bestand IG Bau, Schriftverkehr und sonstige Angelegenheiten der Landesgewerkschaften vor dem Zusammenschluß bis 1950 (2). In diesem von A. Stenzel verfaßten Kurzprotokoll über die am 20./21. Juni 1947 stattgefundene Tagung des „Zonen-Arbeitsausschusses für arbeits-, sozial- und wirtschaftspolitische Fragen" wird zum Tagesordnungspunkt „Bauhütten" festgehalten, „daß in den grundlegenden Fragen durchaus keine gewerkschaftliche einheitliche Auffassung besteht".

67 Hermann Kußmann war 1946/47 Vorsitzender des Industrieverbandes für das Baugewerbe im Bezirk Westfalen; mit Gründung des Zonenverbandes der Bauarbeitergewerkschaft wurde er im März 1947 Mitglied des Zonenvorstandes.

68 Schreiben A. Stenzel an Hermann Kußmann, IV für das Baugewerbe, Dortmund, 15. 1. 1947.

69 Ebd. – Wenn Stenzel hier auf die programmatische Ausrichtung der Bauhüttenbewegung Bezug nimmt, bleibt seine Abgrenzung unklar, da sowohl innerhalb der alten Bauhüttenbewegung die Perspektive einer Überwindung der privatkapitalistischen Bauwirtschaft durch die Bauhüttenbewegung in Aussicht gestellt wurde – vgl. Ellinger (Anm. 11), S. 79 – als auch im Wirtschaftsdemokratiekonzept des ADGB ihnen diese Funktion zugewiesen wurde – vgl. Naphtali (Anm. 6), S. 117.

70 Kurzprotokoll der Tagung des Zonen-Arbeitsausschusses vom 20./21. 6. 1947 (TOP 5: Bauhütten) in: IG Bau, Nordrhein, Hauptvorstand für die britische Zone und Bremen, 23. 6. 1947, An die Mitglieder des Vorstandes und des Beirates der Industriegewerkschaft „Bau", Betr. Sitzung am 24. und 25. Juni 1947, in: AsD/FES, Bestand IG Bau, Schriftverkehr und sonstige Angelegenheiten der Landesgewerkschaften vor dem Zusammenschluß bis 1950 (2).

71 Umstritten war die von Paul Bebert (Hamburg) als Grundsatz des VsB vertretene Auffassung, daß die einzelnen Bauhütten nur durch gewerkschaftliches Gesellschaftskapital finanziert werden sollten, wobei die IG Bau 51 Prozent davon halten sollte, vgl. ebd.

72 Vgl. auch Schreiben von Stenzel an Dr. Potthoff, DGB, 23. 6. 1947 (Anm. 65), in dem Stenzel eine Zusammenfassung der wesentlichen Punkte der Arbeitstagung des Zonenausschusses gab.

„Industriegewerkschaft Bau und Verband sozialer Bauhüttenbetriebe".[73] Nicht die von Stenzel erhoffte Klärung der Positionen findet sich in diesem Papier, sondern kompromißhafte Formulierungen, die deutlich machen, daß die vorhandenen Differenzen zu diesem Zeitpunkt nicht überwunden werden konnten.[74] Diese Heterogenität der Auffassungen bei den maßgebenden Funktionären der IG Bau (BBZ)[75] begünstigte auf dem Bauhüttentag 1947 die Möglichkeit der Bauhütten, Vorgaben der IG Bau zu übergehen. Im Hinblick auf die VsB-Gründung wurde nicht auf eine Festlegung der Gesellschaftsform verzichtet, wie es das Positionspapier des Zonenausschusses vorschlug, sondern – mit großer Mehrheit – für die GmbH als Gesellschaftsform des VsB votiert und erwartet, daß sich möglichst alle Gewerkschaften finanziell beteiligen würden.[76]

Der begrenzte Einfluß, den Adalbert Stenzel als Mitglied des Vorstandes der IG Bau (BBZ) auf die Entwicklung der Bauhütten im Jahr 1947 gewinnen konnte, kam zum Ausdruck teils in polemischen Formulierungen über „die sich aufzwingende Leitung Bebert-Hamburg", die die Bauhütten, wenn sie nicht „die Zeche selbst zahlen" wollten, abschütteln müßten, teils in der Einschätzung über die Instabilität der Bauhütten, deren „ganze Hohlheit [...] seit 1945" sich nach der „Währungsbereinigung" zeigen würde.[77] Die kritisch-distanzierte Einstellung, die Adalbert Stenzels im Vorstand der IG Bau (BBZ) gegenüber der sich entwickelnden Bauhüttenbewegung entwickelte, scheint jedoch im IG-Bau-Vorstand nicht mehrheitsfähig gewesen zu sein; zumindest prägte sie nicht dauerhaft dessen Haltung zum VsB und zu den einzelnen Bauhütten.

Auf der Vorstandssitzung[78] am 13. bis 15. April 1948 in Brackwede wurde der auf den ersten Blick grundsätzliche Beschluß gefaßt, daß die „Gründung der Bauhütten [...]

73 AsD/FES, Bestand DGB-Archiv, DGB Bundesvorstand, Schriftverkehr und Materialien zur Bauhüttenfrage, MF 95/2, Bl. 92 f.

74 Hinsichtlich der *Finanzierung* der Bauhütten wurde zwar als Grundsatz aufgestellt, „daß von dem Gesellschaftskapital der sozialen Bauhüttenbetriebe mehr als 50 Prozent in den Händen der Industriegewerkschaft ‚Bau' liegen müssen"; dennoch sollten baugenossenschaftliche oder kommunale Beteiligungen an den Bauhütten trotz begründeter Bedenken „im Zuge der Entwicklung jetzt und vor allem auch angesichts der Finanzierungsschwierigkeiten bei der kommenden Währungsreform [...] nicht abgelehnt werden, wenn das Interesse der Gewerkschaften gesichert ist"; bezogen auf die *Organisationsform* des VsB wurde kein konkreter Vorschlag gemacht, jedoch die zukünftige Funktion „als Interessenvertreter und Kontingentsträger" hervorgehoben, ebd.

75 Umstritten war im Vorstand der IG Bau (BBZ) auch die Bedeutung des Bauhüttentages, zu dem der 1. Vorsitzende der IG Bau, Hermann Kußmann, „aus jeder Verwaltungsstelle Kollegen [...] delegieren" wollte, wofür die Kosten von der Zonenhauptkasse getragen werden müßten; Albert Lehmann, 1. Kassierer der IG Bau (BBZ), vertrat dagegen in einem Schreiben vom 9. Juni 1947 an Hermann Kußmann, Dortmund, die Ansicht, „daß der Erfolg solcher Tagung in keinem Verhältnis zu den aufgewandten Kosten" stehe, in: AsD/FES, Bestand IG Bau, Schriftverkehr und sonstige Angelegenheiten der Landesgewerkschaften vor dem Zusammenschluß bis 1950 (1).

76 Vgl. Protokoll Bauhüttentag 1947 (Anm. 10), S. 10; ferner Bericht über den Bauhüttentag in Bielefeld, Mülheim/Ruhr, 30. 7. 1947, St.[enzel], in: AsD/FES, Bestand DGB-Archiv, DGB Bundesvorstand, Schriftverkehr und Materialien zur Bauhüttenfrage, MF 95/2, Bl. 84.

77 Schreiben A. Stenzel, IG Bau, an Fritz Koch, Bielefeld, 16. 10. 1947, in: ebd., Bl. 49; vgl. auch Schreiben von Stenzel an Hermann Kußmann, Vorsitzenden der IG Bau für die brit.[ische] Zone und Bremen, Dortmund, 16. 10. 1947, in: AsD/FES, Bestand IG Bau, Schriftverkehr und sonstige Angelegenheiten der Landesgewerkschaften vor dem Zusammenschluß bis 1950 (1).

78 Die Zusammensetzung des Vorstandes hatte sich inzwischen geändert; Mitglieder waren: Johannes Perner, August Ernst, Fritz Westphal, Gustav Nottbohm, Konstantin Mack, Albert Lehmann, Richard Burmester.

nur Aufgabe des VsB sein [kann], an dem wir als Organisation maßgebend beteiligt werden wollen"; eine Kapitalbeteiligung von Verwaltungsstellen an Bauhüttengründungen wäre hingegen abzulehnen.[79] Diese Position kontrastiert mit dem noch im Dezember 1947 auf Antrag der Bauhütte Münster gefaßten Beschluß, sich an deren Stammkapital mit 20000 RM zu beteiligen.[80] Zwar scheint es nach dem Beschluß vom April 1948 keine direkte Beteiligung des Zonenverbandes der IG Bau am Stammkapital von Bauhütten mehr gegeben zu haben, doch hinderte diese Position den Zonenvorstand nicht, die Entwicklung einzelner Bauhütten gelegentlich mit Darlehen zu unterstützen.[81] Diese insbesondere nach der Währungsreform für einzelne Bauhütten geleistete Hilfe des Zonenverbandes der IG Bau war erforderlich geworden, weil die Gründung des Verbandes sozialer Baubetriebe (als Kapitalgesellschaft) 1948 noch nicht zustande kam, weshalb eine Unterstützung der Bauhütten durch den VsB nicht möglich war.

Nach dem einstimmig gefaßten Beschluß des Oberhausener Bauhüttentages im Mai 1948,[82] der die IG Bau, den DGB und die übrigen Einzelgewerkschaften (erneut) aufforderte, einen Verband sozialer Baubetriebe in der Rechtsform einer GmbH, ausgestattet mit einem Stammkapital von 500000 RM, zu gründen, wandte sich der Zonenvorstand der IG Bau mit Schreiben vom 15. Juni 1948 an den DGB (BBZ) und an die Industriegewerkschaften, um deren Beteiligung an der GmbH-Gründung zu erreichen.[83] Eine veränderte Zusammensetzung des IG-Bau-Vorstandes im Vergleich zu 1947, wohl auch das Fehlen von Alternativen zur Gründung eines Bauhüttenverbandes hatten dazu geführt, daß Konstantin Mack, Mitglied des Zonenvorstandes des IG Bau, auf dem Bauhüttentag die Bereitschaft der IG Bau signalisierte, die Verbandsgründung federführend mitzutragen.[84] Die IG Bau beabsichtigte entsprechend dem Beschluß des Bauhüttentages nur einen Anteil von 260000 RM (52 Prozent) am Stammkapital zu übernehmen. Die am 20. Juni 1948 durchgeführte Währungsreform verhinderte jedoch zunächst dieses Vorhaben. Bereits am 24. Juni 1948 schlug Hans vom Hoff, Vorstandsmitglied des DGB (BBZ), der IG Bau in Bielefeld vor, wegen der Währungsreform die Gründung des VsB um zwei Monate zu verschieben. Zugleich wies er darauf hin, es erscheine dem DGB-Vorstand „fernerhin zweckmäßig, daß wir diesen Fall auch in der nächsten Sitzung des Beirates behandeln und im Beirat zu einem Beschluß kommen, der diese Frage für alle Gewerkschaften regelt".[85] Damit war eine weitere Verzögerung der VsB-Gründung eingeleitet.

79 Protokoll der Vorstandssitzung am 13. bis 15. April [1948] in Brackwede, S. 9, in: AsD/FES, Bestand IG Bau, Protokolle Vorstandssitzung 1947/48.

80 Vgl. Protokoll der Vorstandssitzung vom 2. 12. 1947, S. 2, in: ebd. – Anwesend waren bei dieser Beschlußfassung als 1. Vorsitzender H. Kußmann, als 2. Vorsitzender H. Bruckhoff, als 1. Kassierer A. Lehmann und als 2. Kassierer R. Burmeister sowie der Verbandsausschußvorsitzende H. Schwarz.

81 Vgl. z. B. im Oktober 1948 die Bewilligung eines Darlehens für die Klempnereigenossenschaft Hamburg (Protokoll der Vorstandssitzung am 13. 10. 1948, in: ebd.); im Januar 1949 die Unterstützung der Bauhütte Bremerhaven, aber auch die Ablehnung eines Antrags der Bauhütte Göttingen (Protokoll der Vorstandssitzung am 26. 1. 1949, in: ebd.).

82 Vgl. Protokoll Bauhüttentag 1948 (Anm. 10), S. 12 f.

83 Vgl. Schreiben IG Bau, Zonenvorstand, Bielefeld, an DGB, Düsseldorf, 15. 6. 1948, und Schreiben IG Bau, 15. 6. 1948, An die Industriegewerkschaften, in: AsD/FES, Bestand DGB (BBZ), Bundesvorstand, 5/DGAC 000138, Bl. 56 ff.

84 Vgl. Protokoll Bauhüttentag 1948 (Anm. 1), S. 13.

85 AsD/FES, Bestand DGB (BBZ), Bundesvorstand, IG Bau (lfd. Nr. 322/MF 77/1).

IV. Einfluß des DGB (BBZ) auf die Bildung von Bauhütten und die Gründung des Verbandes sozialer Baubetriebe

Abgesehen von der selbständigen Beteiligung von Ortsausschüssen/-kartellen des sich im Aufbau befindenden DGB (BBZ) an der Gründung einiger Bauhütten, läßt sich eine relevante Beteiligung des Dachverbandes an der Bauhüttenbewegung nach 1945 nicht feststellen.

Von der IG Bau (BBZ) aufgefordert, sich am Stammkapital des zu gründenden VsB zu beteiligen, wurde die Währungsreform als Verzögerung genutzt, um eine grundsätzliche Diskussion über Sinn und Ziel der VsB-Gründung zu beginnen. Etwa einen Monat nach dem erwähnten Schreiben Hans vom Hoffs vom 26. Juni 1948, mit dem der DGB-Vorstand, weiteren Bedarf an Beratung im DGB-Beirat reklamiert hatte, teilte Albin Karl, stellvertretender Vorsitzender des DGB (BBZ), der IG Bau mit, daß sich der DGB-Bundesvorstand in seiner Sitzung am 22. Juli 1948 mit dem Schreiben der IG Bau vom 15. Juni 1948 befaßt hat und der Bundesvorstand „nicht geneigt [sei], so ohne weiteres sich an der Errichtung des Verbandes sozialer Baubetriebe zu beteiligen, sondern er hält es für dringend notwendig, daß, bevor eine solche Gründung erfolgt, erst eingehend geklärt wird, welche Notwendigkeiten und Voraussetzungen nach den jetzt gegebenen Verhältnissen für die Errichtung einer solchen Organisation vorliegen und wie für den Fall der Errichtung der Aufbau und das Programm dieser Organisation zu gestalten sei".[86] Da der DGB-Bundesvorstand gleichzeitig feststellte, aufgrund dieses Klärungsbedarfs nicht in der Lage zu sein, „den ihm angeschlossenen Gewerkschaften gegenüber eine andere Haltung befürworten" zu können,[87] konnte auch eine Gründung des VsB unter Beteiligung anderer Gewerkschaften und ohne den DGB (BBZ) nicht stattfinden.

Diese Blockade stellte die Bauhütten und die IG Bau nach der Währungsreform offensichtlich vor erheblichen Finanzierungsschwierigkeiten. Um diese zu überwinden, beabsichtige die IG Bau im Spätsommer 1948 „Bausteine" für die Finanzierung der Bauhütten herauszugeben. Sowohl der geschäftsführende Vorstand des DGB (BBZ) in seiner Sitzung am 11. August 1948 als auch der Bundesvorstand und Beirat in der Sitzung am 1./2. September 1948 vertraten die Position, daß „dieses Vorhaben nach der Satzung des Bundes unstatthaft" sei.[88]

Es liegt auf dieser Linie des DGB, wenn er bereits Ende 1947 dazu überging, die Beteiligung von DGB-Ortsausschüssen an Bauhüttengründungen zu blockieren. Als Handhabe für eine Intervention des DGB-Bundesvorstandes diente die Satzung für Orts- und Kreisausschüsse des DGB/BBZ von 1947. In § 7 legte diese Satzung fest: „Zum Abschluß von Verträgen und zur Übernahme von Verpflichtungen vermögensrechtlicher

86 AsD/FES, Bestand DGB/BBZ, Bundesvorstand, 5/DGAC 000138, Bl. 59.

87 Ebd.

88 Protokoll der Sitzung des geschäftsführenden Vorstandes am 11. 8. 1948 in Düsseldorf, Bundeshaus, S. 4, in: AsD/FES, Bestand DGB/BBZ, Protokolle der Sitzungen des geschäftsführenden Bundesvorstandes 1947–1949, 5/DGAC 000011, Bl. 52; ferner Protokoll der Sitzung des Bundesvorstandes und Beirates am 1. und 2. September 1948 in der Bundesschule Wennigsermark, S. 8, in: ebd., Protokolle der Sitzungen des erweiterten Bundesvorstandes 1947–49, 5/DGAC 000012, Bl. 110.

Art ist der Ortsausschuß nicht berechtigt." In diesem Sinne wurde ein Antrag des Ortsausschusses Moers auf Beteiligung an der Finanzierung der Bauhütte Moers am 12. Dezember 1947 vom erweiterten Bundesvorstand des DGB an den geschäftsführenden Vorstand zurückgegeben, damit dieser prüfe, „ob der Vorstand die Verpflichtung des Ortsausschusses übernehmen kann oder nicht".[89] Der geschäftsführende Bundesvorstand wiederum kam in seiner Sitzung am 31. Dezember 1947 zu der Auffassung, „erst dann eine Entscheidung zu treffen, wenn der Ortsausschuß Moers den Vertrag eingesandt hat und derselbe auf die sich für uns daraus ergebenden Verpflichtungen hin überprüft worden ist".[90]

Diese restriktive Haltung des DGB-Bundesvorstandes findet eine Fortsetzung bei seinen Ortsausschüssen. Eine Übersicht über die Beteiligungen der DGB-Orts- und Kreisausschüsse per 15. Dezember 1947 listet nur fünf Beteiligungen an Bauhütten auf.[91] Neben der in der Schwebe befindlichen Beteiligung an der Bauhütte Moers, die mit 50000 RM angegeben wurde, aber zu diesem Zeitpunkt noch nicht eingezahlt worden war, handelte es sich um Gesellschaftsanteile an der Bauhütte Nord, Hamburg (3750 RM), der Vereinigte Bauhütten Dortmund-Witten-Bochum (150000 RM), der Bauhütte Niederrhein in Krefeld (35000 RM) und der Bauhütte Solingen (15000 RM). Mit Ausnahme der Dortmunder Bauhütte und der zu diesem Zeitpunkt ungeklärten Bauhütte Moers handelt es sich um Minderheitsbeteiligungen.

Damit folgt die Bauhüttenpolitik des DGB (BBZ) einer generellen innerorganisatorischen Kompetenzverlagerung, die – im Verlauf der verzögerten Organisationsbildungseit 1945 – die Handlungsspielräume, Entscheidungskompetenzen und selbständig wahrnehmbaren Aufgabenbereiche der lokalen und regionalen Organisationsebenen begrenzte und zugunsten der zonalen Organisationsebene schwächte. Diese wurde durch einen Zentralisierungsprozeß und wachsende personelle, finanzielle und organisatorische Entscheidungs- und Kontrollfunktionen aufgewertet (im übrigen eine Entwicklung, die auch bei der IG Bau zu finden ist).

Die aus dieser Entwicklung resultierenden Restriktionen des DGB gegen eine direkte Beteiligung von Ortsausschüssen an einzelnen Bauhütten bestärkte das Konzept einer integrierten Beteiligungsform. Der VsB sollte als Dachgesellschaft der Bauhütten fungieren und an deren Eigenkapital beteiligt sein. Unter diesen Voraussetzungen beschloß der DGB im März 1949,[92] vom Gründungskapital des VsB in Höhe von 500000 DM

89 Protokoll der Sitzung des erweiterten Bundesvorstandes am 12. 12. 1947 in Nienburg, Weser, in: AsD/FES, Bestand DGB/BBZ, Protokolle der Sitzungen des erweiterten Bundesvorstandes 1947–49, 5/DGAC 000013.

90 Protokoll der Sitzung des geschäftsführenden Vorstandes am 31. 12. 1947 in Düsseldorf, S. 3, in: ebd., Protokolle der Sitzungen des geschäftsführenden Bundesvorstandes 1947–49, 5/DGAC 000011, Bl. 23. – Ob sich der DGB an der Gründung der Bauhütte tatsächlich beteiligte, läßt sich anhand der ausgewerteten Archivbestände nicht feststellen. Auf dem Bauhüttentag in Oberhausen war die Bauhütte Moers vertreten, wies ein Gesellschaftskapital von 45000 RM aus und beschäftigte vier Arbeiter; zugleich berichtete sie, daß eine „Genehmigung noch nicht" vorläge, Protokoll Bauhüttentag 1948 (Anm. 1), S. 5.

91 DGB, Bundesvorstand, Beteiligungen der Orts- und Kreisausschüsse in der britischen Zone, die bis zum 15. 12. 1947 vorliegen, in: AsD/FES, Bestand DGB/BBZ, 5/DGAC 000025, Bl. 88.

92 Vgl. Protokoll der Sitzung des geschäftsführenden Vorstandes am 9. März 1949 in Düsseldorf, Bundeshaus, S. 4, in: ebd., Protokolle des Sitzungen des geschäftsführenden Bundesvorstandes 1947–1949, 5/DGAC 000011, Bl. 97.

einen Anteil von 200000 DM zu übernehmen.[93] Der VsB konnte am 12. März 1949 gegründet werden.

V. Gründe des Scheiterns

Auch mit der Gründung des Verbandes sozialer Baubetriebe (zunächst für die britische Zone) im März 1949 gelang es nicht, die immer noch heterogene Bauhüttenbewegung der Nachkriegsjahre zusammenzufassen und zu einer einheitlichen, nach gemeinsamen Grundsätzen handelnden Unternehmensgruppe zusammenzuführen. Weder schlossen sich alle bestehenden Bauhütten dem Bauhüttenverband an, noch vermochte der VsB Ende der 1940er bzw. Anfang der 1950er Jahre bei der Mehrzahl der Bauhütten Anteile am Gesellschaftskapital zu erhalten. Der Bauhüttenverband entwickelte sich daher weder zu einem Dachverband abhängiger Bauhütten, ausgestattet mit starken dispositiven Entscheidungsbefugnissen, noch zu einem Fachverband (Interessenvertretung) mit vor allem wirtschaftlichen und fachlichen Informationsfunktionen gegenüber den Mitgliedsbetrieben. – Der VsB der Weimarer Republik hatte beide Funktionen ausgeübt.

Daß es nach dem Zweiten Weltkrieg trotz der dargestellten Ansätze nicht gelang, die Bauhüttentradition der Weimarer Republik fortzusetzen und daß das Bemühen um eine Integration der nach 1945 „spontan" gegründeten Bauhütten bereits im Ansatz scheiterte, hat mehrere Gründe.

Die erheblichen Differenzen über Struktur und Funktion von Bauhütten und Bauhüttenverband sowie die geringe Unterstützung der Bauhüttenbewegung seitens der etablierten Einzelgewerkschaften und Dachverbände (bzw. vom DGB) sind nicht zuletzt auf eine programmatische Indifferenz der seit 1945 aufgebauten Einheitsgewerkschaft(en) gegenüber der Bauhüttenbewegung und – generell – der Gemeinwirtschaft zurückzuführen.

Als Ziel der Bauhüttenbewegung hatte August Ellinger, Geschäftsführer des Verbandes sozialer Baubetriebe von 1922 bis 1933, in seiner VsB-Geschichte folgendes herausgestellt: „Die Bauhüttenbewegung richtet sich nicht nur gegen die Preispolitik des privaten Unternehmertums, sondern gegen seine ganze Existenz. Sie läuft darauf hinaus, das private Unternehmertum allmählich zu beseitigen, die baugewerblichen Produktionsmittel in den Besitz der Allgemeinheit zu bringen und die gesamte Bauwirtschaft der Kontrolle der Gewerkschaften zu unterstellen."[94] Diese zweifellos überschwenglich optimistische Perspektive konnte sich zumindest darauf stützen, daß die Bauhütten, diezu Beginn der Weimarer Republik als Reaktion auf die ausbleibende Sozialisierung von lokalen Initiativen mit dem Anspruch, ein „praktischer Beitrag zur Sozialisierung" zu sein, gegründet worden waren, im freigewerkschaftlichen Wirtschaftsdemokratiekonzept berücksichtigt waren und darüber hinaus innerhalb der freien Gewerkschaftsbewegung breite

93 Gleichzeitig sollten über den VsB acht oder neun Bauhütten gegründet bzw. als „Kernbetriebe" etabliert werden, und zwar in Kiel, Hamburg, Hannover, Braunschweig, Bielefeld, Dortmund, Solingen, Oberhausen und Köln, vgl. ebd.; ferner Die Gewerkschaftsbewegung in der britischen Besatzungszone (Anm. 32), S. 249.

94 Ellinger (Anm. 11), S. 79.

Anerkennung und Unterstützung fanden. Fritz Naphtali hatte daher, mit aller Zurückhaltung, die wirtschaftsdemokratische Funktion der Bauhütten wie folgt umschrieben: „Die Bauhütten- und Dewogbewegung[95] kann als Keim zu einer von den Gewerkschaften kontrollierten Gemeinwirtschaft im Bau- und Wohnungswesen gelten. Auf der einen Seite ersetzt die Dewog als gemeinwirtschaftliche Bauherren- und Wohnungsverwaltungsorganisation die privatkapitalistischen Bauspekulanten und Hausbesitzer, auf der anderen Seite verdrängen die im Verband sozialer Baubetriebe organisierten bauausführenden Produktivbetriebe das baugewerbliche Unternehmertum als Besitzer der baugewerblichen Produktionsbetriebe das baugewerbliche Unternehmertum als Besitzer der baugewerblichen Produktionsmittel und Beherrscher des Produktionsapparates." Naphtali betont zwar die seinerzeit noch bescheidenen Ansätze, unterstrich aber zugleich, daß „hier die Möglichkeit eines Ausbaus demokratischer Wirtschaftsformen" bestehe.[96]

Diese konzeptionelle Einbindung der Bauhüttenbewegung in die Wirtschaftsdemokratievorstellungen wurde nach 1945 nicht aufgegriffen und fortgesetzt. Die in den Nachkriegsjahren propagierten Wirtschaftsdemokratieprogramme[97] kombinierten betriebsbezogene Mitbestimmungsforderungen mit überbetrieblichen Mitbestimmungs- und Einflußerwartungen. Diese bezogen sich auf eine paritätische Beteiligung am Wirtschaftskammersystem, auf „eine gleichberechtigte Vertretung in Gremien und Beiräten, die am wirtschaftspolitischen Entscheidungsprozeß beteiligt waren"[98] und auf eine gesellschaftliche – unter Beteiligung der Gewerkschaften – kontrollierte Wirtschaftspolitik des Staates, dem maßgebende gesamtwirtschaftliche Lenkungs- und Planungsaufgaben zugewiesen wurden. Ergänzt werden sollten diese wirtschaftsdemokratischen Elemente durch partielle Sozialisierung der Schlüsselindustrien (vor allem Schwer- und Chemieindustrie und Großbanken). Bauwirtschaft, Wohnungsbau und Wohnungswirtschaft spielten in dieser Wirtschaftsdemokratiekonzeption so gut wie keine Rolle. In den „wirtschaftspolitischen Grundsätzen", die der Gründungskongreß des DGB im Oktober 1949 beschloß, wurde auf die Bauwirtschaft nur in dem Sinne Bezug genommen, daß „angesichts eines Fehlbestandes von fünf Millionen Wohnungen" deren „völlige Umstellung und Industrialisierung" gefordert wurde.[99]

95 DEWOG – Deutsche Wohnungsfürsorge AG für Beamte, Angestellte und Arbeiter, Berlin. Die DEWOG wurde 1924 von den freien Gewerkschaften initiiert und gegründet. Aufgabe der DEWOG sollte es sein, den Kleinwohnungsbau zu forcieren, die gemeinnützigen Organisationen des Kleinwohnungsbaus (Wohnungsbaugenossenschaften und -gesellschaften) zusammenzufassen und sich für eine stärkere Durchsetzung der Gemeinwirtschaft im Wohnungswesen einzusetzen. Die DEWOG entwickelte sich rasch von einem Koordinationsorgan eigenständiger Wohnungsbaugesellschaften und -genossenschaften zu einer reinen Holding. Im Laufe dieser Entwicklung gründete die DEWOG verschiedene lokale/regionale Wohnungsbaugesellschaften, richtete jedoch zugleich Zweigniederlassungen (u. a.) in Rheinland-Westfalen, Mitteldeutschland und Sachsen ein. Ab 1927 bestand das Bemühen, die Organisation zu konzentrieren.

96 Naphtali (Anm. 6), S. 117.

97 Vgl. Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jh., Bd. 7 (Anm. 7), S. 35 bis 41, 709–833.

98 Siegfried Mielke, Organisationsprobleme und Neuordnungskonzeption der Gewerkschaften in den westlichen Besatzungszonen (1945 bis 1949), in: Solidarität und Menschenwürde. Etappen der deutschen Gewerkschaftsgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. Hrsg. von Erich Matthias und Klaus Schönhoven, Bonn 1984, S. 307–323, hier S. 320.

99 Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jh., Bd. 7 (Anm. 7), S. 827.

Aber frühere Aussagen und Forderungen von Gewerkschaften zum Wohnungsbau, die von der umfangreichen Zerstörung durch den Weltkrieg und von dem großen „Mißverhältnis zwischen den Baubedürfnissen und den Bauproduktivkräften"[100] ausgingen und für Maßnahmen zur Planung und Lenkung der Bauwirtschaft eintraten oder zur Überwindung der Wohnungsnot auf kommunaler Ebene u.a. die Bildung von „Baubetrieben auf gemeinnütziger Grundlage" vorschlugen,[101] gingen beiläufig auf eine direkte Beteiligung von Gewerkschaften an gemeinnützigen Baubetrieben ein oder wiesen immerhin auf die „Gründung und Förderung von sozialen Bauhüttenbetrieben [...] besonders" hin.[102] Dennoch wies die Wohnungsbaupolitik der Gewerkschaften keine in eine gesamtwirtschaftliche Planung integrierte Konzeption auf. Sie war auf Mängelbeseitigung, Entscheidungsbeteiligung und Kontrolle des geforderten sozialen Wohnungsbaus ausgerichtet. Aber sie stellte nicht – wie Naphtali und Ellinger – darauf ab, daß Bauhütten, gewerkschaftsnahe Baugenossenschaften und Bauträgergesellschaften den privatkapitalistischen Wohnungsbau überwanden. Diese sozialistische Perspektive der Bauhüttenidee war allerdings der richtungsübergreifenden Einheitsgewerkschaft verstellt.[103]

Das Fehlen einer gesellschafts- und gewerkschaftspolitischen Perspektive für die Bauhüttenbewegung (und darüber hinaus für die Bau- und Wohnungswirtschaft insgesamt) trug mit dazu bei, daß es dem VsB nicht gelang, alle seit 1945 entstandenen Bauhütten sich anzuschließen. Deren Gründung versuchte zwar an die Tradition der Bauhüttenbewegung anzuknüpfen (personell, Gründungsorte), sie wurde allerdings kaum von gesellschaftspolitischen Perspektiven denn von pragmatischen Anforderungen mit ausgewiesenem lokalem Bezug bestimmt. Mangelnde Integrationskraft des VsB und fehlende gesellschaftspolitische Perspektive verstärkten die lokale Orientierung der Bauhütten, und die wiederum wirkte – nicht zuletzt aufgrund einer heterogenen Zusammensetzung der meist lokale Interessen vertretenden Gesellschafter – einer Zentralisierung der Bauhütten durch den VsB entgegen.[104]

Den Bauhütten war es in den Nachkriegsjahren und angesichts der Wohnraumbewirtschaftung nicht möglich, ihren Anspruch umzusetzen, preisregulierend und verbilligend auf den Wohnungsbau und Wohnungsmarkt zu wirken. Der auch darin zum

100 Ebd., S. 672, Dok. 235 (29. 8. 1946): Vorschlag des Industrieverbandes „Bau", Bezirk I zur Lenkung der Bauwirtschaft, Vorsitzender des Vorstandes des IV Bau, Bezirk I, gez. Stenzel.

101 Ebd., S. 671, Dok. 234 (Oktober 1945): Stellungnahme des FDGB Bielefeld zum Wohnungsbau in Bielefeld.

102 Ebd., S. 674, Dok. 235.

103 Vgl. Rainer Weinert, Das Ende der Gemeinwirtschaft. Gewerkschaften und gemeinwirtschaftliche Unternehmen im Nachkriegsdeutschland, Frankfurt a.M. und New York 1994, der auf folgendes aufmerksam macht: „Die Dominanz der Einheitskategorie [richtungsübergreifende Einheitsgewerkschaft] macht die Neubelebung sozialistischer Genossenschaften als Teil der Gewerkschaftsbewegung unrealistisch" (S. 47), zumal in der Weimarer Republik „eine richtungsgewerkschaftliche Trennung [...] auch im Bereich der Baugenossenschaften" existierte. Zwar kann dieser Befund nicht ohne Einschränkungen auf den gewerkschaftlichen Umgang mit den Bauhütten nach 1945 übertragen werden, er liefert zumindest ein Erklärungsangebot für eine fehlende programmatische Fundierung der Bauhütten nach 1945.

104 Auch föderalistische Motive mögen dazu beigetragen haben, denn es gelang dem VsB offensichtlich bis Mitte der 1950er Jahre nicht, daß sich ihm süddeutsche Bauhütten anschlossen, vgl. Heinen (Anm. 11), S. 94 f.

Ausdruck kommende Funktions- und Zielverlust von Bauhütten und VsB – im Vergleich zur Weimarer Republik – führte dazu, daß sie weder in der Gewerkschaftsbewegung noch in der Arbeiterschaft nach 1945 genügend Anerkennung finden konnten, um als „Bewegung" Akzeptanz zu finden und gelten zu können. – Schließlich fehlten der Bauhüttenbewegung nach 1945 auch Persönlichkeiten wie August Ellinger, Nikolaus Bernhard, Fritz Paeplow, Hugo Scheibel, die sich als Geschäftsführer oder Gewerkschaftsvorstände mit Nachdruck und integrativer Überzeugungskraft für die Bauhütten einsetzten und für diese auch in den verschiedenen Einzelgewerkschaften Unterstützung einwerben konnten.

Zwar endete mit der Gründung des Verbandes sozialer Bauhütten am 12. März 1949 nicht die Geschichte von Bauhütten, die sich auf die Tradition der Weimarer Republik berufen; aber die Geschichte der Bauhüttenbewegung ist spätestens mit der Etablierung dieser nur zum Teil anerkannten Dachorganisation gescheitert.

Anhang

(Siehe S. 445–448)

*Tabelle 1: Bauhütten-Gründungen (1945–1948)**

Name	Ort	Gründungs-datum	Gesellschaftsform	Gesellschaftskapital (RM)
Bh Schwaben und Neuburg eGmbH	Augsburg	10/1945	Genossenschaft	7500 (1945)
Bh Teutoburg	Bielefeld	19. 7. 1946	GmbH	25000 4/1947 erhöht auf 76500
Braunschweiger Bh	Braunschweig	1/1948	GmbH	20000
Bh Hansa Bremen	Bremen	1946	Genossenschaft**	.
Bh Unter-Weser-Ems GmbH	Bremerhaven	20. 6. 1948	GmbH	30000
Vereinigte Bh Dortmund-Witten-Bochum	Dortmund	29. 7. 1947	GmbH	200000
Bh Essen	Essen	11/1947	GmbH	60000
Bh Göttingen	Göttingen	9/1948***	GmbH	20000
Bh Karlsruhe	Karlsruhe	1/1948	GmbH	60000
Bh Nord	Hamburg	6/1947	GmbH	100000
Bh Hannover	Hannover	3/1947†	GmbH	23000
Bh Karlsruhe	Karlsruhe	1/1948	GmbH	60000
Bh Kiel	Kiel	1947 (?)††	Genoss./GmbH	40000
Bh Köln	Köln	1/1947†††	GmbH	100000
Bh Krefeld	Krefeld	1946 (?)	GmbH	150000 (erh. Frühj. 1947)
Bh Minden	Minden	10/1947‡	GmbH	20000

Name	Ort	Gründungs-datum	Gesellschaftsform	Gesellschaftskapital (RM)
Bh Moers	Moers	1948 (?)	GmbH	45000
Bh München‡‡	München	(1946)	.	.
Bh Westfalen	Münster	4/1948	GmbH	140000
Bh Nürnberg‡‡‡	Nürnberg	(1946)	.	.
Bh Rhein-Ruhr GmbH	Oberhausen	1946	GmbH	60000
Bh Osnabrück	Osnabrück	(1947/48?)	GmbH	34000
Bh Schwelm	Schwelm	1946	GmbH	50000
Bh Solingen	Solingen	14. 5. 1946	GmbH	150000
Bh Uelzen	Uelzen	4/1948 (?)	GmbH	20000
Bh Wuppertal	Wuppertal	1946	GmbH	100000
Bau-Produktiv-Genossenschaft	Würzburg	1945	Genossenschaft	1945: 700 1948: 12000

* Nicht berücksichtigt werden Baunebenbetriebe wie die 1947 in Hamburg gegründete Klempnerei-Betriebsgenossenschaft. Ebenfalls nicht aufgenommen wurden Bauhütten, die wie die Bauhütte Düsseldorf und die Bauhütte Bonn nur in der Literatur erwähnt wurden, für die aber keine weiteren Hinweis vorliegen, außer denen, daß die Düsseldorfer Bauhütte der Bauhütte Solingen eingegliedert und die Bauhütte Bonn von der Kölner Bauhütte übernommen worden ist. Außer den in der Tabelle aufgeführten Bauhütten bestanden zur Zeit des Bauhüttentages 1948 bzw. im Jahr 1948 noch eine Bauhütte Neumünster, die zu diesem Zeitpunkt als Zweigstelle der Bauhütte Kiel geführt wurde, von der aber berichtet wurde, daß sich diese Außenstelle „in nächster Zeit [...] als Bauhütte Neumünster selbständig machen wird – Protokoll Bauhüttentag 1948 (Anm. 1), S. 4. Im Protokoll des Bauhüttentages von 1947 (Anm. 10), S. 8, wurde für die Bauhütte Neumünster berichtet: „Im August soll die alte Bauhütte als Gesellschaft bürgerlichen Rechts aufgelöst und die neue Bauhütte Neumünster in der Form einer GmbH durch die Gewerkschaften in Leben gerufen werden." – Die Bauhütte Kiel unterhielt daneben noch eine Zweigstellt in Rendsburg. Im Jahr 1947 war die Bauhütte Osnabrück eine Zweigstelle der Bauhütte Teutoburg, Bielefeld. – Einige andere Bauhütten unterhielten gleichfalls Zweigstellen oder Filialen (z. B. die Bauhütte Krefeld in Geldern).

** Die Umwandlung in eine GmbH war bereits 1948 geplant, aber „wegen des fehlenden Kapitals in den Lokalkassen der Industrie-Gewerkschaften [...] zur Zeit jedoch nicht durchführbar", Protokoll Bauhüttentag 1948 (Anm. 1), S. 3. Die Umwandlung erfolgte auch später nicht; 1951 stellte die Genossenschaft ihren Geschäftsbetrieb ein, nachdem die 1948 in Bremerhaven gegründete Bauhütte ihren Sitz nach Bremen verlegt hatte, vgl. Heinen (Anm. 11), S. 53.

*** Laut Protokoll Bauhüttentag 1948 (Anm. 1), S. 6, war in Göttingen eine Bauhütte in Form einer „Produktiv- und Bau-Genossenschaft" im „Entstehen begriffen"; tatsächlich kam es aber am 6. September 1948 zur notariell beurkundeten Gründung einer Bauhütte in der Gesellschaftsform einer GmbH, vgl. Aktenvermerk, Betrifft: Gründung der Göttinger Bauhütte GmbH, Düsseldorf 10. 7. 1963 (zu 28. GBV-Sitzung), in: AsD/FES, Bestand DGB, DGB 5/DGAI 000104.

† Nach dem Protokoll Bauhüttentag 1948 (Anm. 1), S. 3, wurde die Bauhütte erst im Mai 1947 gegründet mit einem Stammkapital von 20000 RM.

†† Die Bauhütte war zunächst als Genossenschaft gegründet worden und verfügte 1947 über ein Genossenschaftskapital von 110000 RM; die Umwandlung in eine GmbH erfolgte 1947 (?), das Stammkapital übernahmen elf Gewerkschaften, vgl. Protokoll Bauhüttentag 1947 (Anm. 10), S. 8.

††† Die Notariatsurkunde weist als Gründungsdatum den 16. Januar 1947 aus, vgl. AsD/FES, Bestand DGB/BBZ, MF 11/388, Bl. 42 ff., während in den Protokollen der Bauhüttentage von 1947 (Anm. 10), S. 8, und 1948 (Anm. 1), S. 3, der März bzw. der April 1947 als Zeitpunkt angegeben wurde, an dem die Bautätigkeit aufgenommen wurde.

‡ Die Arbeit wurde jedoch erst im März 1948 aufgenommen, Protokoll Bauhüttentag 1948 (Anm. 1), S. 5.

‡‡ Hinweis auf die Bauhütte, in: *Gewerkschafts-Zeitung,* Jg. 1, Nr. 8, 5. 12. 1946, S. 4: „Zweiter Bauhüttentag in Bremen".

‡‡‡ Hinweis auf die Bauhütte, in: ebd.

Quelle: Protokoll Bauhüttentag 1947 (Anm. 10); Protokoll Bauhüttentag 1948 (Anm. 1); *Gewerkschafts-Zeitung,* Jg. 1, Nr. 8, 5. 12. 1946; Heinen (Anm. 11), S. 38–55.

Tabelle 2: Bauhütten – Gründungsjahre/Gesellschaftsformen

Gründungsjahr/ Gesellschaftsform	1945	1946	1947	1948	1945–1948
Genossenschaft	2	1	1	–	4
GmbH	–	6	7	7	20
nicht bekannt	–	2	–	–	2
insgesamt	2	9	8	7	26

Quelle: wie Tabelle 1.

Tabelle 3: Lokale Kontinuität von Bauhüttengründungen

	Bauhütten 1945–1948	davon an Orten ohne Bauhütte 1932/33	Bauhütten/Orte 1932/33 (in Westzonen)
britische Zone (inkl. Bremen/Bremerhaven)	21	7	37
amerikanische Zone	5	1	14
französische Zone	–	–	2
insgesamt	26	8	53

Quelle: VsB. Kalender für das Jahr 1933; wie Tabelle 1 und 2.

Die internationalen Bemühungen von Amnesty International im Fall Heinz Brandt

Von Anja Mihr

Am Freitagnachmittag des 16. Juni 1961 traf der Gewerkschaftsjournalist Heinz Brandt aus Frankfurt am Main auf dem Flughafen Tempelhof in West-Berlin ein. Für den Abend war er mit seinem Freund, dem Professor für Politikwissenschaften an der Freien Universität Berlin, Ossip Flechtheim, verabredet. Vorher wollte er sich noch mit einer Bekannten, mit der er als Gewerkschaftsfunktionär in Kontakt stand, in deren Wohnung treffen. Was Brandt nicht wußte: Die Frau arbeitete für die DDR-Staatssicherheit. Während des Treffens verabreichte sie ihm in einem Glas Whisky ein Betäubungsmittel. Auf dem Weg zum Haus seines Freundes Flechtheim brach er ohnmächtig zusammen und wurde in ein Auto der DDR-Staatssicherheit verfrachtet und nach Ost-Berlin verschleppt. Tagelang wußten weder Angehörige noch die Gewerkschaft IG Metall, für deren Zeitschrift „Metall" Brandt als Redakteur tätig war, wo er sich aufhielt und was mit ihm geschehen war. Brandt war verschwunden, entführt und auf Geheiß des Vorsitzenden des Staatsrates der DDR, Walter Ulbricht, in Berlin-Höhenschönhausen in der Haftanstalt des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) eingesperrt. Daß sein „Verschwinden" jedoch politische Motive hatte, daran hegte niemand Zweifel.[1]

Heinz Bandt, Jahrgang 1909, hatte bereits einen langen politischen Leidensweg hinter sich. Er wuchs in einer bürgerlichen jüdischen Familie in Berlin auf. Während seiner Jugendzeit schloß er sich der kommunistischen Jugend- und Studentenbewegung an. 1931 trat er der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) bei und studierte Volkswirtschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin. Die Nationalsozialisten relegierten ihn aus politischen Gründen. Nach der nationalsozialistischen „Machtübernahme" war Brandt illegal für eine KPD-Betriebszeitung tätig und wurde kurz darauf zum ersten Mal verhaftet. 1934 erneut inhaftiert, wurde er wegen Hochverrats zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt. Nach Verbüßung seiner Haftstrafen hörte sein Leidensweg jedoch nicht auf. Als Jude und Kommunist war er doppelt stigmatisiert. Die Zeit von 1940 bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges verbrachte er in den Konzentrationslagern Sachsenhausen, Auschwitz und Buchenwald. Als der Krieg und die Gewaltherrschaft der Nationalsozialisten 1945 zu Ende war, schloß Brandt sich in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) wieder der KPD an. Nach der Zwangsvereinigung der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD) und KPD zur Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) 1946 in der SBZ wurde er Leiter der Abteilung Presse und Information im SED-Landesvorstand Groß-Berlin, später auch Sekretär für Propaganda sowie zusätzlich für Erziehung und Kultur. Nach dem Arbeiteraufstand vom 17. Juni 1953 machte Heinz Brandt sich durch seine Kritik bei Walter Ulbricht zunehmend

1 Heinz Brandt, Ein Traum, der nicht entführbar ist, Mein Weg zwischen Ost und West, München 1967 [künftig zitiert: Brandt], S. 338–340.

unbeliebt. Er wurde daher im Juli 1953 von seinen Funktionen entbunden. Nachdem bekannt geworden war, daß er Kontakte zur SPD in der Bundesrepublik aufgenommen hatte und seine Zweifel an der SED-Politik nicht mehr verbergen wollte, floh er 1958 gemeinsam mit seiner Frau und den drei Kindern zunächst nach West-Berlin und dann nach Frankfurt am Main. Nur so entkam Brandt seiner Verhaftung und einem Parteiverfahren der SED. In Frankfurt am Main betätigte er sich seit 1959 als Gewerkschaftsjournalist für die IG Metall.

1961 hielt Brandt sich in Berlin auf, um an einer Gedenkveranstaltung der Gewerkschaft anläßlich des Arbeiteraufstandes vom 17. Juni 1953 teilzunehmen. Nach der Gedenkveranstaltung plante Brandt vom 18. bis 21. Juni 1961 einen Kongreß der Industriegewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen in Berlin zu besuchen, um in der Gewerkschaftszeitung darüber zu berichten. Walter Ulbricht hatte diesen Umstand genutzt, um seinen „persönlichen Feind" und „Verräter am Sozialismus", wie er Heinz Brandt titulierte, von West- nach Ost-Berlin entführen zu lassen.[2]

Nachdem tagelang keine Nachricht über den Verbleib von Brandt vorlag, stellten seine Familie und die IG Metall erste Nachforschungen an. Die DDR sah sich deshalb fünf Tage nach der Entführung, am 21. Juni 1961, gezwungen, eine kurze Mitteilung herauszugeben, in der Brandt als Spion des westlichen Geheimdienstes bezeichnet wurde. In der Meldung des Allgemeinen Deutschen Nachrichtendienstes (ADN) der DDR hieß es dazu: „Am 17. Juni 1961 ist im Bezirk Potsdam der Agent Heinz Brandt, 52 Jahre, bei der Durchführung von Aufträgen für westlichen Geheimdienste festgenommen worden."[3] Dazu behaupteten die offiziellen Stellen der DDR, daß Brandt nicht in West-Berlin, sondern auf dem Territorium der DDR in Potsdam verhaftet worden sei. Die SED-Führung streute lange Zeit die Legende, er sei in der S-Bahn von West-Berlin nach Potsdam eingeschlafen und am Kontrollpunkt Potsdam von der DDR-Volkspolizei festgenommen worden. Doch schon lange vor dem Bau der Mauer vom August 1961 endete die S-Bahn bereits in Wannsee und fuhr nicht mehr nach Potsdam. Auf die ADN-Meldung reagierte die IG Metall in Frankfurt am Main, indem sie gegen die Inhaftierung und die Vorwürfe protestierte. Gleichzeitig mobilisierten die Industriegewerkschaft Metall und der Deutsche Gewerkschaftsbund (DGB) internationale Gewerkschaftsverbände, um gegen die Entführung und Inhaftierung von Brandt zu protestieren. Die Familie Brandts und die IG Metall schalteten den Essener Anwalt Diether Posser und Amnesty International in London ein. Posser hatte als einer der wenigen Westdeutschen 1961 noch eine Anwaltszulassung für die DDR. Auf Wunsch der Familie und der IG Metall sollte der Anwalt im Falle einer Verhandlung die Verteidigung des Gewerkschaftsjournalisten übernehmen. Zunächst bestand auch Hoffnung, daß er den Auftrag übernehmen könnte. Doch der Fall von Heinz Brandt war für das SED-Regime politisch viel zu brisant, als dazu gerade einen Anwalt aus der Bundesrepublik als Verteidiger zuzulassen. Posser versuchte in den folgenden Monaten

2 Siehe Anm. 6

3 Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, Bonn [künftig zitiert: PArchAA], B 038, II A1-84.33/3 Nr. 47: „Menschenraub Heinz Brandt". Mitteilung des Auswärtigen Amt an den Botschafter der Bundesrepublik bei der UNO in New York, 13. 3. 1962.

vergebens, herauszufinden, wo Brandt gefangen gehalten wurde, indem er sich um Gespräche in der DDR bemühte. Erste Gespräche mit der Generalstaatsanwaltschaft in Ost-Berlin verliefen ergebnislos, ebenso ein Gespräch mit Justizministerin Hilde Benjamin im Dezember des Jahres.[4]

Parallel zu den Bemühungen des Essener Anwalts setzten sich bereits eine Reihe von international bekannten Persönlichkeiten für Brandt ein, die auch in der DDR hohes Ansehen genossen, etwa der Kirchenpräsident der Bundesrepublik, Martin Niemöller, der Schriftsteller Eugen Kogon und die Vorsitzende der britischen Labour Party, Barbara Castle.[5] Ebenso engagierte sich frühzeitig der Psychoanalytiker Erich Fromm, der mit der Familie Brandt befreundet war. Aufgrund der internationalen Proteste reagierte der Leiter des Presseamtes beim Vorsitzenden des DDR-Ministerrates, Kurt Blecha, am 28. Juni 1961 mit einem „Offenen Brief" an die IG Metall, in dem er den Vorwurf der Spionage gegen die DDR erhärtete. Blecha beschuldigte Brandt, eng mit der SPD und dem westdeutschen Bundesamt für Verfassungsschutz zusammengearbeitet und in ihrem Sinne Gewerkschafter in der Bundesrepublik denunziert zu haben. In dem ganzseitigen „Offenen Brief an die Redaktion der Zeitung der IG Metall" hieß es unter anderem, Heinz Brandt sei ein „willfähriges Werkzeug" des Bundesverfassungsschutzes gewesen. Des weiteren bezeichnete Blecha den Agenten Heinz Brandt als „Feind der Arbeiterklasse und als Agent der Bourgeoisie", der „Spionage und Wühlarbeit gegen die DDR" betrieben habe.[6]

Zwei Wochen vor Heinz Brandts Entführung, am 28. Mai 1961, hatte der britische Rechtsanwalt Peter Benenson in London eine Kampagne mit dem Titel „Appeal for Amnesty" gegründet, die später als Menschenrechtsorganisation Amnesty International (AI) weltweit bekannt werden sollte. Die Mitstreiter von AI setzten sich überparteilich und weltweit für die Freilassung von politischen Gefangenen ein, die für ihre Überzeugungen weder Gewalt angewandt noch befürwortet hatten. Ihr Mandat leitete AI direkt aus der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte (AEMR) von 1948 ab, in der die grundlegenden Freiheitsrechte des Einzelnen verankert sind.[7] Zur DDR arbeiteten die Mitglieder von Amnesty International von Beginn ihrer Gründung an bis zum Ende des SED-Regimes 1989. In dieser Zeit betreute die Organisation über 2000 politische Gefangene und recherchierte in mindestens ebenso vielen Fällen. Neben der Freilassung so genannter Gewissensgefangener forderte AI im Fall der DDR bessere

4 Diether Posser, Anwalt im Kalten Krieg. Ein Stück deutscher Geschichte in politischen Prozessen 1951 bis 1968, München 1991, S. 321–327.

5 Ebd., S. 322.

6 *Tribüne. Zentralorgan des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes der DDR*, 29. 7. 1961.

7 Über die Gründungsjahre von Amnesty International sind zahlreiche Publikationen erschienen, die auch einen Überblick über die ersten Jahre der Organisation geben: amnesty international. DDR- Rechtsprechung hinter verschlossenen Türen, 2. Aufl., Bonn 1992; Thomas Claudius und Franz Stephen, Amnesty International. Portrait einer Organisation, München 1973; Martin Ennals, Amnesty International and Human Rights, in: Peter Willetts, Pressure Groups in the Global System. The Transnational Relations of Issue Orientated Non-Governmental Organizations, London 1992; Hassan Ibne, Amnesty International as a Human Rights Organization, New York 1977; Leo Müller, Betrifft: Amnesty International, München 1989; Jonathan Power, Amnesty International. The Human Rights Story, Oxford 1981; Amnesty International. Wer schweigt wird mitschuldig. Hrsg. von Carola Stern, Hamburg 1981.

Haftbedingungen, eine faire Rechtsprechung, das Recht auf Wehrdienstverweigerung, die Abschaffung der Todesstrafe sowie die Einhaltung elementarer Freiheitsrechte, wie etwa die Meinungs-, Versammlungs- und Reisefreiheit.[8]

Zu den ersten politischen Gefangenen, um die sich AI bemühte, gehörte Heinz Brandt. Nachdem Peter Benenson in der Zeitung über dessen Entführung gelesen hatte und von Brandts Ehefrau informiert worden war, kümmerte er sich zunächst persönlich um die Nachforschungen. Der Ort, an dem der Gewerkschafter festgehalten wurde, war lange geheimgehalten worden, und es kursierten bereits die abenteuerlichsten Spekulationen über das Schicksal des „Ulbricht-Gefangenen". Doch wie bereits Diether Posser, so konnte auch Benenson zunächst nichts Näheres in Erfahrung bringen.

Eine AI-Gruppe von der britischen Isle of Thanet betreute den Fall von Heinz Brandt bis zu seiner Freilassung 1964 und stellte ihrerseits Recherchen an. Die AI-Gruppe sorgte auch dafür, daß sein Fall an die internationale Öffentlichkeit kam. Die Gruppenmitglieder gaben Presseerklärungen heraus, organisierten Unterschriftenkampagnen und schrieben zahlreiche Briefe an SED-Funktionäre, wie etwa den Staats- und Parteichef Walter Ulbricht und den Generalstaatsanwalt der DDR Josef Streit, mit der Bitte, über den Aufenthaltsort von Brandt sowie über dessen weiteres Verfahren informiert zu werden.[9] Nach der Verurteilung Brandts forderten sie stets dessen bedingungslose Amnestierung.

Doch bald schienen die Mittel, mit denen Amnesty International gegen die sture Haltung des SED-Regimes vorgehen konnte, erschöpft. Die Organisation hatte 1961 noch keine Zugangsmöglichkeiten in Form eines Beobachter- oder Beraterstatus bei den Vereinten Nationen (UNO), um dort direkt gegen die DDR Anklage zu erheben. AI bekam erst 1964 diesen Status von der UNO zuerkannt. Auf Erfahrungen anderer Menschenrechtsorganisationen mit analogen Zielen konnte AI nicht zurückgreifen. Dennoch bemühte AI sich um die Zusammenarbeit mit anderen Nichtregierungsorganisationen (NGO), die bereits bei der UNO akkreditiert waren und ähnlich Ziele wie die Menschenrechtsorganisation aus London verfolgten. Im Fall Heinz Brandt waren dies die internationalen Gewerkschaftsorganisationen.

Bereits zwei Wochen nach der Entführung, am 30. Juni 1961, kursierte ein erstes Schreiben des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften (IBFG) bei der UNO, das von seinem Präsidenten, Omer Becu, eingereicht worden war.[10] Am 2. August folgte ein

8 Im Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis in Amsterdam [künftig zitiert: IISG] sind seit 1999 Akten und Dokumente von Amnesty International einsehbar. Die Archivnutzung ist über das Internationale Sekretariat von Amnesty International in London zu beantragen. Einen guten Überblick über die ersten Jahre der Menschenrechtsorganisation geben folgende Dokumente: IISG, Mikrofilm 255: Amnesty International Development 1961–1971; IISG, Mikrofilm 119: ai-Index, ACT 01/03/79 Amnesty International, Techniques Evaluation Committee (TEC) – First Report, 1. 8. 1979; IISG, Mikrofilm 519: Amnesty International, Survey of Political Imprisonment. East Germany, Juli 1972; IISG, Mikrofilm 519: Amnesty International, Background Paper on the German Democratic Republik, November 1966; IISG, Mikrofilm 121: ai-Index, EUR 22/04/79 Amnesty International. Amnesty in the German Democratic Republic (GDR), 28. 9. 1979.

9 IISG, Mikrofilm 518: Amnesty International. Note to News Editors, 1965.

10 Vgl. hierzu auch: Posser (Anm. 4), S. 325.

11 PArchAA, B 038, II A1-84.33/3 Nr. 47: „Menschenraub Heinz Brandt". Fernschreiben vom 22. 12. 1961 aus New York an das Auswärtige Amt Bonn.

Schreiben der American Federation of Labor / Congress of Industrial Organizations (AFL/CIO). In ihren Schreiben forderten die Gewerkschaftsverbände die Menschenrechtskommission des Wirtschafts- und Sozialrates der UNO (ECOSOC) auf, die Verletzung der Menschenrechte und der Gewerkschaftsrechte in der DDR zu untersuchen. Der ECOSOC darf sich als einer der wenigen UN-Organe auch mit Ländern beschäftigen, die nicht Mitglieder der UNO sind. Daher sahen die Gewerkschaftsverbände hinsichtlich der DDR eine Möglichkeit, den Fall von Heinz Brandt vor die UNO-Kommission zu bringen.[11] Amnesty International sah gleichzeitig Möglichkeiten, die Aktionen der Gewerkschaftsverbände zu flankieren und damit den Fall Brandt nachdrücklich zu beschleunigen.

Nachdem die Schreiben der beiden Verbände in der UNO und dem ECOSOC die Runde gemacht hatten, protestierten die sowjetischen UN-Vertreter. Da die DDR selbst noch nicht UNO-Mitglied war, vertrat die Sowjetunion deren Interessen. Im Fall Heinz Brandt, so die sowjetischen Delegierten, „fehle es an der nötigen Objektivität". Unruhe kam auf, als im Dezember 1961 bekannt wurde, daß der am 18. September 1961 unter ungeklärten Umständen bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommene Generalsekretär der UNO, der Schwede Dag Hammarskjöld, das Vorgehen der beiden Gewerkschaftsverbände vor seinem Tod gekannt und sogar unterstützt hatte. Der Generalsekretär hatte den absehbaren Konflikt mit den sowjetischen Vertretern bewußt in Kauf genommen. Sein Nachfolger, der Birmese U-Thant, wußte von dem ganzen Vorgang nichts und gab somit den Protesten der Sowjetunion nach. Die offizielle Erklärung für die Nichtbehandlung des Falls vor der Menschenrechtskommission der UNO begründete der neue Generalsekretär damit, daß es „zu vermeiden sei, daß die DDR in irgendeiner Form als Staat in den Vorgang oder auf der Sitzung des ECOSOC erwähnt würde". Die Sowjetunion allein sei für diesen Fall verantwortlich, und es läge ihn ihrem Ermessen, der Sache nachzugehen.[12] Die DDR stand nach Ansicht des Generalsekretärs der UNO offenbar im international rechtsfreien Raum, obwohl sie formell gesehen bereits 1955 die volle Souveränität durch die Sowjetunion erlangt hatte und ihrerseits immer wieder die Einhaltung der AEMR betonte. Um das UNO-Mitglied Sowjetunion nicht unnötig zu verärgern, überließ U-Thant den sowjetischen UNO-Delegierten die Entscheidung, wie mit der Eingabe der Gewerkschaftsverbände zu verfahren sei. Offenbar nahm er dabei billigend in Kauf, daß dann der Fall gar nicht erst auf die Tagesordnung kommen würde. Dennoch versuchten die Gewerkschaften und auch die Repräsentanten der Bundesrepublik bei der UNO, die sich bis 1973 ebenfalls durch ihre Verbündeten innerhalb der UNO vertreten lassen mußten, den Fall erneut beim ECOSOC zur Sprache zu bringen. Für einen erneuten Vorstoß, das Thema auf die Tagesordnung zu setzen, war die April-Sitzung des Wirtschaft- und Sozialrates 1962 anvisiert. Das Ansinnen der Gewerkschaften wurde jedoch abgelehnt.

Noch bevor der Fall Heinz Brandt weitere internationale Kreise ziehen sollte, schickte, neun Monate nach der Entführung, Amnesty International den indischen Anwalt Prem Saghar Kehra in die DDR. Dort sollte der Inder den Fall des Gewerkschafters

12 PArchAA, B 038, II A1-84.33/3 Nr. 47: „Menschenraub Heinz Brandt". Fernschreiben vom 29. 12. 1961 aus New York an das Auswärtige Amt Bonn.

sowie auch anderer politischer Gefangener des SED-Regimes untersuchen.[13] Khera war gleichzeitig Mitglied der Indian Mineworker Union sowie des IBFG und seit 1961 Unterstützer der AI-Bewegung. Da Kehra auch gewerkschaftlich tätig war, erhoffte sich Peter Benenson, daß er bei den Gesprächspartnern in Ost-Berlin mit weniger Vorbehalten empfangen werden würde. Als indischer Staatsbürger paßte er zudem nicht in das Schema des „westlichen Agenten" und „Vertreters der Monopolbourgeoisie", wie das SED-Regime westliche AI-Vertreter betitelte. Khera entsprach somit überhaupt nicht den Vorstellungen DDR-offizieller Stellen eines AI-Vertreters.

Ende Februar 1962 reiste Khera nach Ost-Berlin ein. Seine Mission dauerte einige Tage.[14] Nach dem mißglückten Versuch, ein mehrtägiges Visum für die DDR zu erhalten, sowie einer Drohung, „möglichst auf dem schnellsten Wege Ost-Berlin zu verlassen", gelang es Khera erst am 5. März 1962, mit den DDR-Generalstaatsanwalt zu sprechen. Josef Streit war gerade frisch ins Amt berufen worden und kannte Amnesty International nur aus Briefen, die die Organisation zugunsten von Heinz Brandt und anderen politischen Gefangenen geschrieben hatte. In dem mehrstündigen Gespräch verhielt Streit sich widersprüchlich. So erfuhr der indische Anwalt lediglich, daß Brandt, entgegen unterschiedlichen Spekulationen, noch am Leben sei und bald vor Gericht gestellt werden würde. Auf die Entführung und den Stand der Untersuchungen ging Streit trotz Nachfragen nicht ein. An den Namen des Anwalts, der Brandt verteidigte, es war damals Friedrich Wolff, wollte Streit sich nicht erinnern. Als Khera um eine Kopie des Haftbefehls bat, lehnte der Generalstaatsanwalt dies mit der Begründung ab, Khera sei Ausländer, und er könne ihm daher keine Kopie geben.[15] Die Frage, ob ein Besuch bei Brandt im Gefängnis erlaubt sei, verneinte er ebenfalls.

Streit war im Fall Brandt in einer machtlosen Position. Er konnte gegen die Entscheidungen des Politbüros und den persönlichen Willen des Staatsratsvorsitzenden Walter Ulbricht nichts unternehmen. Gesetzliche Vorgaben und das Strafrecht sowie internationale Normen waren für die DDR reine Makulatur. Die fortwährende Behauptung der SED-Führung, daß die DDR internationale Menschen- und Grundrechtsnormen respektiere, zu denen auch ein fairer und öffentlicher Prozeß gehörte, diente zu diesem Zeitpunkt nur einem Zweck: Die DDR wollte Mitglied der Vereinten Nationen werden und damit ihre Unabhängigkeit und Souveränität gegenüber der Bundesrepublik manifestieren. Außerdem hatte der Generalstaatsanwalt mit dem Loyalitätszwang gegenüber seiner Partei, der SED, zu kämpfen. Eine unabhängige Entscheidung konnte von ihm zu keinem Zeitpunkt getroffen werden, obwohl er selber in der Abteilung für Staats- und Rechtsfragen des Zentralkomitees der SED mitarbeitete. Immerhin erklärte Streit dem indischen AI-Beauftragten, daß er nicht dem Justizministerium unterstünde, wie

13 Die meisten der betreffenden Personen saßen zum damaligen Zeitpunkt noch in Untersuchungshaft, und Amnesty International hatte sie lediglich als „investigation case" angenommen. Siehe: Egon Larsen, Amnesty International. Im Namen der Menschenrechte, München 1980, S. 24–26.

14 IISG, Mikrofilm 518: Amnesty International. Press Release, 8. 3. 1962. In der Pressemitteilung heißt es, daß die Mission von Prem Khera in die DDR insgesamt die vierte Mission von AI 1962 gewesen sei. Zuvor schickte die Organisation Vertreter nach Ghana, in die Tschechoslowakei und nach Portugal.

15 Prem Khera, Amnesty Mission to East Berlin, 17. 3. 1962, S. 26, in: Privatarchiv Diether Posser, Essen. – Der Aktenbestand „Amnesty International" von Diether Posser liegt heute im Archiv der Sozialdemokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn.

in anderen Ländern üblich, sondern dem Ministerrat.[16] So war auch Prem Khera klar, daß der Generalstaatsanwalt in der Sache Brandt wenig bewirken konnte. Streits Widersprüche, hilflose Ausreden und angebliche Vergeßlichkeit waren Ausdruck seiner Machtlosigkeit.

Überraschend sagte Streit dem indischen Anwalt jedoch zu, daß Amnesty International den Termin der Verhandlung vorab erfahren würde und Vertreter der Organisation während des Prozesses anwesend sein könnten, denn schließlich seien Gerichtsverhandlungen in der DDR öffentlich. Nach der Verurteilung stünde auch einem Besuch bei Brandt nichts mehr im Wege, so Streit.[17] Dieses Versprechen wurde nie eingehalten. Das Angebot diente wohl nur dem Zweck, den indischen Gast möglichst schnell loszuwerden. Letztlich verbat sich die DDR derartige „Einmischung in die inneren Angelegenheiten", wie es offiziell bei solchen Gelegenheiten stets hieß.

So unwissend, wie sich der Generalstaatsanwalt in dieser Sache darstellte, war er indes nicht. Im Gegenteil. Er war in dieser Angelegenheit sogar sehr gut informiert. Streit übernahm bei der Gerichtsverhandlung gegen Brandt die Anklage und plädierte sogar für eine höhere Haftstrafe als dieser tatsächlich bekam.[18]

Prem Kehra zog unverrichteter Dinge aus Ost-Berlin ab. Außer leeren Versprechungen und Ausreden des Generalstaatsanwaltes hatte er nichts von seinem Besuch in Ost-Berlin mitnehmen können. Statt dessen hatte er dort eine noch größeres Mißtrauen gegenüber der neuen Menschenrechtsbewegung Amnesty International erzeugt. Was blieb, war ein Gedächtnisprotokoll Kheras über seinen Besuch in Ost-Berlin. Die Londoner AI-Zentrale ließ dieses später dem westdeutschen Anwalt von Brandt, Diether Posser in Essen, und dem IBFG in Brüssel zukommen.

Auch wenn eine Prozeßbeobachtung nach internationalen Normen möglich gewesen wäre, hätte das noch lange nicht bedeutet, daß sich Streit über den politischen Willen der SED-Führung hätte hinwegsetzen können.[19] Die SED-Führung hatte nie die Absicht, den Prozeß gegen Brandt öffentlich zu machen und schon gar nicht gegenüber einer internationalen Öffentlichkeit. Viel zu offensichtlich wäre dadurch geworden, daß gegen den im Mai 1962 wegen Spionage angeklagten Gewerkschaftsjournalisten keine überzeugenden Beweise vorlagen. Es handelte sich beim Prozeß gegen Brandt um einen

16 Prem Khera, Amnesty Mission to East Berlin, 17. 3. 1962, S. 26, in: Privatarchiv Diether Posser, Essen. Im ersten Gesetz über die Staatsanwaltschaft der DDR vom 23. 5. 1952 wurde diese definiert als ein von anderen Organen unabhängiges Organ der Staatsgewalt, das jedoch dem Ministerrat der DDR unterstellt sei. Nach dem zweiten Staatsanwaltschaftsgesetz vom 17. 4. 1963 bis zum Ende der DDR war der Generalstaatsanwalt der Volkskammer rechenschaftspflichtig bzw. in den Zeiten zwischen deren Tagungsperioden dem Staatsrat der DDR.

17 IISG, Mikrofim 518: Amnesty International. Press Release, 8. 3. 1962.

18 Posser (Anm. 4), S. 336 f.

19 Über die Brisanz im Fall des „Spions" Heinz Brandt war er indes sehr gut informiert. Er hatte einige Tage vor dem Treffen mit Khera eine „Stellungnahme über die Wahrung der gesetzlichen Bestimmungen im Prozeß gegen den Spion Heinz Brandt" an den birmesischen Generalsekretär der UNO, U-Thant, an die UN-Menschenrechtskommission des ECOSOC und die Vertretung der UdSSR bei der UNO weitergeleitet. Diese sollte sich darum kümmern, das „Protestschreiben gegen die verleumderischen Anschuldigungen", daß Brandt entführt sei, an alle Mitgliedstaaten weiterzuleiten. Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv Berlin [künftig zitiert: SAPMO-BArch], DY 30 J IV 2/2/869: Anlage Nr. 8 zum Protokoll 5 vom 26. 2. 1963.

„Scheinprozeß", gleichzeitig um einen „Geheimprozeß" und einen persönlichen Rachefeldzug Ulbrichts gegen den einstigen Weggefährten und politischen Mitstreiter.[20]

Aus diesem Grund wurde auch Diether Posser die Verteidigung seines Mandanten Heinz Brandt vor dem Obersten Gericht in Ost-Berlin verwehrt. Ihm wurde nicht einmal der Prozeßtermin in Ost-Berlin mitgeteilt. So sah Posser seine Aufgabe nunmehr darin, das öffentliche Interesse am Schicksal Heinz Brandts aufrechtzuerhalten.[21]

In Unkenntnis darüber, daß der Prozeß gegen Heinz Brandt bereits vom 3. bis 10. Mai 1962 unbemerkt von der internationalen Öffentlichkeit in Ost-Berlin stattgefunden hatte, versuchte der IBFG, am 10. Mai erneut bei der UNO vorstellig zu werden. Die April-Sitzung des ECOSOC war für den Fall Brandts ergebnislos verlaufen, da der Fall nach Ansicht einiger ECOSOC-Mitglieder nicht eindeutig genug die Verletzung gewerkschaftlicher Rechte markierte.[22] Da die DDR nicht Mitglied der UNO war und die Sowjetunion vorgab, für den Fall nicht zuständig zu sein, hatte der ECOSOC die Angelegenheiten einfach an das Internationale Arbeitsamt (IAA) der International Labor Organization (ILO), einer Sonderorganisation der UNO, weitergeleitet. Obwohl die DDR auch dort erst 1974 offiziell Mitglied wurde, glaubte man bei der UNO, damit den unangenehmen Fall Brandt losgeworden zu sein.[23] Dahinter verbarg sich auch die Befürchtung vieler westlicher ECOSOC-Mitglieder, daß der Fall Brandt, würde er vor dem Wirtschafts- und Sozialrat behandelt werden, ein Präzedenzfall für andere Einzelschicksale werden könnte. Wäre der Fall zudem mit Erfolg verhandelt worden, so wäre die Menschenrechtskommission in Zukunft nur noch mit der Bearbeitung von Einzelfällen aus aller Welt beschäftigt gewesen. Das aber, so die Befürchtung, hätte die Arbeit des Rates und seiner Kommission praktisch lahmgelegt.[24]

Der IBFG reichte, überzeugt davon, daß im Fall Brandt elementare Menschen- und Gewerkschaftsrechte verletzt worden seien, wiederholt Eingaben bei der IAA respektive der ILO in Genf ein. Jetzt richtete er seinen Protest direkt gegen die Regierung der Sowjetunion. In dem „Complaint against the Government of the Union of Soviet Socialist Republics concerning infringement of trade union rights in Germany", das die UN-Signatur E/3701 erhielt, schilderte der Bund den Hergang von Brandts Entführung und die einzelnen Bemühungen um eine Klärung des Falls.[25] Reaktionen darauf konnte die IBFG jedoch erst Monate später erwarten.

Amnesty International, Brandts Anwalt Diether Posser, der IBFG und die UNO erfuhren erst nach der letzten Verhandlung gegen Brandt am 10. Mai 1962 vom Gerichtstermin. Die „Verteidigung" Brandts hatte der DDR-Anwalt Friedrich Wolff übernommen, zu dem Posser gelegentlich Kontakt hatte. Heinz Brandt wurde von einem

20 Brandt, S. 340–341.

21 Posser (Anm. 4), S. 354 ff.

22 PArchAA, B 038, II A1-84.33/3 Nr. 47: „Menschenraub Heinz Brandt". Briefwechsel zwischen dem Auswärtigem Amt und dem Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen, 13. 12. 1963.

23 Die Bundesrepublik Deutschland, dessen Staatsbürger Heinz Brandt war, war bereits seit 1951 Mitglied der ILO.

24 PArchAA, B 038, II A1-84.33/3 Nr. 47: „Menschenraub Heinz Brandt". Aufzeichnungen des Auswärtigen Amts, 18. 1. 1964, mit einer Zusammenfassung des Verlaufs vor dem ECOSOC.

25 PArchAA, B 038, II A1-84.33/3 Nr. 47: „Menschenraub Heinz Brandt". UN-Dokument E/3701 Annex I des IBFG, 10. 5. 1962.

DDR-Gericht wegen Spionage zu 13 Jahren Haft verurteilt, die er in der Haftanstalt Bautzen II verbüßen sollte.[26] Die Spionage bestand darin, daß Brandt „zum Feind" im Westen übergelaufen sei, Kontakt zur SPD hatte und in der Bundesrepublik für „Verräterorganisationen" arbeitete, gemeint war hier der aus Sicht der DDR „rechte" DGB. Die politische Führung der DDR hatte mit diesem Urteil nicht nur elementare Menschenrechte verletzt, sondern auch das in der AEMR verankerte Recht auf eine faire und öffentliche Gerichtsverhandlung.

Amnesty International veröffentlichte deshalb am 17. Mai 1962 eine Pressemitteilung, die aus einem Telegramm an den Generalstaatsanwalt Josef Streit bestand. In dem Telegramm brachte die Organisation ihre Enttäuschung über die leeren Versprechungen zum Ausdruck, erkundigte sich aber gleichzeitig auch nach der Möglichkeit einer Berufung.[27]

Doch Amnesty International mußte lernen, daß auf derartige Schreiben und Anfragen keine Antworten zu erwarten waren, schon gar nicht von offiziellen Stellen. Nach den ersten Erfahrungen, die das SED-Regime mit den „Hetzkampagnen" von AI gegen die DDR gemacht hatte, galt die Devise: Anfragen von Amnesty International sind grundsätzlich nicht zu beantworten. Ihre Vertreter sollten in Zukunft auch nicht mehr empfangen werden; überhaupt sollte es nach Möglichkeit keinerlei Kontakte zur „Feindorganisation" Amnesty International geben.

Amnesty International blieb jedoch weiterhin aktiv, ebenso der IBFG. Die Internationale Gewerkschaftsvereinigung startete nach der Bekanntgabe des Urteils gegen Brandt einen dritten Versuch, die Aufmerksamkeit der UNO auf das Schicksal des Gewerkschafters zu lenken. Am 21. Juni zirkulierte erneut ein UN-Dokument des IBFG bei der UNO. Der Fall hatte inzwischen die UN-Nummer 297 bekommen. In dem Schreiben veröffentlichte die Gewerkschaftsorganisation Informationen von Amnesty International und Notizen über das Gespräch des indischen AI-Vertreters Prem Khera mit dem DDR-Generalstaatsanwalt Streit vom März 1962. Darin forderten die Gewerkschafter die ILO auf, dafür Sorge zu tragen, den Protest an die Vertreter der Sowjetunion weiterzuleiten und diese aufzufordern, die Freilassung Brandts einzuleiten.[28]

Die Vertreter der Sowjetunion bei den Vereinten Nationen sahen sich aufgrund des Schreibens des IBFG erneut zu Gegenaktionen herausgefordert. Der Botschafter der Sowjetunion bei der UNO in Genf drehte jedoch diesmal den Spieß um. Am 3. und 17. Juli 1962 schickte er die Beschwerde und die Aufforderung des IBFG an den Generalsekretär der UNO zurück und konstatierte, daß der Fall Brandt allein Angelegenheit der DDR sei. Zugleich verwies er darauf, daß die DDR nicht Mitglied der Vereinten Nationen und auch nicht der ILO sei. Mit dieser Argumentation versuchte die Sowjetunion, den Fall endgültig ad acta zu legen. Doch der Internationale Bund Freier Gewerkschaften stellte demgegenüber erneut fest, daß die Verletzung grundlegender

26 Vgl. Brandt, S. 341. Der Fall wird auch ausführlich von seinem Anwalt beschrieben: Posser (Anm. 4), S. 315–425.

27 IISG, Mikrofilm 518: Amnesty International. Press Release, 17. 5. 1962.

28 PArchAA, B 038, II A1-84.33/3 Nr. 47: „Menschenraub Heinz Brandt". UN-Dokument E/3701 Annex I des IBFG an die ILO, Genf, 21. 6. 1962.

Gewerkschaftsrechte unabhängig davon geahndet werden müßte, ob ein Land Mitglied der UNO und ihrer Sonderorganisationen sei oder nicht.[29]

Obwohl die DDR erst im September 1973 Mitglied der Vereinten Nationen wurde, konnte sich die SED-Führung den Gesprächen bei der UNO nicht länger entziehen. Die Sowjetunion hatte durch ihre Reaktion dem kleinen „Bruder" signalisiert, daß Ost-Berlin allein mit dem Problem fertig werden müsse. Das SED-Regime konnte dem internationalen Druck, der auf dem Fall lag, nicht mehr ignorieren. Außerdem bemühte sich die DDR-Regierung bereits seit Jahren um mehr internationale Anerkennung. Um dies zu erreichen, galt es, Konzessionen in puncto Menschenrechte zu machen, zu denen auch der Fall Heinz Brandt zählte.

Im September 1962 veranlaßte Walter Ulbricht in einer Sitzung des Politbüros das Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten (MfAA) der DDR, Material zum Fall Brandt zusammenzustellen, um einer möglichen Verurteilung der DDR vor der Menschenrechtskommission des ECOSOC zu begegnen. Hinter den Bemühungen Ulbrichts stand die Befürchtung, daß das internationale Engagement für Brandt nicht nachlassen würde. Gleichzeitig würde auch die Bundesrepublik weitere Eingaben beim ECOSOC unterstützen.[30]

In der Tat erhielt der ECOSOC am 23. November 1962 eine Eingabe des Generaldirektors des IAA mit der Aufforderung, den Fall Brandt vor der Menschenrechtskommission des ECOSOC zu beraten. Die ILO reagierte damit auf den Druck ihres Mitgliedes IBFG, das den Fall immer wieder auf die Tagesordnung brachte. Dabei betonte die ILO erneut, daß die Behandlung des Falls vor dem ECOSOC möglich sei, weil die Verletzung gewerkschaftlicher Rechte und damit die Verletzung der AEMR durch den ECOSOC im Einzelfall in jedem Land der Welt untersucht werden könne.[31]

Das Papier der ILO beim Wirtschaft- und Sozialrat sorgte abermals für Aufregung. Der UN-Generalsekretär war über die Entscheidung der ILO, das Verfahren fortzusetzen, dieses Mal frühzeitig informiert worden. Die ILO beabsichtigte, die Eingabe bereits zur 34. Tagung des ECOSOC vom 18. bis 22. Dezember 1962 in New York einzureichen und sie dort behandeln zu lassen. Auch die DDR war darauf vorbereitet gewesen. Das Generalsekretariat der UNO indes versuchte, die ILO davon zu überzeugen, daß dies kein guter Termin sei, da der derzeitige Vorsitzende des ECOSOC ein Pole wäre. Man wolle, so der Generalsekretär, den Polen „nicht in Verlegenheit" bringen. Die Anschuldigungen gegen die DDR hätte ein Mitglied des befreundeten Nachbarlandes Polen nicht ohne Einschränkungen vortragen können. Da sich der Generaldirektor der ILO von der Rücksichtnahme des UN-Generalsekretärs U-Thant wenig beeindruckt zeigte, schickte er das Schreiben dennoch vor der Tagung des ECOSOC an das Generalsekretariat, der für die Weiterleitung an den Rat zuständig war. Doch im Generalsekretariat verzögerte man die Weitergabe bis Anfang Januar 1963, um in der Sache noch etwas

29 PArchAA, B 038, II A1-84.33/3 Nr. 47: „Menschenraub Heinz Brandt". UN-Dokument E/3701 „The Case of Heinz Brandt". Annex II des IBFG an die ILO, Genf, 21. 6. 1962.

30 SAPMO-BArch, DY 30 J IV 2/2/846: Protokoll Nr. 39/62 des Politbüros, 4. 9. 1962 (Punkt 10).

31 PArchAA, B 038/Referat II A1 Nr. 47: Bekanntgabe des ECOSOC „Communication from the Director-General of the International Labour Office", 2. 1. 1963.

Zeit zu gewinnen.[32] Vorrangig war, Vertreter der Mitgliedsländer und Mitglieder des ECOSOC nicht unnötig zu kompromittieren und gegebenenfalls genaue Absprachen mit ihnen zu treffen.

Walter Ulbricht hatte bereits in einer Politbürositzung am 4. Dezember 1962 seine Aufforderung von September wiederholt, eine Antwort auf das internationale Vorgehen zu finden. Die Aktivitäten der ILO waren der SED-Führung nicht verborgen geblieben. Bei der bevorstehenden Tagung der Menschenrechtskommission in Genf vom 11. März bis 5. April 1963 sollte ein Kopie des DDR-Antwortschreibens dem polnischen Vorsitzenden des ECOSOC und dem Vertreter der Sowjetunion überreicht werden. Ebenso war beabsichtigt, die Stellungnahme der DDR bei allen UN-Mitgliedern zu verbreiten. Alle Aktionen sollten mit den Vertretern der sozialistischen Staaten bei der UNO abgesprochen werden. Um dem Ganzen Nachdruck zu verleihen, veranlaßte die SED-Führung, daß bei der Sitzung in Genf Vertreter des DDR-Komitees zum Schutz der Menschenrechte anwesend sein sollten. Die Gegenmaßnahme sollte durch Presseerklärungen, Interviews und Pressekonferenzen begleitet und unterstrichen werden. Um auf der gleichen Ebene wie der IBFG zu agieren, wollte Ulbricht, daß der Weltgewerkschaftsbund (WGB), das kommunistische Pendant zum IBFG, eine Protestschrift zur Verletzung der Gewerkschaftsrechte in der Bundesrepublik verfaßt. Gleichzeitig, so der Plan, sollte eine ausgearbeitete Beschwerde gegen die „Menschenrechtsverletzungen in Westdeutschland" dem ECOSOC vorgelegt werden.[33]

Mit seiner Gegeninitiative wollte Ulbricht dem „feindlichen Westen" mit den eigenen Mitteln schlagen. Die Initiative der DDR und die Zusammenarbeit mit ihren Verbündeten vor dem ECOSOC hatte teilweise Erfolg. Die Menschenrechtskommission des UNO-Rates beschäftigte sich abermals nicht mit dem Fall Brandt. Doch dies war nur ein Punktsieg für Ulbricht, denn die Bemühungen des IBFG ließen nicht nach. Der Gewerkschaftsbund ließ weiterhin Dossiers über die Entführung und Verurteilung des deutschen Gewerkschafters kursieren. So sah sich das Politbüro bereits kurz nach der Tagung des ECOSOC erneut bemüht, „Maßnahmen als Antwort auf das Zirkulieren eines Dokumentes" des IBFG zu unternehmen. In der Politbürositzung vom 23. Mai 1963, ein Jahr nachdem Brandt verurteilt worden war, beschloß das Politbüro dennoch mit Hilfe des „befreundeten" Weltgewerkschaftsbundes, dem Freien Deutschen Gewerkschaftsbund (FDGB) und dem Generalstaatsanwalt Streit stärker gegen die „Verleumdungen" vorzugehen. Dabei sollte hervorgehoben werden, daß Heinz Brandt nach DDR-Recht verurteilt worden sei und keine Verletzung der Gewerkschaftsrechte vorliege. Sollte bei der nächsten Generalkonferenz der ILO der Fall Brandt erneut auf der Tagesordnung stehen, so müsse diesmal der WGB dagegen protestieren.[34] Doch der WGB kooperierte nicht im Sinne Ulbrichts. Denn zu einer derartig polemischen Kooperation war nicht einmal der WGB bereit. Der in Prag ansässige Weltgewerkschaftsbund

32 PArchAA, B 038/Referat II A1 Nr.47: Fernschreiben an das Auswärtige Amt von New York, 9. 1. 1963, „Widerrechtliche Verhaftung des Gewerkschaftsredakteurs Heinz Brandt in der SBZ".

33 SAPMO-BArch, DY 30 J IV 2/2/869: Anlage Nr. 8 zum Protokoll des Politbüros, 26. 2. 1963, „Vorgehen auf dem Gebiet der Menschenrechte".

34 SAPMO-BArch, DY 30 J IV 2/2/880: Protokoll des Politbüros Nr. 16/63, 21. 5. 1963.

hatte – im Gegenteil – aufgrund einer Bitte des IBFG, in Ost-Berlin gegen die Verurteilung Brandts interveniert.[35]

Trotz aller Gegen- und Vorsichtsmaßnahmen kam die SED-Führung immer stärker in Bedrängnis. Denn auch im zweiten Jahr der Inhaftierung Brandts gab es keine Anzeichen dafür, daß das internationale Engagement nachlassen würde. Amnesty International intensivierte sogar seine Bemühungen, noch mehr Briefe an Ulbricht und den Generalstaatsanwalt zu versenden. Neben den Gewerkschaftsinitiativen hatte sich inzwischen auch die britische Friedensbewegung, die Campaign for Nuclear Disarmament (CND), durch seinen geistlichen Vertreter John Collins in die internationalen Proteste eingeschaltet. Aufgrund seines Friedensengagements war der Kanoniker Collins in der DDR ein angesehener Mann. Als dieser sich jedoch den Protesten gegen die Inhaftierung Brandts anschloß, beauftragte Ulbricht Albert Norden, ebenfalls Mitglied des Politbüros und gleichzeitig Mitglied des Präsidiums des Friedensrates der DDR und des Büros des Weltfriedensrates, „auf die Angriffe hinsichtlich der Verurteilung des Agenten Heinz Brandt" zu antworten.[36]

Bereits am 3. Dezember 1962 unternahm John Collins gemeinsam mit dem Geistlichen Paul Oestreicher, beide Angehörige der anglikanischen Kirche, als Mitglieder einer Friedensdelegation der CND eine Reise nach Ost-Berlin.[37] Sie war offiziell als Treffen mit dem DDR-Friedensrat angekündigt, auf der über Abrüstung gesprochen werden sollte. Beide wurden vom Russell-Friedensinstitut unterstützt, das in der DDR ebenfalls hohes Ansehen genoß.[38] Dem Präsidenten des Friedensrates der DDR, Walter Friedrich, übermittelte der britische Philosoph und Gründer des Friedensinstituts, Bertrand Russell, den Gesprächswunsch von Collins und Oestreicher. Aufgrund der Empfehlung Russells bekamen Collins und Oestreicher die Möglichkeit, auch von Walter Ulbricht empfangen zu werden. Amnesty International nutzte diese Chance, um Oestreicher, der seit 1961 Mitglied der Organisation war, eine Informationsmappe über Heinz Brandt mitzugeben. Oestreicher hoffte seinerseits, daß es zu Ulbrichts bevorstehendem 70. Geburtstag am 30. Juni 1963 eine Amnestie geben würde, unter die auch Brandt fallen könnte. Das geschah allerdings nicht.[39] Ulbricht willigte nur unter der Bedingung in das Gespräch ein, daß sein Inhalt geheim bleiben und der Besuch in den

35 Posser (Anm. 4), S. 350.

36 SAPMO-BArch, DY 30 J IV 2/2/860: Protokoll des Politbüros, 4. 12. 1962.

37 *Neues Deutschland*, 4. 12. 1962; *Berliner Zeitung*, 4. 12. 1962. John Collins war gleichzeitig der Präsident der britischen Sektion von Campaign for Nuclear Disarmament. Paul Oestreicher war seit 1961 Mitglied der britischen Sektion von Amnesty International und von 1974 bis 1979 deren Vorsitzender. Offiziell fuhr er als Übersetzer von John Collins nach Ost-Berlin mit.

38 1963 gründete der Philosoph, Mathematiker, Logiker, und Nobelpreisträger Bertrand Russell das „Russell-Friedensinstitut", das sich für die Abschaffung atomarer Bedrohung und die Durchsetzung der Menschenrechte einsetzte. Russel war bis 1960 Präsident der CND gewesen. Am 17. 5. 1963 verlieh der Friedensrat der DDR Bertrand Russell die Carl-von-Ossietzky-Friedensmedaille. Siehe hierzu: IISG, Mikrofilm 518: Amnesty International. Note to News Editors. Drei Jahre später rief er gemeinsam mit dem französischen Philosophen Jean Paul Sartre das „Vietnam-Tribunal", auch „Russell-Tribunal" genannt, ins Leben. Das Tribunal engagierte sich für die Verurteilung von amerikanischen Kriegsverbrechern im Vietnam-Krieg. Das wiederum fand auch in der DDR Beachtung.

39 IISG, Mikrofilm 518: Amnesty International. Press Release. Amnesty International Delegate Reports, 23. 6. 1963.

Protokollen als „Friedensgespräch" zwischen dem Präsidenten der Campaign und dem Staatsratsvorsitzenden tituliert werden würde.[40]

Oestreicher und Collins trafen Ulbricht in seinem Amtssitz in Berlin-Niederschönhausen. Bei dem Gespräch erörterte Oestreicher den Fall Brandt. Die Erwähnung Brandts verärgerte allerdings Ulbricht. Nach Aussagen Oestreichers bezeichnete Ulbricht Heinz Brandt als „Verräter am Sozialismus", für dessen Freilassung sich niemand einsetzen solle, auch Christen wie Oestreicher und Collins nicht.[41] Oestreicher übergab Ulbricht daraufhin die AI-Unterlagen über Brandt. Der Staatsratsvorsitzende soll zugesagt haben, die Angaben Amnesty Internationals genau zu studieren. Ein Indiz, daß Ulbricht sich tatsächlich mit den Unterlagen beschäftigt hat, gibt es nicht. Eine Resonanz darauf erhielten weder Oestreicher noch die Zentrale von AI in London. Bei dem Gespräch schloß Ulbricht freilich eine Freilassung des Gefangenen von vornherein aus.[42] Einen Tag nach diesem Gespräch forderte Ulbricht in der Sitzung des Politbüros eine stärkere Gangart im Fall Brandt.

Nach der Rückkehr der beiden Pfarrer nach England zeigte AI großes Interesse am Bericht Oestreichers. Trotz des Ausfalls Ulbrichts und seiner Unzugänglichkeit setzte die Organisation ihre Bemühungen um die Freilassung Brandts in den folgenden Monaten fort. Wie schon zuvor der IBFG versuchte auch Amnesty International, beim Ersten Sekretär der KPdSU und sowjetischen Staatschef, Nikita Chruschtschow, direkt zu intervenieren, und sandte ein Telegramm nach Ost-Berlin. Chruschtschow hielt sich anläßlich der Feierlichkeiten zu Ulbrichts 70. Geburtstag vom 28. Juni bis 4. Juli 1963 in der DDR auf. In dem Schreiben forderte Amnesty International den Staatschef auf, seinen Einfluß für die Freilassung aller politischen Gefangenen in der DDR und insbesondere für Heinz Brandt geltend zu machen.[43] Amnesty International veröffentlichte das Telegramm zunächst nicht, da die Aktion sonst wenig Aussicht auf Erfolg gehabt hätte.[44]

Da jedoch weder eine Antwort von Chruschtschow noch von der DDR-Regierung eintraf, kam AI zu dem Entschluß, im Fall Brandt andere Möglichkeiten auszuschöpfen. Bei der internationalen Jahresversammlung von Amnesty International im September 1963 in Königswinter beschloß die Organisation deshalb, Heinz Brandt zum Gefangenen des Jahres zu ernennen. Insbesondere die deutschen Mitbegründer von Amnesty International, die Journalisten Carola Stern und Gerd Ruge, hatten dafür plädiert, daß

40 Nach Angaben des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) führte Oestreicher zum gleichen Zeitpunkt in Ost-Berlin auch ein Gespräch mit dem Generalstaatsanwalt, bei dem er die Inhaftierung von Schriftstellern, Akademikern und Geistlichen ansprach. Vgl. BStU, MfS, HA V/6 II: Bericht Paul Österreich (sic!) Pfarrer, 15. 8. 1963; IISG, Mikrofilm 518: Amnesty International. Press Release. Amnesty International Delegate Reports, 23. 6. 1963.

41 Paul Oestreicher, Adieu haßgeliebte DDR, in: *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, 28. 9. 1990; Gespräch mit Paul Oestreicher in Berlin und Coventry am 16. 8. 1998 und 24. 2. 1999.

42 Oestreicher fuhr im Anschluß an den Besuch in Ost-Berlin im Juni 1963 in die Bundesrepublik, wo er mit einem Vertreter des Bundesjustizministeriums sprach. IISG, Mikrofilm 518: Amnesty International. Press Release. Amnesty International Delegate Reports, 23. 6. 1963.

43 Siehe hierzu: Archiv des Modern Record Centre, University of Warwick [künftig zitiert: MRC], MSS 34/4/AMN.4 Amnesty Heinz Brandt disappears, undatiert (ca. 1962).

44 IISG, Mikrofilm 255: Amnesty International. International Bulletin, East- + West-Germany, Juli 1963.

im Fall des Gewerkschaftsredakteurs die besondere Aufmerksamkeit der Menschenrechtsorganisation nötig sei.[45] In den Monaten darauf kamen deshalb verstärkt internationale Proteste in Ost-Berlin an. Hunderte von Briefen trafen aus Großbritannien, Irland und den skandinavischen Ländern, aber auch aus Übersee ein. Brandts Fall wurde wiederholt in zahlreichen AI-Publikationen beschrieben und verstärkt öffentlich gemacht. Anders als bei den gezielten Aktionen des IBFG vor der UNO hatte Amnesty International die Möglichkeit, eine breite Öffentlichkeit in der ganzen Welt zu mobilisieren. Deren Briefe und Appelle hatten, trotz aller Beteuerungen der DDR-Staatssicherheit, keinen spezifischen antikommunistischen Hintergrund.

Im Dezember 1963 fuhr Brandts Frau auf Einladung Amnesty Internationals von Frankfurt am Main nach London, um in der Londoner St. Paul's Cathedral symbolisch eine Kerze für ihren Mann zu entzünden. Bilder davon erschienen in der britischen Presse.[46] Daraufhin verstärkte sich erneut der internationale Protest.

Nach dem gescheiterten Versuch Oestreichers und Collins, ein vernünftiges Gespräch mit Ulbricht über seinen „persönlichen Gefangenen" Brandt zu führen, protestierte auch Bertrand Russell nachdrücklich gegen das Festhalten Brandts in der DDR. Da sogar der in der DDR hochangesehene Russell keine Antwort aus Ost-Berlin erhielt, gab der Philosoph im Januar 1964 unter Protest, die ihm ein halbes Jahr zuvor von der DDR verliehene Carl-von-Ossietzky-Friedensmedaille an Walter Ulbricht zurück.[47]

Das Engagement wohlgelittener „Freunde des Sozialismus", wie der von Russell und der CND mögen für Ost-Berlin zuweilen schmerzlich gewesen sein. Dazu kam, daß sich diese „Freunde" mit „Feinden" wie Amnesty International gegen die DDR verbündet hatten. Schmerzlich war das auch deshalb, weil die DDR unermüdlich darum bemüht war, der Weltöffentlichkeit zu zeigen, daß der Staat DDR auf den Grundfesten der Menschenrechte beruhte. Der Wind aus dem Westen blies den Verantwortlichen in Ost-Berlin weiterhin scharf ins Gesicht. Die internationalen Bemühungen ließen trotz aller Gegenkampagnen und der Sturheit Ulbrichts nicht nach.

Ermutigt durch das nicht nachlassende internationale Engagement erwog im November und Dezember 1963 die Bundesregierung weitere Maßnahmen, um den Fall Brandt erneut vor den ECOSOC der UNO zu bringen. In Absprache mit dem DGB und den Verbündeten bei der UNO sollte versucht werden, bei der Frühjahrstagung des ECOSOC im Februar 1964 das Thema Brandt erneut sowie den Bau der Berliner Mauer am 13. August 1961 erstmalig als Menschenrechtsverletzung anzusprechen. Die Bundesregierung sah wenig Aussicht auf Erfolg, würde man den Fall Heinz Brandt erneut isoliert der UNO präsentieren. Deshalb erwogen die zuständigen Stellen in Bonn, auch den „Bau der Mauer" als eklatante Verletzung der Menschenrechte durch die DDR darzustellen. Doch die Frühjahrstagung des ECOSOC fiel aus, und die nächste sollte erst im Juli 1964 in New York stattfinden. Außerdem hatten die Allierten, die die Belange der Bundesrepublik vor der UNO mitvertraten, signalisiert, daß sie am Fall von

45 IISG, Mikrofilm 255: Amnesty International. Bericht vom 3. internationalen Treffen in Königswinter, 22. 9. 1963.

46 Amnesty International. Wer schweigt wird mitschuldig (Anm. 7), S. 33.

47 Siehe hierzu: IISG, Mikrofilm 518: Amnesty International. Note to News Editors; Posser (Anm. 4), S. 348–350.

Heinz Brandt keinerlei Interesse mehr hatten, aus Gründen, die schon im April 1962 für die Ablehnung der Behandlung angegeben wurden.[48] Wegen eines von West- nach Ost-Berlin verschleppten Gewerkschafters wollten sich die Sowjetunion und die USA vor der UNO nicht unnötig streiten. Weitaus schwerwiegendere Probleme wie beispielsweise die Kuba-Krise mußten deren Vertreter auch vor der UNO ausfechten. Da hatte der Fall Brandt keine Priorität. Er war nur eine Petitesse.

Doch weiterer Bemühungen durch die Bundesrepublik bedurfte es nicht mehr. Die internationalen Proteste und die vielseitigen Bemühungen des Westen, den Fall Brandt nicht aus der internationalen Öffentlichkeit verschwinden zu lassen, zeigten Erfolg. Im Mai 1964 begnadigte Walter Ulbricht „seinen" Gefangenen Heinz Brandt. Er wurde am 23. Mai 1964 in die Bundesrepublik freigelassen. Die Gründe dafür waren vielschichtig. Der internationale Druck der Öffentlichkeit, das vor der UNO ständig aufkommenden Thema Brandt und die fehlende Solidarität der Sowjetunion mit der DDR veranlaßten Ulbricht zum Nachgeben. Hinzu kam die Befürchtung, daß der Agent, den die DDR-Staatssicherheit vor Brandts Verhaftung in der Bundesrepublik auf ihn angesetzt hatte, entlarvt werden könnte. Dieser spionierte auch nach der Entführung Brandts beim DGB in Frankfurt am Main weiter für die DDR. Wäre er vor Brandts Entlassung entlarvt worden, so hätte die DDR ohne Zweifel einen starken Prestigeverlust erlitten, da sich ihre Legende von „Spion Heinz Brandt" endgültig als unwahr erwiesen hätte. Kurz nachdem sich der Agent beim DGB in die DDR abgesetzt hatte, wurde Heinz Brandt freigelassen.[49]

Nach Brandts Freilassung attestierte AI durchaus selbstbewußt, daß ohne ihr Engagement der Fall nicht die internationale Aufmerksamkeit erreicht hätte, die schließlich zum Gnadenerlaß 1964 geführt habe. Die Organisation war sogar der Ansicht, daß ohne die Anstrengungen von AI der Fall Brandt nie an die Öffentlichkeit gelangt wäre.[50] Das war eine kühne Behauptung, da sich sofort nach der Entführung Brandts die Gewerkschaft IG Metall um ihm gekümmert hatte und der IBFG eingeschaltet wurde. Ohne den schnellen und zielstrebigen Einsatz des Internationalen Gewerkschaftsbundes wäre der Fall kaum vor die UNO gekommen. Allerdings spielte AI für die Sensibilisierung der breiten internationalen Öffentlichkeit eine größere Rolle als die Gewerkschaften. Der Druck der Öffentlichkeit hatte schließlich auch die Bemühungen des IBFG, der CND und anderer Initiativen wesentlich unterstützt und alle Seiten zum Weitermachen ermutigt.

In seiner Autobiographie zeigte sich Brandt dankbar gegenüber Amnesty International.[51] Später äußerte er sich auch in einer Fernsehsendung zu den Aktionen von AI. In der Sendung erzählte er, daß er durch die Briefe seiner Frau während der Gefangenschaft davon erfahren habe, daß sich internationale Organisationen für ihn einsetzten. Um welche Organisation es sich handelte, konnte er nicht wissen, zumal er Amnesty International vor seiner Inhaftierung noch nicht gekannt hatte. Brandts Aussagen

48 PArchAA, B 038, II A1-84.33/3 Nr. 47: „Menschenraub Heinz Brandt". Aufzeichnungen des Auswärtigen Amts mit einer Zusammenfassung des Verlaufs vor dem ECOSOC, 18. 1. 1964.

49 Brandt, S. 336–343.

50 MRC, MSS 34/4/AIR, Eustomy, Quaterly Journal of Amnesty International, No. 4 (October 1964).

51 Brandt, S. 336–343. Vgl. auch *Peace News*, 18. 12. 1964, S. 5.

zufolge waren die internationalen Aktionen eine „Flamme der Hoffnung" während der Haft gewesen.[52]

Nach seiner Entlassung und einem ausgedehnten Erholungsurlaub lud Amnesty International ihn im Winter 1964 nach London ein. Dort entzündete Brandt in der St. Paul's Cathedral eine Kerze für die Gefangene des Jahres 1965, die portugiesische Ärztin Julieta Gandara. Sie war seine „Nachfolgerin". Auch Gandara wurde einige Zeit später aus langjähriger portugiesischer Haft entlassen.[53] Heinz Brandt starb 1986 in Frankfurt am Main.

52 ZDF-Archiv Mainz, ZDF-Sendung „Blickpunkt" 7. 4. 1967, Interview mit Heinz Brandt.
53 Brandt, S. 343.

Entrechtung, Sklavenarbeit und Massenmord

Neue Literatur zu den nationalsozialistischen Konzentrationslagern

Von Johannes Tuchel

In den letzten Jahren ist eine Fülle von Arbeiten zur Realität der nationalsozialistischen Herrschaft erschienen, die unser Wissen erheblich erweitern. Häufig handelt es sich hierbei um Dissertationen oder andere Forschungsergebnisse junger Historiker und Historikerinnen sowie Politologen und Politologinnen, denen nach der Wende von 1989 zunehmend auch nationalsozialistische Akten in mittel- und osteuropäischen Archiven zur Verfügung standen. Diese Arbeiten geben ein differenziertes Bild des nationalsozialistischen Terrors in der Kriegszeit; einige von ihnen können heute bereits als Standardwerke bezeichnet werden. Der folgende Literaturbericht will sich nach der kurzen Darstellung einiger Hilfsmittel und übergreifender Arbeiten vor allem mit neueren Studien zur Geschichte der Konzentrationslager und danach speziell mit deutschen und polnischen Arbeiten zur Geschichte des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau befassen.[1]

I.

Die Feststellung, daß die Menge der Literatur zum Nationalsozialismus fast unüberschaubar geworden ist, ist banal. Mit der von Michael Ruck herausgegebenen „Bibliographie zum Nationalsozialismus" liegt jedoch ein zuverlässiger Wegbegleiter für die NS-Forschung vor.[2] Gegenüber der ersten Auflage von 1995 sind noch einmal über 16000 Einträge hinzugekommen, so daß jetzt nach dem Stand von Januar 2000 über 37000 bibliographische Nachweise vorhanden sind. Die Software auf der begleitenden CD-ROM ist nach dem bewährten Muster der „Digitalen Bibliothek" gestaltet; diese erlaubt dem Suchenden fast jeden nur wünschenswerten Zugriff. Der Hauptteil A der Bibliographie ist „Aufstieg und Herrschaft des Nationalsozialismus" gewidmet, wobei neben den Verweisen auf übergreifende Hilfsmittel, allgemeine Darstellungen, Quellen und Hilfsmittel die Einteilung in „Aufstieg des Nationalsozialismus bis 1932/33" (S. 114–156) und „Der Nationalsozialismus an der Macht" (S. 157–1166) die wesentlichen Zäsuren markiert. Sehr hilfreich ist auch der – wesentlich kleinere – Teil B der Bibliographie „Deutschland und die NS-Vergangenheit", aufgeteilt in die Bereiche „Die ‚Bewältigung' der NS-Vergangenheit" (S. 1169–1335) und „Rechtsextremismus in der Bundesrepublik Deutschland (S. 1336–1377). Die Bibliographie von Michael Ruck

1 Für viele Anregungen, Hinweise und kritische Anmerkungen zu diesem Literaturbericht danke ich Andrea Genest und Bernd Florath, Forschungsstelle Widerstandsgeschichte, Berlin. – Ein Verzeichnis der besprochenen Literatur findet sich im Anhang.

2 Michael Ruck, Bibliographie zum Nationalsozialismus, 2 Bde. und CD-ROM, Darmstadt 2000.

besteht jeden „Praxistest", sei es in der Forschung oder in der Lehre und ermöglicht immer einen ersten Einstieg in jedes politik-, sozial-, gesellschafts- oder wirtschaftsgeschichtliche Problemfeld der NS-Geschichte. Die bequeme Handhabung der CD-ROM ermöglicht zudem eigenständige Weiterbearbeitungen, aber auch Ergänzungen. Michael Ruck hat mit dieser Bibliographie der Forschung zum Nationalsozialismus ein großes Geschenk gemacht, dessen Wert gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Abschreckend ist lediglich der hohe Preis, wobei die Wissenschaftliche Buchgesellschaft nach der Erstausgabe über eine Sonderausgabe für Studierende nachdenken sollte, die der weiteren Verbreitung gut täte.

Ein unverzichtbares Hilfsmittel für alle, die sich mit der nationalsozialistischen Politik in der Kriegszeit auseinandersetzen, ist die herausragende historisch-kritische Edition des „Dienstkalenders" des Reichsführers SS und Chef der Deutschen Polizei, Heinrich Himmler, für die Jahre 1941 und 1942.[3] Im Gegensatz zu den wortreichen Tagebüchern etwa von Joseph Goebbels oder Hans Frank ist die bis 1991 im Zentrum für Aufbewahrung historisch-dokumentarischer Sammlungen („Sonderarchiv") in Moskau mit der Signatur 1372-5-23 unter Verschluß liegende Quelle jedoch ein sperriges Dokument, das sich dem Leser nicht auf den ersten Blick erschließt. Es handelt sich zumeist nur um stichwortartige Aufzeichnungen Himmlers oder enger Mitarbeiter, die von den Herausgebern zu Recht und mit großem Gewinn um Himmlers Telefonnotizen, Dienstkalender von Mitarbeitern und vor allem um viele Hinweise auf die Akten des „Persönlichen Stabes Reichsführer-SS" (Bestand NS 19 im Bundesarchiv) mit hoher Sachkenntnis, Akribie und Präzision ergänzt worden sind. Es liegt damit eine Quelle aus dem engsten Kreis der Mitarbeiter Hitlers vor, die auch deutlich macht, wie eng die Abstimmung zwischen diesem und Himmler war. Beide hatten mehrmals wöchentlich miteinander Kontakte. Vorzüglich ist die Einleitung der Herausgeber, die zuerst über Quelle und Editionsrichtlinien informieren, danach in einer biographischen Skizze deutlich machen, daß eine wissenschaftliche Biographie Himmlers immer noch ein Desiderat der Forschung ist, bevor sie in einem kurzen organisationsgeschichtlichen Überblick die Lenkungsinstrumente Himmlers zur Durchsetzung seiner Politik für den Leser erschließen (S. 33 ff.). Schließlich zeigen die Herausgeber in der Darstellung der „Politikfelder Himmlers" (S. 55 ff.), welch zentrale Bedeutung die Jahre 1941 und 1942 in der nationalsozialistischen Eroberungs und Vernichtungspolitik besaßen. Auf der einen Seite war Himmler zu dieser Zeit intensiv mit dem Ausbau der Waffen-SS und deren militärischen Einsatz befaßt, auf der anderen Seite standen die zu dieser Zeit neuen Möglichkeiten der Besatzungspolitik vor allem nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion im Zentrum seines Interesses, wobei er ein besonderes Augenmerk auf „Siedlungs-" und „Germanisierungspolitik" richtete. Gleichzeitig fielen 1941/42 sämtliche wichtigen Entscheidungen über den Massenmord an den Juden Europas und dessen Umsetzung in die Realität der Massenexekutionen und der Vernichtungslager. Zugleich plante Himmler die Erweiterung des Systems der Konzentrationslager in einem bis dahin nicht vorstellbaren

3 Der Dienstkalender Heinrich Himmlers 1941/42. Bearb., kommentiert und eingel. von Peter Witte, Michael Wildt, Martina Voigt, Dieter Pohl, Peter Klein, Christian Gerlach, Christoph Dieckmann und Andrej Angrick. Mit einem Vorwort von Uwe Lohalm und Wolfgang Scheffler, Hamburg 1999.

Ausmaß. Aus dem Dienstkalender wird aber auch deutlich, wie intensiv Himmler in den innen- und außenpolitischen Apparat des NS-Regimes eingebunden war, wie sehr er sich mit anderen Funktionsträgern abstimmte und mit welchen Mitteln er diesen gegenüber die von ihm definierten Ziele vertrat. Dies wird etwa aus den besonderen außenpolitischen Kontakten erkennbar. Himmler lenkte nicht nur vom Schreibtisch in Berlin oder von seinem „Sonderzug Heinrich" in der Nähe des „Führerhauptquartiers" aus, sondern verschaffte sich auf Inspektionsreisen selbst einen Einblick in die Realität seiner Politik: Am 1. März 1941 besichtigte er das KZ Auschwitz, am 31. Mai 1941 das KZ Mauthausen, am 6. Juni 1941 das Getto Lodz, am 20. Juli 1941 das Gelände für das spätere KZ Lublin-Majdanek, am 23. November 1941 das SS-Sonderlager in Stutthof. Am 15. August 1941 schließlich nahm Himmler an einer Exekution in der Nähe von Minsk teil, bevor er das Getto von Minsk und eine „Irrenanstalt" besichtigte, deren Insassen kurz darauf ermordet wurden. Und dazwischen immer wieder Termine, auf denen Himmler koordinierte, zuhörte, anwies, intrigierte, Personal- und Sachentscheidungen vorbereitete, plante und durchführte. Am 18. Dezember 1941 schließlich ist im Diensttagebuch jener Eintrag zu finden, den Christian Gerlach als zentrales Dokument in der Entscheidungsfindung zum Massenmord an den Juden Europas bezeichnet: „Judenfrage / als Partisanen auszurotten" (S. 293 f.). Ob diese Datierung wirklich so tragfähig ist, wird die weitere Diskussion zeigen müssen. Insgesamt liegt mit der Edition des Diensttagebuches von Heinrich Himmler eine bis ins Detail überzeugende, akribisch aufbereitete und präzise edierte Quelle vor, deren Kommentierung nicht spekuliert, sondern die zu einer Vielzahl weiterer Studien über die SS anregen könnte. Ein vorzügliches Personenglossar sowie sehr gute Personen-, Orts-, und Sachregister erschließen den Band zusätzlich. An dieser Publikation werden sich weitere Editionen von Quellen aus der NS-Zeit zu messen haben.

Eine russische Quellenedition präsentiert Dokumente aus dem „Sonderarchiv" in englischer und russischer Sprache zur Judenverfolgung in Deutschland zwischen 1933 und 1939.[4] Die Edition richtet sich vor allem an russische Leser und will eine Erstinformation bieten, erhebt aber auch den Anspruch, "that a substantial complex of archive documents not known earlier to the scientific communitiy is thus being put into the scientific circulation" (S. 301). Der erste Abschnitt reicht von 1933 bis Ende 1936, der zweite von 1937 bis 1939. Die meisten Dokumente stammen aus dem Fond 500 des „Sonderarchivs" (Reichssicherheitshauptamt und Vorgänger), einige aus dem Fond 1458 (Reichswirtschaftsministerium). Methodisch liegt eher eine Collage als eine Quellenedition vor, tatsächlich sind die meisten Dokumente der internationalen Forschung bereits durch die Arbeiten etwa von Michael Wildt und Peter Longerich bekannt.[5] Durch die Übersetzungskette Deutsch–Russisch–Englisch ergeben sich mannigfache Übertragungs- und damit Interpretationsprobleme der Originaldokumente. Hinzu kommt eine Vielzahl von sachlichen Fehlern sowie mangelnde Präzision und Sorgfalt

4 Vladimir Zakharov und Valeri Kulishow, Anatomy of Holocaust. The Very Beginning. Germany 1933 to 1939, Moskau 2000.

5 Vgl. Die Judenpolitik des SD 1935 bis 1938. Eine Dokumentation. Hrsg. von Michael Wildt, München 1995; Peter Longerich, Politik der Vernichtung. Eine Gesamtdarstellung der nationalsozialistischen Judenverfolgung, München 1998.

vor allem in den Anmerkungen. Nichtrussische Literatur zum Thema ist nur in Ansätzen und wenn, dann fehlerhaft, zur Kenntnis genommen worden. Dies führt zu einem sehr eingeschränkten Informationswert des Bandes. Ob sich für russische Leser mit Hilfe dieses Bandes Struktur und Verlauf der Judenverfolgung in Deutschland bis 1939 erschließen, ist zumindest zweifelhaft; in der internationalen Forschung wird der Band wegen seiner Fehlerhaftigkeit kaum zitierfähig sein.

II.

Eine Überblicksdarstellung zur Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager ist längst überfällig gewesen. Sie ist jetzt von der Freiburger Historikerin Karin Orth in überzeugender Art und Weise vorgelegt worden,[6] die ihre Arbeit ausdrücklich eine politische Organisationsgeschichte nennt. Sie zeigt nicht nur, wie das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager entstand und sich weiterentwickelte, sondern auch, welche sich im Zeitverlauf wandelnden Intentionen und Interessen mit diesem nationalsozialistischen Herrschaftsinstrument verbunden waren. Der Band beginnt mit einem zu Recht eher kursorisch gehaltenen Überblick über die Entstehung und Entwicklung der Lager bis 1939 „vom politischen Schutzhaftlager zum Konzentrationslager", denn dieser Zeitraum ist im Vergleich zur Kriegsphase eindeutig besser erforscht.[7] Der Schwerpunkt der Studie liegt auf der Entwicklung der Konzentrationslager im Krieg. Hier setzt die Autorin mit der Expansion des KZ-Systems ein, bevor sie auf die sich verändernden Häftlingsgruppen eingeht und die Bedeutung der Häftlingsarbeit thematisiert. Sie zeigt ausführlich, daß vor allem in der zweiten Kriegshälfte Zwangsarbeit und Völkermord im KZ-System keinen Widerspruch darstellten, sondern einander als Elemente der nationalsozialistischen Herrschaftsrealität ergänzten und in einem vielen Veränderungen unterworfenen Spannungsverhältnis miteinander standen. Die zunehmende kriegswirtschaftliche Ausrichtung der Konzentrationslager ergänzte ihre repressive Funktion, ohne diese jedoch in den Hintergrund treten zu lassen. Konzentrationslager waren im Krieg Orte der Sklavenarbeit *und* des Massenmordes. Diese Entwicklung habe sich bereits seit 1941 abgezeichnet. Abschließend befaßt sich Orth mit dem KZ-System im letzten Kriegsjahr und der Räumung der Konzentrationslager. Im letzten Kriegsjahr „explodierte" (S. 222) das KZ-System geradezu durch die Vielzahl neuer Häftlinge und neuer Funktionszuweisungen. Von den Lagertypen differenziert Orth für diese Zeit zwischen den KZ-Stammlagern, den Außenlagern sowie dem Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau und untersucht zugleich auch zwei neue Ausformungen, die „KZ der Verlagerungsprojekte" (S. 243 ff.) und die „Sterbelager" (S. 260 ff.). Die Räumung der Konzentrationslager begann bereits im Frühjahr 1944 im Baltikum und sollte unter unendlichem Leid der Häftlinge bis in den Mai 1945

6 Karin Orth, Das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Eine politische Organisationsgeschichte, Hamburg 1999.

7 Vgl. Klaus Drobisch und Günther Wieland, System der NS-Konzentrationslager 1933–1939; Johannes Tuchel, Konzentrationslager. Organisationsgeschichte und Funktion der „Inspektion der Konzentrationslager" 1934–1938, Boppard 1991.

andauern. Überzeugend stellt Orth sowohl die Planungsebene[8] als auch die „Ebene der konkreten Durchführung" (S. 270) dar, wobei gerade in diesem Bereich noch einige Fragen offen sind. Gerade bei der Analyse des letzten Kriegsjahres und der Räumung der Konzentrationslager wird die Vielfalt des ausgewerteten Quellenmaterials deutlich, das die gesamte Studie prägt. Die Darstellung kann hier nicht widerspruchsfrei sein, da es auch die historische Realität nicht gewesen ist. Die Arbeit hat eine überzeugende Fragestellung, einen klaren Aufbau und zeugt von profunder Quellenkenntnis und -analyse. Orth hat nicht nur die vorhandene KZ-Literatur eingearbeitet, sondern auch die zeitgenössischen Quellen und eine Vielzahl von deutschen Nachkriegsverfahren gegen KZ-Täter. Es gelingt ihr, dieses zuerst disparat erscheinende Quellenmaterial überzeugend miteinander zu verschränken und in einen Gesamtüberblick zu integrieren. Die „Schlußbetrachtung" (S. 337 ff.) führt die einzelnen Stränge der Arbeit noch einmal vorzüglich zusammen; sie enthält zudem eine – quellenkritisch ausgezeichnet aufbereitete – Schätzung der Gesamtzahl der Opfer der nationalsozialistischen Konzentrationslager (S. 345 ff.) und führt zu dem Schluß: „Für die SS-Führung und Himmler im Besonderen bestand offenbar kein Gegensatz zwischen den im engeren Sinne politisch-ideologischen Funktionen der KZ-Haft einerseits und der Nutzung der Konzentrationslager für machtpolitische Interessen andererseits. Die mörderische Zerstörungskraft, die aus der Politik der SS-Führung resultierte, läßt sich nicht mit einem Widerspruch zwischen beiden Motivlagen erklären, sondern mit ihrer Verschränkung" (S. 350). Wer sich über die nationalsozialistischen Konzentrationslager informieren will, kommt an dieser Studie, die ich schon heute als ein Standardwerk bezeichnen möchte, nicht vorbei.

Karin Orth, bereits 1998 Mitherausgeberin eines wichtigen Sammelbandes zur Geschichte der Konzentrationslager,[9] hat neben diesem Überblickswerk mit ihrer Dissertation über die „Konzentrationslager-SS" eine ausgezeichnete Analyse zur Lebensgeschichte und Soziologie der Täter in den Konzentrationslagern vorgelegt.[10] Die Studie, bei Ulrich Herbert in Freiburg im Rahmen des Projekts „Weltanschauung und Diktatur" entstanden, fragt für die Personengruppe der SS-Führer in den Konzentrationslagern nach deren Herkunft und Sozialisation, ihren politischen Aktivitäten „vor dem Beginn ihrer Tätigkeit in den KZ" (S. 10), ihren Karriereverläufen und Taten in den Konzentrationslagern sowie nach ihrem Schicksal nach 1945. Da es zu diesem Thema nur eine psychohistorisch orientierte Studie aus den siebziger Jahren und einige Aufsätze gibt, betritt Orth überzeugend analytisches Neuland. Einem kurzen historischen Abriß, der sich an ihrer oben besprochenen Studie orientiert, folgt die Vorstellung der Untersuchungsgruppe. Orth geht davon aus, daß Anfang 1943 rund 2500 SS-Angehörige Dienst in den Kommandanturstäben der Konzentrationslager taten. In

8 Ob Heinrich Himmler wirklich bereits „Mitte 1944" einen Separatfrieden mit den Westmächten aus eigener Initiative aushandeln wollte (Orth, System, S. 274), halte ich für diesem frühen Zeitpunkt nicht für schlüssig belegt; mit Sicherheit läßt sich dies erst für das Frühjahr 1945 nachweisen.

9 Vgl. Die nationalsozialistischen Konzentrationslager. Entwicklung und Struktur. Hrsg. von Ulrich Herbert, Karin Orth und Christoph Dieckmann, 2 Bde., Göttingen 1998.

10 Karin Orth, Die Konzentrationslager-SS. Sozialstrukturelle Analysen und biographische Studien, Göttingen 2000.

den Konzentrationslagern, die der Inspektion der Konzentrationslager bzw. später der Amtsgruppe D des SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamtes unterstanden, brachten es rund 320 SS-Führer zum Abteilungsleiter oder zum Kommandanten. Von diesem Sample hat Orth 288 Personalakten im Berlin Document Center eingesehen und vor allem durch Nachkriegsunterlagen aus Ermittlungsverfahren gegen KZ-Täter ergänzt. Sie begründet überzeugend, warum sie die Lager- und Standortärzte wegen der hohen Fluktuation und der eigenständigen sozialstrukturellen Merkmale aus ihrer Untersuchungsgruppe herausnimmt, die letztlich dann 207 untersuchte Fälle umfaßt. Für diese entwickelt sie drei Laufbahnmuster: die Laufbahn der Leiter der politischen Abteilung, die Laufbahn der Verwaltungsführer und die der „Kerngruppe" der Abteilungsleiter (S. 64), die aus Adjutanten, Schutzhaftlagerführer, Arbeitseinsatzführer und Führer der Wachmannschaft bestand und aus der meistens auch der Lagerkommandant kam. Sowohl bei der politischen Abteilung als auch bei den Verwaltungsführern erklären sich die von der „Kerngruppe" abweichenden Karrieremuster durch ihre Funktion: Die Leiter der politischen Abteilungen kamen zumeist aus der Polizei, die Verwaltungsführer aus einer SS-eigenen Laufbahn oder aus dem Militärverwaltungsdienst. Der Begriff der „Konzentrationslager-SS" scheint damit am präzisesten auf die eigentliche „Kerngruppe" um den Lagerkommandanten und auf die Verwaltungsführer zuzutreffen, wobei Orth ihn auf die gesamte Hierarchieebene der Abteilungsleiter und Lagerkommandanten bezieht (S. 87).[11] Orth kann aufzeigen, daß die Angehörigen der Konzentrationslager-SS „nicht aus sozialen Randgruppen, sondern aus der Mitte der Weimarer Gesellschaft" (S. 88) kamen. Mehrheitlich – nicht ausschließlich – gehörte die Führungsgruppe der Konzentrationslager zur „Kriegsjugendgeneration", kam überwiegend aus dem Mittelstand und hatte sich zumeist früh in NSDAP und SS engagiert. Diese Männer stiegen zwischen Anfang und Mitte 30 in die Führungsgruppe auf „und konnten sich dort dauerhaft behaupten" (S. 90). Für Orth läßt sich die „Konzentrationslager-SS als konstant in den KZ tätige nationalsozialistische Funktionselite" charakterisieren (ebd.). Diese Funktionselite wird im zweiten Teil der Arbeit exemplarisch in neun biographischen Studien untersucht. Orth geht hier jedoch nicht nur Lebensgeschichten nach, sondern verknüpft die einzelnen Karrieren mit der Gesamtgeschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager und den sich durchaus verändernden Intentionen der SS-Führung im Zeitverlauf. Sie fragt nach Selbstwahrnehmung und Selbstverständnis der Konzentrationslager-SS und versucht zu analysieren, welche Faktoren für den Aufstieg dieser Männer verantwortlich zeichnen und „ob und wie sich der Zusammenhang der Gruppe auf die Ausübung von Gewalt auswirkte" (S. 93). Sie untersucht dabei die Wege zur Lager-SS und bezieht Überlegungen zur Versorgung „alter Kämpfer", die sie für die Frühzeit als besonders wichtig erachtet (S. 125), ebenso mit ein[12]

11 Nicht erkennbar ist, ob die Ergebnisse der sozialstrukturellen Analyse anders gewesen wären, wenn Orth die Leiter der politischen Abteilungen in den Lagern, die sämtlich aus der Polizei und nicht aus der SS kamen, ebenso wie die Standortärzte ausgenommen hätte, wofür einiges gesprochen hätte. Doch dies ist kein schwerwiegender methodischer Einwand, sondern durchaus noch eine Frage, der weitere Forschungen nachgehen könnten.

12 Auf S. 100 setzt sich Orth, Konzentrationslager, in Anm. 21 mit meinen Überlegungen zur Einsetzung von Theodor Eicke als Lagerkommandant in Dachau auseinander – Tuchel (Anm. 7), S. 140 f. Ich habe

wie Auswirkungen der „Dachauer Schule" Theodor Eickes: „Im Dienstalltag zeigte sich, daß die intendierte Systematisierung des Terrors mit den ‚alten Kämpfern' nicht erreicht werden konnte. Die Hälfte der amtierenden Kommandanten wurde bei der Errichtung des KZ-Systems seit 1936 entlassen. [...] Nicht mehr allein die materielle Versorgung und ideelle Anerkennung der ‚alten Kämpfer' stand nun im Vordergrund der Personalpolitik, sondern erstmals auch die „Befähigung für den KL-Dienst" (S. 127). Diese „Professionalisierung" und deren Faktoren untersucht Orth ebenso detailliert wie überzeugend und zeigt auf, daß in dieser Zeit „das Netzwerk der Konzentrationslager-SS" (S. 151) entstand. Ein weiterer Punkt ihrer Analyse ist die SS-Differenzierung zwischen der „inneren" und der „äußeren" Front, die besonders den Gesichtspunkt der kollektiven Gewaltanwendung in den Mittelpunkt stellt. Grundlegend neue Aspekte zeigt Orth auch für die Kommandanten in der Kriegszeit, wobei sie erstmals grundlegend das umfassende Revirement vom September 1942 untersucht und überzeugend kontextualisiert, bevor sie sich dem „Scheitern" der Kommandanten in der letzten Kriegsphase zuwendet. Die Studie wird durch ein Kapitel über das Nachkriegsschicksal der Kommandanten und besonders deren strafrechtliche Verfolgung abgerundet.

Die sozialstrukturelle Analyse und die exemplarische Untersuchung ergänzen einander auf vorzügliche Art und Weise. In ihrer Schlußbetrachtung (S. 297 ff.) weist Orth auf die begrenzte Reichweite ihres Untersuchungsmaterials hin, da nur sehr wenige Selbstzeugnisse aus der Konzentrationslager-SS vorliegen. Sie wendet dies auf dialektische Weise, wenn sie die Kommandanten beschreibt als „Männer der Praxis, als diejenigen, die ohne lange nachzudenken, die nationalsozialistische Weltanschauung in die Praxis umsetzten" (S. 299) und zugleich auf das entstandene „Geflecht dienstlich-fachlicher und persönlicher Beziehungen" mit seinem eigenen sprachlichen Code und seinem eigenen gesellschaftlichen Kontext verweist. „Die arbeitsteilige Täterschaft schweißte die Gruppe als solche zusammen" (ebd.). Sie schließt sich auch den Überlegungen von Lilienthal an, „daß der Terrorapparat durch das Bestreben seiner Mitglieder in Gang gehalten wurde, ‚den Willen des ›Führers‹', oder was sie dafür hielten, [...] zu erfüllen" (S. 301). Karin Orth hat auch mit ihrem zweiten Buch eine grundlegende Studie vorgelegt, die nicht nur detailliert Aufschluß über eine wichtige Tätergruppe im Nationalsozialismus gibt, sondern die zugleich auch weitere Forschungen anregen kann.

[Forts. von Anm. 12]
seinerzeit die Systematisierung des Terrors in Dachau durch Eicke nicht als Intention Himmlers bei der Einsetzung Eickes, sondern als Ergebnis von Eickes Handeln in Dachau interpretiert. Auch im Licht der Argumentation Orths scheint es mir weiterhin plausibel, daß Eicke nicht nur nach Dachau versetzt wurde, um einen „alten Kämpfer" zu versorgen (Orth, Konzentrationslager, ebd.), sondern weil Himmler Eickes „Ergebenheit und Organisationstalent, aber auch dessen Sturheit und Brutalität [...] gut bekannt waren" (Tuchel, S. 140). Allzuviele SS-Führer mit derartigen Qualitäten standen Himmler im Frühjahr 1933 nicht zur Verfügung, wobei meiner Meinung nach Eickes organisatorische Fähigkeiten für Himmler den Ausschlag gaben, die Personalwahl so durchaus zielgerichtet und sachbezogen auf ihn fiel und er sich nicht nur „als personalpolitischer Glücksgriff" (Orth, Konzentrationslager, ebd.) erwies. Möglicherweise wird hier aber die geplante Dissertation von Guido Baudach über Theodor Eicke weiteren Aufschluß geben. Ansonsten danke ich Orth für den Hinweis auf S. 95, Anm. 2, auf meine fehlerhafte Datierung des SS-Eintritts von Martin Weiß und beckmessere zurück, daß ich ihr die Anm. 19 und 21 auf S. 100 zur erneuten Lektüre hinsichtlich Sinnzusammenhang und zitierter Stellen empfehle.

Die Erinnerung an das Konzentrationslager Bergen-Belsen ist seit April 1945 von Bildern des Grauens geprägt: britische Soldaten vor Leichenbergen, verhungernde Menschen und Bulldozer vor Massengräbern. Tatsächlich hatte Bergen-Belsen ganz andere Funktionen als Konzentrationslager wie Buchenwald und Dachau oder Vernichtungslager wie Auschwitz-Birkenau und Bełżec. Alexandra-Eileen Wenck hat sich in ihrer in Münster vorgelegten Dissertation umfassend mit der Geschichte dieses Lagers befaßt.[13] Sie weist überzeugend nach, daß Himmler Ende 1942 von Hitler die Genehmigung erhielt, ein Lager für „bedeutende" Juden zu errichten, die hier als Geiseln verwahrt und gegen Devisen oder für die Rüstungswirtschaft des Reiches bedeutsame Güter „eingetauscht" werden sollten. Sorgfältig zeichnet die Autorin auf breitester Quellenbasis die Gründung des Austauschlagers, die unterschiedlichen Intentionen von SS, Reichssicherheitshauptamt und Auswärtigem Amt nach, wobei sie herausarbeitet, zu welch spätem Zeitpunkt Teile dieser Funktionseliten noch von einem hohen „Austauschwert" der Häftlinge in Bergen-Belsen ausgingen. Insofern ist diese Studie auch von großem Wert für die Debatte über die Bedeutung der „Polykratie" im nationalsozialistischen Herrschaftssystem, wobei sich immer wieder die zentrale Frage nach der Durchsetzungs- und damit Politikfähigkeit von Konzepten stellt, die nicht von der unmittelbaren Führungsspitze erarbeitet worden sind. Die einzelnen Lagerbereiche, das „Polenlager", das „Neutralenlager", das „Sternlager" und schließlich das „Ungarnlager" werden von Wenck im Kontext der jeweiligen politischen Entwicklung der nationalsozialistischen Austauschbereitschaft analysiert, die insgesamt gerade vor dem Hintergrund der sich verschlechternden Kriegslage und der damit verbundenen Materialnot größer war als bisher in der Forschung angenommen. Das abschließende Kapitel ist den veränderten Funktionszuweisungen für das KZ Bergen-Belsen gewidmet, die schließlich zu den tödlichen Lebensbedingungen im Frühjahr 1945 führten. Seit 1944 wurde Bergen-Belsen erst „eine Art Sterbelager für todkranke Häftlinge anderer Konzentrationslager, dann zum Durchgangslager für polnische Frauen auf dem Weg in die Zwangsarbeit und letztlich zum Auffanglager für die Häftlinge der sogenannten ‚Evakuierungstransporte' und Todesmärsche aus den geräumten bzw. in Auflösung befindlichen Lagern" (S. 390). Dies sollte bis zur Befreiung rund 37000 Menschen das Leben kosten, unmittelbar danach starben weitere 14000. Für die Erforschung der Konzentrationslager in den Jahren 1943 bis 1944 im Kontext des Massenmordes an den Juden Europas, besonders aber für die Analyse von Politikkonzepten unterschiedlicher NS-Teileliten hat Wenck hier nach Eberhard Kolbs „wegweisender Arbeit" (S. 15) von 1962 eine ebenso überzeugende wie weiterführende Studie zu Bergen-Belsen vorgelegt.

Mit der Endphase eines anderen nationalsozialistischen Konzentrationslagers befaßt sich der von Katharina Hertz-Eichenrode herausgegebene Katalogband über die Räumung des Konzentrationslagers Neuengamme.[14] Neben einer Einleitung von Detlef Garbe, der den bisherigen Forschungsstand zur Räumung des KZ Neuengamme kurz

13 Alexandra-Eileen Wenck, Zwischen Menschenhandel und „Endlösung". Das Konzentrationslager Bergen-Belsen, Paderborn, München, Wien und Zürich 2000.

14 Ein KZ wird geräumt. Häftlinge zwischen Vernichtung und Befreiung. Die Auflösung des KZ Neuengamme und seiner Außenlager durch die SS im Frühjahr 1945. Katalog zur Wanderausstellung. Hrsg. von Katharina Hertz-Eichenrode, 2 Bde., Bremen 2000.

zusammenfaßt, enthält der erste Band einen sehr instruktiven Beitrag von Katharina Hertz-Eichenrode, in dem sie neue Forschungsergebnisse resümiert. Es folgt ein kurzer Beitrag zur Gestaltung der Ausstellung und im Hauptteil des ersten Bandes eine Vielzahl von Fotos und Dokumenten zur Frage der Verantwortung für die Lagerräumung, zur Aktion „Weiße Busse nach Schweden", zu den KZ-Schiffen auf der Ostsee und zur miserablen Situation in den Auffanglagern. Der zweite Band enthält mehr als 50 Karten zu den Evakuierungsrouten der einzelnen Außenlager von Neuengamme, wobei der Informationswert der einen oder anderen Karte nicht ganz ersichtlich ist. Für die Forschung und die politisch-historische Bildung ist vor allem der Beitrag von Hertz-Eichenrode im ersten Band ein großer Gewinn. Ausgehend von den drei Phasen der Räumung von Konzentrationslagern seit Mitte 1944 analysiert sie die Zuständigkeiten für das KZ Neuengamme in der Endphase des Krieges, die zum Teil überlappend bei dem Höheren SS- und Polizeiführer „Nordsee", Georg Henning Graf von Bassewitz-Behr, beim Hamburger Reichsstatthalter Karl Kaufmann[15] und beim Neuengammer Kommandanten Max Pauly lagen. Sie zeigt, wie nah etwa die Rettungsaktionen für die skandinavischen Häftlinge (S. 49 ff.) und die Entscheidungen über die Todesmärsche (S. 46 ff.) beieinander lagen. Von besonderer Bedeutung ist der Abschnitt über die Verlegung von Häftlingen auf Schiffe in der Lübecker und Neustädter Bucht. Hertz-Eichenrode zeigt nach Auswertung einer Vielzahl von Quellen, daß es Kaufmann, Pauly und Bassewitz-Behr in alliierten Nachkriegsverfahren gelang, die Verantwortung sowohl für die Entscheidung als auch für die Realisierung der Verlegung derart zu verschleiern, daß auch die Geschichtswissenschaft darüber heute keine klaren Aussagen machen kann (S. 52 ff.). Deutlich wird aber, daß die Verlegung der Häftlinge auf die Schiffe nicht mit einer eindeutigen Vernichtungsabsicht verbunden war, sondern das Hauptziel die „Leerung" des KZ Neuengamme war, um hier möglicherweise Zwangsarbeiter unterzubringen. Vollständig zu Recht weist Hertz-Eichenrode auf die oftmals übersehene Tatsache hin, daß die Luftangriffe auf die „Cap Arcona" und die „Thielbek" „mit über 7000 Toten die größte Schiffskatastrophe aller Zeiten" (S. 55) bedeuteten. Interessant ist hier auch die Anmerkung, daß die britischen Unterlagen über die Luftangriffe auf die „Cap Arcona" und die „Thielbek" immer noch nicht für die Forschung freigegeben sind. Als am 5. Mai 1945 britische Truppen in Neuengamme einrückten, gab es keine Häftlinge mehr im Lager. Als einziges Außenlager wurde Salzwedel direkt befreit, die Zustände in den drei „Auffanglagern" Bergen-Belsen, Sandbostel (9000 Häftlinge) und Wöbbelin (5000 Häftlinge) führten noch im April und Mai 1945 zu Tausenden von Toten. Die Dokumente, Fotos und Berichte, die im Anschluß an den einführenden Aufsatz von Hertz-Eichenrode abgedruckt sind, illustrieren nicht

15 Hertz-Eichenrode bezeichnet auf S. 41 Kaufmann als „Gauleiter", obwohl dieser seine Kompetenzen im Bereich Neuengamme als Reichsstatthalter und als Reichsverteidigungskommissar besaß. Die Zuschreibung der „Befehlsgewalt über die Konzentrationslager [...] teilweise" an die „NSDAP-Gauleiter" (ebd., S. 73) weist diesen eine Funktion zu, die sie eben nicht als Parteifunktionäre hatten, sondern in ihren staatlichen Funktionen. Die häufige Personalunion von Gauleiter, Reichsstatthalter und Reichsverteidigungskommissar scheint auch heute noch verwirrend zu sein. Ob Gauleiter und Höhere SS- und Polizeiführer zudem wirklich als „lokale Instanzen" (S. 73) bezeichnet werden können, halte ich bei deren politischer Bedeutung zumindest für fraglich.

nur, sondern runden den Band durch ihre sorgfältige Auswahl ab und machen ihn insgesamt zu einem wichtigen Baustein für die Rekonstruktion der Geschichte des KZ Neuengamme.

III.

Auschwitz wurde von Peter Reichel zu Recht jüngst als „eigentümlich ortloser Ort" bezeichnet, dessen Name zugleich als „Erinnerungsort und Symbol des Schreckens [...] universale Geltung" habe.[16] Trotz dieser universalen Geltung und der besonderen Bedeutung von Auschwitz im Kontext der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik war jedoch immer ein großes Defizit an veröffentlichten Forschungsergebnissen zur Geschichte dieses Lagers mit seiner Doppelfunktion als Konzentrations- und Vernichtungslager zu konstatieren. Werner Renz mußte im Vorwort zu seiner „Annotierten Bibliographie der deutschsprachigen Auschwitzliteratur" 1994 noch von „erschreckenden Versäumnissen hierzulande" sprechen, die lediglich durch die deutschsprachigen Veröffentlichungen polnischer Verlage „einigermaßen" ausgeglichen worden seien.[17]

Inzwischen liegen jedoch nicht nur neue polnische Forschungsergebnisse vor, die nachstehend vorgestellt werden sollen, sondern erstmals auch ausführliche Ergebnisse eines deutschen Forschungsprojektes des Münchener Instituts für Zeitgeschichte, das zwischen 1994 und 1999 unter der Federführung des Bochumer Historikers Norbert Frei durchgeführt wurde. Die „Darstellungen und Quellen zur Geschichte von Auschwitz" umfassen mittlerweile vier Bände: eine Edition der Standort- und Kommandanturbefehle, eine Monographie zur Zwangsarbeit und Vernichtung von Häftlingen des Lagers Monowitz, eine Studie zu Auschwitz als „Musterstadt" und schließlich einen Sammelband mit neuen Studien zur nationalsozialistischen Lagerpolitik, die weit über Auschwitz hinausgreifen.

Es ist ein verdienstvolles Unterfangen, die Standort- und Kommandanturbefehle des Konzentrationslagers Auschwitz der Forschung zugänglich zu machen.[18] Doch, um es klar zu sagen, hier hätte eine Faksimile-Edition denselben Zweck erfüllt, denn die vorhandene Kommentierung ist unzureichend, mißverständlich oder schlichtweg banal. Die Edition wird ihren eigenen Ansprüchen in den Editionsgrundsätzen nicht gerecht: „Die Kommentierung bei den Fußnoten beschränkt sich auf Erläuterungen von wichtigen Sachverhalten und Ereignissen, ohne eine umfassende Interpretation der Dokumente anzustreben. Vielmehr ging es darum, in knapper Form Verständnis- und Arbeitshilfen anzubieten, darunter auch Verweise auf die in der Bibliographie aufgeführte Spezialliteratur" (S. XI). Doch viele Sachverhalte oder Ereignisse werden überhaupt

16 Vgl. Peter Reichel, Oświęcim, Auschwitz, Oświęcim. Der Ort, den keine Landkarte mehr verzeichnet, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 27. Januar 2001, S. 46.

17 Vgl. Werner Renz, Auschwitz. Annotierte Bibliographie der deutschsprachigen Auschwitz-Literatur, Frankfurt a. M. 1994, S. 5.

18 Standort- und Kommandanturbefehle des Konzentrationslagers Auschwitz 1940–1945. Hrsg. im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte von Norbert Frei, Thomas Grotum, Jan Parcher, Sybille Steinbacher und Bernd C. Wagner, München 2000.

nicht erläutert; biographische Anmerkungen, die für ein derartiges Projekt sehr hilfreich gewesen wären, fehlen fast völlig. Eine der wenigen vorhandenen biographischen Anmerkungen widmet sich dem späteren Präsidenten der Deutschen Ornithologengesellschaft, der im Juni 1941 die Genehmigung zum Abschuß von Vögeln in Auschwitz erhielt (S. 45). Das gesamte Kommandanturpersonal in Auschwitz, das immer wieder ausführlich in den Kommandanturbefehlen erscheint, ist den Herausgebern keine Zeile wert. Einige Anmerkungen, so etwa zum System der Funktionshäftlinge, sind bis zur Mißverständlichkeit schief: „Die SS delegierte zahlreiche Wach- [sic!], Kontroll- [sic!] und Verwaltungsaufgaben an ausgewählte Häftlinge. Ihre Privilegierung [sic!] war ein zentrales Herrschaftsinstrument bei der Ausübung von Terror und Gewalt in den Konzentrationslagern. Zumeist mit Armbinden gekennzeichnet, deshalb auch ‚Bindenträger' genannt, zählten Lagerälteste, Blockälteste und Kapos zur ‚Lagerprominenz'. Anders als der irreführende, von der SS geprägte zeitgenössische Begriff ‚Häftlingsselbstverwaltung' suggeriert, vertraten sie jedoch nicht die Interessen der KL-Insassen [sic!]. Vielmehr sorgten Funktionshäftlinge für die Durchsetzung von Befehlen der Lager-SS, von der sie unmittelbar abhängig waren. Sie verloren ihre Vorrechte (die Befreiung von körperlicher Schwerstarbeit, bessere Unterkunft und Verpflegung), sobald sie im Sinne der SS versagten [sic!]" (S. 15, Anm. 78). Die Forschung hat in den vergangenen zehn Jahren wahrlich Differenzierteres zu diesem Thema hervorgebracht; Häftlingen jedoch Wachaufgaben zu unterstellen oder für die Realität des Konzentrationslagers den Begriff der Interessenvertretung zu benutzen, mutet jedoch zumindest merkwürdig an. Auch zur Allgemeingeschichte der Konzentrationslager, etwa zur Geschichte der SS-Totenkopfverbände erfahren wir auf S. 61 in Anm. 105 Erstaunliches: Da ist Theodor Eicke bereits in den dreißiger Jahren SS-Obergruppenführer (statt seit 1942), da gibt es „anfangs" sechs statt fünf SS-Totenkopfverbände und diese werden erst 1936 (statt 1934) von der Allgemeinen SS getrennt. Auch schlicht Falsches wird wiedergegeben: „Himmler, der Eickes Macht zu beschränken versuchte, unterstellte sie [die SS-Totenkopfverbände] im Sommer 1940 dem Kommandoamt der Waffen-SS." Dies geschah nicht, um Eickes Macht zu mindern, denn dieser war 1940 längst Kommandeur der SS-Totenkopfdivision und den unterstellten Konflikt zwischen Eicke und Himmler hat es nie gegeben. Im August 1940 wurde tatsächlich im Rahmen eines Organisationsrevirements der Waffen-SS die gesamte Inspektion der Konzentrationslager für kurze Zeit dem „Kommando"[19] der Waffen-SS als einem Teil des SS-Führungshauptamtes unterstellt. Dies erfährt der Leser nicht, ebensowenig, daß seit einer Anordnung Himmlers vom April 1941 das *gesamte* Konzentrationslager Auschwitz (einschließlich des Totenkopfsturmbannes) Teil der Waffen-SS war. Grob mißverständlich wird es bei der Erläuterung der Organisationsveränderungen der Konzentrationslager 1942 und deren Integration in das SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamt (WVHA): „Die Amtsgruppe D des im März 1942 gegründeten WVHA war für die Versorgung der Konzentrationslager, insbesondere für Verpflegung und Bekleidung, für die Betreuung der SS-Wachmannschaften sowie für die Organisation des Arbeitseinsatzes zuständig. Die Überführung der Inspektion der Konzentrationslager in die Amtsgruppe D des WVHA verweist

19 Die Bezeichnung Kommandoamt der Waffen-SS war erst zu einem späteren Zeitpunkt üblich.

auf die gestiegene ökonomische Bedeutung der Häftlinge für die Rüstungswirtschaft" (S. 120, Anm. 118). Die Amtsgruppe D war nicht nur die unmittelbare Nachfolgeeinrichtung der Inspektion der Konzentrationslager, sondern auch das zentrale Lenkungsorgan der SS-Führung für die Konzentrationslager. Es mutet geradezu naiv an, seine Aufgaben derart zu beschreiben, wie dies hier geschieht.[20]

Neben den fehlerhaften oder zumindest mißverständlichen Angaben finden sich schlichtweg Banalitäten, die jedes Lexikon hergibt. Der Leser erfährt auf S. 53, Anm. 100, daß Koppel die „Bezeichnung für einen Ledergürtel zum Einschieben von Seitengewehr und Patronen" ist, auf S. 132, Anm. 125, daß ein Bandoneon eine Handharmonika ist. Auf S. 211 wird in Anm. 143 unter Rückgriff auf Marderfelle die kroatische Währungsbezeichnung „Kuna" etymologisch hergeleitet, bevor in Anm. 147 „Pengö" als bis 1946 gültige ungarische Währung erläutert wird. Insgesamt sind all dies nicht „in knapper Form Verständnis- und Arbeitshilfen", wie es die Einleitung verheißt, sondern hier liegt eine insgesamt unzureichende, in vielen Fällen auch sprachlich[21] mißverständliche Kommentierung vor.[22] Wesentliche Vorgänge aus der Geschichte von Auschwitz, die sich in den Kommandantur- und Standortbefehlen widerspiegeln, bleiben jedoch ebenso im Dunkeln wie die handelnden Personen.

Sybille Steinbacher untersucht in ihrer Studie, einer von Norbert Frei betreuten Bochumer Dissertation über die „Musterstadt" Auschwitz[23] den Gesamtzusammenhang und die Wechselwirkungen zwischen der Germanisierungspolitik und dem systematischen Massenmord in Ostoberschlesien. Sie stellt Fragen, die sich „auf die konzeptionelle, zeitliche und räumliche Einheit von Judenmord und ‚Lebensraumeroberung'" richten. Dabei gelingt es ihr, die Genese der Mordpolitik und der Zwangsumsiedlungen, aber auch die Geschichte der Protagonisten des deutschen Okkupationsregimes auf den unterschiedlichen Ebenen präzise und mit umfassender Quellenkenntnis zu untersuchen. Sie beginnt mit einem kurzen Abriß der Geschichte der Stadt, die 1939 knapp 14000 Einwohner – davon mehr als 50 Prozent Juden – hatte, bevor sich die Autorin den staatlichen Plänen zur „Germanisierung" (S. 79 ff.) zuwendet und dabei auch den 1939/40 errichteten administrativen Apparat zur Realisierung der geplanten Völkerverschiebungen sowie die konkrete Umsetzung der siedlungspolitischen Pläne darstellt. Hervorzuheben ist dabei ihre Analyse der „Dienststelle Schmelt", deren regionalspezifische Aufgabe die Organisation der jüdischen Zwangsarbeit war. Dieser grundlegende Zusammenhang mit der Geschichte des Vernichtungslagers Auschwitz wird hier erstmals umfassend analysiert. Im vierten Kapitel fragt Steinbacher nach der

20 Ähnliches gilt für Anm. 122 auf S. 125, für Anm. 155 auf S. 251, die eine „Amtsgruppe D IV" des SS-WVHA statt eines Amtes D IV konstruiert, oder die Behauptung in Anm. 113 auf S. 109, daß die Wewelsburg „seit 1934 [sic!] das kultische Zentrum der SS" gewesen sei, während zu dieser Zeit sich Himmler erstmals intensiver mit der Wewelsburg befaßte.

21 So wird etwa in Anm. 194 auf S. 387 ein SS-Rottenführer „von zwei flüchtenden Häftlingen umgebracht" [sic!]. Ich würde mir ohne genauere Kenntnis des hier dargestellten Vorfalls diese Sicherheit in der Bewertung des Sachverhalts nicht zutrauen.

22 Vgl. hierzu auch die kritischen Anmerkungen von Werner Renz, Auschwitz-Forschung, in: *Newsletter des Fritz-Bauer-Instituts*, Nr. 19 (Herbst 2000), S. 41 f.

23 Sybille Steinbacher, „Musterstadt" Auschwitz. Germanisierungspolitik und Judenmord in Ostoberschlesien, München 2000.

Stadtentwicklung von Auschwitz im Gesamtkontext der ostoberschlesischen Entwicklung, befaßt sich mit „Korruption und Herrenmenschentum", bevor sie in prägnanter und überzeugender Art und Weise die Wechselbeziehungen zwischen der Stadt und dem stetig wachsenden KZ analysiert: „Konzentrationslager waren kein ‚undurchdringlicher, abgeriegelter Kosmos', denn erst die verwaltungstechnischen, infrastrukturellen, wirtschaftlichen und sozialen Kontakte zur unmittelbaren Umgebung sicherten ihre Existenz" (S. 181). Diese These wird in der Untersuchung der vielfachen Beziehungen zwischen der Umgebung und dem Lager beeindruckend illustriert. Doch Auschwitz sollte mehr als eine Stadt mit einem großen Konzentrationslager sein: es sollte sich – auch in Zusammenhang mit der Errichtung großer Rüstungswerke in unmittelbarer Nähe – zu einer „Musterstadt" entwickeln. Zugleich liefen seit Herbst 1941 in Auschwitz erste Mordaktionen an, denen 1942 der systematische Massenmord an Juden aus allen Teilen Europas folgen sollte. Welche Auswirkungen dies auf die neue „Musterstadt" hatte und wie die Ermordung der Juden Ostoberschlesiens organisiert wurde, analysiert Steinbacher im sechsten Kapitel ihrer Studie. Auch hier wird deutlich, daß „Massenmord und deutscher Aufbau [...] nicht im Widerspruch zueinander" (S. 330) standen. Insgesamt liegen in dieser Arbeit viele neue Erkenntnisse zur Geschichte von Auschwitz in seinem regionalen und lokalen Kontext vor. Gleichzeitig bietet sie die erste umfassende Untersuchung der Zwangsarbeit von Juden in Ostoberschlesien, liefert aber auch wichtige neue Erkenntnisse zur Baugeschichte von Birkenau, indem sie nachweist, daß zentrale Entscheidungen etwa zum Bau von Birkenau erst im Herbst, nicht wie vielfach in der Literatur zu lesen, bereits im März 1941 fielen. Sie korrigiert auch die Arbeit von Deborah Dwork und Jan van Pelt in vielen wichtigen Punkten und liefert einen wichtigen Beitrag zur Frage nach dem angeblichen Antagonismus von Aus- und Ansiedlungspolitik (S. 94 ff.). Insgesamt liegt mit dieser Studie eine systematische Gesamtschau der Ereignisse im deutsch besetzten Auschwitz zwischen 1940 und 1945 vor, die politik-, organisations-, wirtschafts- und sozialgeschichtliche Aspekte in beeindruckender Art und Weise miteinander kombiniert. Jede weitere Studie über Auschwitz wird diese Arbeit zu berücksichtigen haben.

Bernd C. Wagner hat in den Mittelpunkt seiner Dissertation die Zwangsarbeit von Häftlingen des Lagers Monowitz (Auschwitz III) gestellt.[24] Das vierte Buna-Werk der IG Farbenindustrie entstand ab dem Frühjahr 1941 nur wenige Kilometer östlich des Stammlagers Auschwitz I. „Das Lager Monowitz war das erste große, auf Initiative eines privaten Industrieunternehmens errichtete Konzentrationslager. Es war das Resultat intensiver Bemühungen der IG Auschwitz um ein Häftlingslager direkt am Werksgelände, welches einen möglichst effizienten Einsatz der Häftlinge ohne Verluste durch Anmarsch oder Schikanen der Wachmannschaften erlauben sollte. [...] In der Hoffnung auf entsprechenden Profit investierte der Konzern fünf Millionen RM in den Bau des Lagers und die von der SS geforderten Absperranlagen. Die IG Auschwitz hatte damit seit Herbst 1942 ihr eigenes Konzentrationslager" (S. 203 f.). Wagner verweist auf

24 Bernd C. Wagner, IG Auschwitz. Zwangsarbeit und Vernichtung von Häftlingen des Lagers Monowitz 1941–1945, München 2000.

bisher vorliegende Arbeit von Peter Hayes,[25] auf die problematische Studie von Joseph Borkin[26] und zeichnet die im Anschluß an die Arbeit von Gottfried Plumpe[27] eingesetzte Diskussion über die IG Auschwitz nach, an der sich auch Karl Heinz Roth mit sehr pointierten Beiträgen[28] beteiligt hatte. Einer kurzen „Vorgeschichte", in der Wagner die Entwicklung des Synthesekautschuks Buna nachzeichnet, folgt eine eindrucksvolle Darstellung der Standortsuche der IG Farben für ein neues Buna-Werk und der daraus resultierenden Zusammenarbeit zwischen der IG und der SS. Im Mittelpunkt von Wagners Studie steht jedoch unter der zuspitzenden Überschrift „Hierarchie und Selektion" die Analyse der Lebensbedingungen der Häftlinge im Lager Monowitz: „Das Konzentrationslager Monowitz war der erste Versuch, das Streben der IG nach billigen und rücksichtslos einzusetzenden Arbeitskräften mit den Anstrengungen der SS, die Juden als Hauptgegner des Nationalsozialismus zu ermorden, in einem gemeinsamen Unternehmen zu kombinieren. Die unter normalen Umständen einander widersprechenden Ziele der Produktion auf der einen, der Destruktion auf der anderen Seite sollten hier zu einer für beide Seiten profitablen Synthese geführt werden" (S. 206). Der Frage, ob es der IG tatsächlich gelang, ihre ökonomischen Interessen mit dem Häftlingslager Monowitz zu verwirklichen, ist das vierte Kapitel gewidmet, wobei Wagner zu einem eindeutig negativen Ergebnis kommt: „Der Einsatz von Konzentrationslagerhäftlingen bei der IG Auschwitz war nicht rentabel" (S. 269). Sein Befund, mit dem er auch die Ergebnisse von Franciszek Piper[29] in dessen Studie über den Arbeitseinsatz in Auschwitz – auf die weiter unten noch einzugehen sein wird – kritisiert, ist eindeutig: „Auf keinen Fall kann davon gesprochen werden, daß die IG Farben aus der Häftlingsarbeit einen großen Gewinn erzielte, wie es insbesondere in der polnischen Literatur zu Auschwitz zu finden ist. An diesem Ergebnis ändern auch die von verschiedenen Autoren angeführten Einsparungsmöglichkeiten durch mangelnde oder fehlende Sicherheitsvorkehrungen sowie Arbeitskleidung für das Unternehmen nichts. Die extrem hohen Kosten für den Umbau und den Ausbau des Lagers IV zu einem Konzentrationslager, welches den Sicherheitsanforderungen der SS entsprach, die häufigeren Fehlzeiten der Häftlinge durch Krankheiten und Seuchen, der ständige Wechsel in den Arbeitskommandos, der Verlust an wertvollem Bau- und Montagematerial durch Diebstahl der Häftlinge für das Lager IV, durch die Sicherheitsinstanzen der SS begrenzte Arbeitszeiten und Einsatzmöglichkeiten haben die dadurch eingesparten Kosten bei weitem aufgewogen. Zudem arbeiteten die Häftlinge gerade dort einigermaßen effizient, wo ihre Arbeitsbedingungen annähernd menschenwürdig waren, wie etwa in den Fachkommandos. Diese verursachten der IG jedoch, von minimalen Einsparungen bei der Häftlingsmiete abgesehen, annähernd den gleichen Aufwand für Arbeitsgerät und

25 Vgl. Peter Hayes, Industry and Ideology. IG Farben in the Nazi Era, Cambridge 1987.

26 Vgl. Joseph Borkin, Die unheilige Allianz der IG Farben. Eine Interessengemeinschaft im Dritten Reich, Frankfurt a. M. und New York 1979.

27 Vgl. Gottfried Plumpe, Industrie, technischer Fortschritt und Staat. Die Kautschuksynthese in Deutschland 1904–1945, Berlin 1990.

28 Vgl. etwa Karl Heinz Roth, I. G. Auschwitz. Normalität oder Anomalie eines kapitalistischen Entwicklungssprungs, in: „Deutsche Wirtschaft". Zwangsarbeit von KZ-Häftlingen für Industrie und Behörden. Symposion „Wirtschaft und Konzentrationslager", Hamburg 1991, S. 79–95.

29 Vgl. Franciszek Piper, Arbeitseinsatz der Häftlinge von Auschwitz, Oświęcim 1995, besonders S. 237 ff.

Material wie bei den zivilen Arbeitern" (S. 270). Diese Überlegungen Wagners treffen einen der Kernpunkte der Diskussion in den letzten Jahren: So unstreitig es ist, daß die Konzentrationslager spätestens seit 1941 das Zwangs- und Sklavenarbeiterreservoir für die deutsche Kriegsrüstung waren, so streitig ist die Frage nach den dabei erzielten „Profiten" und deren Nutznießern. Der „Hauptprofiteur" war jedoch – und dies bestätigen auch die Befunde von Wagner – schlicht und einfach das „Großdeutsche Reich", in dessen Haushalt die Gelder vereinnahmt wurden, die von der SS den Wirtschaftsunternehmen in „Forderungsnachweisen" in Rechnung gestellt wurden. Nach einer Schätzung eines SS-Führers der Amtsgruppe D des SS-WVHA waren dies 1944 monatlich (!) bis zu 50 Millionen Reichsmark. Am 19. Januar 1945 ließ die SS die rund 10000 Häftlinge des Lagers Monowitz antreten und schickte sie auf Todesmärsche in Richtung Westen. Insgesamt waren in den nicht ganz 27 Monaten der Lagerexistenz mehr als 35000 Häftlinge nach Monowitz gekommen, von denen etwa 25000 „während der Arbeit in den Buna-Werken, im Lager Monowitz, im Krankenbau oder durch Selektionen ihr Leben verloren" (S. 281). Hinzu kamen rund 5000 Tote in den Kohlengruben der IG Auschwitz. Wagner rundet seine eindrucksvolle Studie durch eine Betrachtung der Nachgeschichte, der Abwicklung und Aufarbeitung der IG Auschwitz ab. Es ist zu hoffen, daß diese Arbeit bei der weiteren Diskussion um die Zwangsarbeit von KZ-Häftlingen im Dritten Reich breit rezipiert wird, da sie im Detail die Kooperation zwischen SS und Industrie, aber auch die unmittelbar zum Tode führenden Lebensbedingungen der Häftlinge analysiert und so mit dieser exemplarischen Studie einen grundlegenden Beitrag zum Verhältnis von Industrie und Nationalsozialismus leistet.

Der vierte Band der „Darstellungen und Quellen zur Geschichte von Auschwitz" widmet sich „neuen Studien zur nationalsozialistischen Lagerpolitik".[30] Zu Auschwitz selbst haben nur zwei sehr instruktive Beiträge direkten Bezug: Sybille Steinbacher setzt sich mit dem ehemaligen Gestapo-Chef von Auschwitz (richtiger: der Gestapo-Stelle Kattowitz), Johannes Thümmler, und seiner (Nicht-)Strafverfolgung auseinander,[31] Bernd C. Wagner erweitert einen Aspekt seiner Dissertation um „Gerüchte, Wissen und Verdrängung" der IG Auschwitz über das Vernichtungslager Birkenau.[32] Ein Schwerpunkt des Bandes liegt auf der Ausbeutung der Zwangsarbeit in den Lagern, etwa für das Volkswagenwerk[33] oder im KL Mittelbau-Dora[34] 1943–1945, wobei Jens-Christian Wagner zu einem Fazit kommt, mit dem man nicht übereinstimmen muß, das aber zu weiteren Studien über die Endphase der Lager anregen könnte: „Wie die innere Dynamik des Vernichtungsprozesses in den Lagern des Mittelbau-Komplexes zeigt, war hier

30 Ausbeutung, Vernichtung, Öffentlichkeit. Neue Studien zur nationalsozialistischen Lagerpolitik. Hrsg. von Norbert Frei, Sybille Steinbacher und Bernd C. Wagner, München 2000.

31 Sybille Steinbacher, „... nichts weiter als Mord". Der Gestapo-Chef von Auschwitz und die bundesdeutsche Nachkriegsjustiz, in: ebd., S. 265–298.

32 Bernd C. Wagner, Gerüchte, Wissen, Verdrängung. Die IG Auschwitz und das Vernichtungslager Birkenau, in: ebd., S. 231–248.

33 Christian Jansen, Zwangsarbeit für das Volkswagenwerk. Häftlingsalltag auf dem Laagberg bei Wolfsburg, in: ebd., S. 75–108.

34 Jens Christian Wagner, Noch einmal: Arbeit und Vernichtung. Häftlingseinsatz im KL Mittelbau-Dora 1943–45, in: ebd., S. 109–134.

keine klare Trennung zwischen ‚rationalen' wirtschaftlichen und ‚irrationalen' ideologischen Aspekten mehr gegeben. Vielmehr erlebte das KL-System 1944/45 einen letzten Radikalisierungsschub, in dem es sich mit dem Massensterben der Häftlinge selbst aufzuzehren begann" (S. 41). Besonders hinzuweisen ist auf den instruktiven Beitrag von Jan Erik Schulte über die SS-Firma Ostindustrie GmbH und der Zwangsarbeit der Häftlinge dort im Gesamtkontext des Massenmordes 1942/43.[35] Mit anderen Aspekten des Massenmordes ab 1941 befassen sich Dieter Pohl und Christian Gerlach, während Gabriele Lofti einen Überblick über die „SS-Sonderlager" Hinzert, Stutthof und Soldau gibt. So liegt hier ein Sammelband mit vorzüglichen Beiträgen vor, der allerdings durch die sehr knappe Einleitung (drei Seiten) nur bedingt zu gemeinsamen Forschungsperspektiven führt.

Insgesamt erweitern drei der vier Bände der „Darstellungen und Quellen zur Geschichte von Auschwitz" das Wissen über Auschwitz im Kontext der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik erheblich. Eingeschränkt gilt dies für die oben beschriebene Edition der Kommandanturbefehle, für problematisch halte ich auch den Preis von 472 DM für knapp 1650 Seiten. Dieser Preis behindert die Verbreitung von guten und nicht nur für die Forschung, sondern auch für die politische Bildungsarbeit wichtigen Arbeitsergebnissen.

Nachdem bereits 1993 das mehrbändige Gedenkbuch für die Sinti und Roma in Auschwitz[36] erschien, wurden 1995 vom Staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau die „Sterbebücher von Auschwitz. Fragmente" vorgelegt.[37] Die überlieferten Sterbebücher decken den Zeitraum vom 27. Juli 1941 bis zum 31. Dezember 1943 ab. Sie wurden im „Standesamt II Auschwitz", das der Politischen Abteilung, also der Vertretung der Gestapo im Lager, unterstellt war, geführt und gelangten im Januar 1945 vermutlich bei der Evakuierung von Auschwitz in das Lager Groß-Rosen. Dort von der Roten Armee aufgefunden, wurden 46 Bände nach Moskau gebracht, einige Teile als Beweisdokument während des Frankfurter Auschwitz-Prozesses vorgelegt, für die Forschung aber erst seit 1991 zugänglich und dem Staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau 1991/1992 übergeben. Von den 400000 registrierten Häftlingen sind in den Sterbebüchern bis Ende 1943 fast 69000 Menschen namentlich erfaßt. Dies ist nur ein Bruchteil der in Auschwitz Ermordeten, dennoch stellen die Sterbebücher eine einzigartige Quelle zur Geschichte der Häftlinge in Auschwitz dar und sind für die weitere biographische Forschung ein unverzichtbares, hier sehr sorgfältig ediertes Arbeitsinstrument.[38] Der erste Band gibt nach einem Vorwort von Władysław Bartoszewski Informationen über die Schreibstuben im KL Auschwitz und die Entstehung der Sterberegistereinträge.[39]

35 Jan Erik Schulte, Zwangsarbeit für die SS. Juden in der Ostindustrie GmbH, in: ebd. S. 43–75.

36 Vgl. Gedenkbuch. Die Sinti und Roma im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau. Hrsg. vom Staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau, München, New Providence, London und Paris 1993.

37 Sterbebücher von Auschwitz. Fragmente. Hrsg. vom Staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau, 3 Bde., München, New Providence, London und Paris 1995.

38 Thomas Grotum und Jan Parcer, EDV-gestützte Auswertung der Sterbeeinträge, in: ebd., Bd. 1, S. 225 bis 255.

39 Tadeusz Paczula, Schreibstuben im KL Auschwitz, in: ebd., Bd. 1, S. 27–66.

Hermann Langbein beschreibt die SS-Ärzte im KL Auschwitz,[40] bevor sich Überblicksartikel mit den Polen,[41] den sowjetischen Kriegsgefangenen,[42] den Sinti und Roma[43] und den Juden in Auschwitz[44] befassen. Die Beiträge über die „Transporte nach Auschwitz"[45] und die „Täterbiographien"[46] machen deutlich, wie lückenhaft in vielen Bereichen das Wissen über Auschwitz noch ist. Eindrucksvoll ist der 214 Seiten umfassende Abbildungsteil des ersten Bandes, in dem Fotos und Dokumente zu einzelnen Häftlingen zusammengestellt sind und so den 69 000 Einträgen im zweiten und dritten Band ein menschliches Gesicht verleihen und zugleich den lückenlosen Prozeß der Erfassung der Gefangenen in Auschwitz präzise dokumentieren.

1995 erschien ein fünfbändiges Sammelwerk zur Geschichte von Auschwitz, das 1999 von Jochen August ins Deutsche übersetzt[47] und das zu Recht von Wolfgang Benz als „solider Überblick auf gesicherter Quellenbasis" und als „nützliches Kompendium"[48] bezeichnet wurde. Im ersten Band stellt Franciszek Piper in einer Einleitung den Forschungsstand zu Auschwitz vor, bevor er die Entstehungsgeschichte des Lagers schildert. Dabei beschränkt er sich hauptsächlich auf die polnische Literatur, in der Darstellung der Archivalien vor allem auf die Bestände des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau. Diese Perspektive prägt alle fünf Bände und führt dazu, daß zwar die Geschehnisse in und um Auschwitz sehr präzise geschildert, der Kontext der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik und der vergleichende Blick auf andere Konzentrationslager nicht immer angemessen berücksichtigt wird. Deutsch- und englischsprachige Literatur ist dabei nur sehr spärlich zur Kenntnis genommen worden. Wenn Piper etwa die Entstehung des Systems der deutschen Konzentrationslager schildert (S. 43 ff.), dann ist dabei die deutsche Literatur der letzten fünfzehn Jahre nicht berücksichtigt. Dies führt etwa zu einer völlig überhöhten Totenzahl für das KZ Dachau bis 1939 (S. 47) oder zu der These, daß die Konzentrationslager vor 1939 u.a. auch Orte der „zeitweiligen Isolierung von [...] Straftätern" (S. 44) waren. Piper betont, daß Auschwitz 1942 „zu einem der zentralen Elemente des Systems zur totalen Vernichtung der europäischen Juden" wurde, konstruiert aber eine seit 1941 linear ablaufende Entwicklung: „Der durch Hitler kurze Zeit vor dem Angriff auf die Sowjetunion gefällte Entschluß, die jüdische Bevölkerung zu vernichten, sollte für Millionen von Menschen tragische Folgen haben" (S. 66). Insofern beschränken sich Einleitung und allgemeiner Überblick vor allem auf die polnische Literatur und einen älteren Forschungsstand.

40 Hermann Langbein, SS-Ärzte im Konzentrationslager Auschwitz, in: ebd., Bd. 1, S. 67–84.
41 Kazimierz Smoleń, Polen im KL Auschwitz, in: ebd., S. 89–125.
42 Kazimierz Smoleń, Sowjetische Kriegsgefangene im KL Auschwitz, in: ebd., S. 127–147.
43 Kazimierz Smoleń und Michael Zimmermann, Sinti und Roma im KL Auschwitz, in: ebd., S. 149–161.
44 Yisrael Gutman und Shmuel Krakowski, Juden im KL Auschwitz, in: ebd., S. 163–194.
45 Jan Parcher und Anna Łaczmańska, Transporte nach Auschwitz – Auszug, in: ebd., S. 195–223.
46 Aleksander Lasik, Täterbiographien, in: ebd., S. 267–304. Eine Stichprobe bei den Biographien „Aumeier" und „Burger" ergab nur bei diesen beiden zehn fehlerhafte oder unvollständige Angaben.
47 Auschwitz 1940–1945. Studien zur Geschichte des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz. Hrsg. von Wacław Długoborski und Franciszek Piper, 5 Bde., Oświęcim 1999.
48 Vgl. Wolfgang Benz, Vernichtungslager und Produktionsstätte Auschwitz. Der Standort wurde auch im Hinblick auf die Arbeitskraftressourcen gewählt, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 4. September 2000, S. 7.

Enzyklopädisch ist der Artikel von Irena Strzelecka und Piotr Setkiewicz über die Baugeschichte und die Entwicklung der Nebenlager von Auschwitz aufgebaut,[49] bevor Piper in einem weiteren einleitenden Artikel die „Aufgaben und die Ziele des KL Auschwitz im Verlauf seiner Geschichte" benennt.[50] Sehr umfangreich sind die beiden Beiträge von Aleksander Lasik zur „Organisationsstruktur des KL Auschwitz"[51] und zur „SS-Besatzung von Auschwitz".[52] Doch gerade hier wird die ausschließlich auf Auschwitz gerichtete Perspektive zur analytischen Falle: Nicht alle Entwicklungen in Auschwitz lassen sich nur aus Ereignissen der Auschwitzer Lagergeschichte erklären, sondern erfordern eine angemessene Kontextualisierung. Bei der Darstellung der „Entwicklung der Organisationsstruktur der nationalsozialistischen Konzentrationslager 1933–1945" (S. 166 ff.) entsteht durch die Vernachlässigung vor allem deutscher Forschungsergebnisse aus den letzten zwanzig Jahren ein schiefes, oftmals zeitliche Entwicklungen nicht wiedergebendes Bild. Erheblich präziser ist Lasik bei seiner ausführlichen Darstellung der einzelnen Abteilungen des Konzentrationslagers Auschwitz, deren personeller Besetzung und deren Aufgaben.[53]

Der zweite Band ist den Existenzbedingungen, der Arbeit und dem Tod der Häftlinge gewidmet. Haftgründe, Haftkategorien, die Quarantäne, die Unterbringung im Lager und der Tagesablauf der als Arbeitskräfte eingesetzten Häftlinge werden dargestellt, bevor Franciszek Piper ausführlich die Zwangsarbeit der Häftlinge untersucht.[54] Andrzej Strzelecki befaßt sich mit der Verwertung des Häftlingseigentums und der Leichen der Opfer.[55] Irena Strzelecka beschreibt das Schicksal der weiblichen Häftlinge, die Situation in den „Häftlingskrankenbauten", die pseudomedizinischen Experimente sowie das System der Strafen und Foltern sowie das Vorgehen bei den – vereinzelten – Entlassungen aus dem Lager.[56] Ein Beitrag des allerdings schon vor längerer Zeit verstorbenen Tadeusz Iwaszko zeichnet die Unterbringungs-, Bekleidungs- und Ernährungsbedingungen der Gefangenen nach, ebenfalls die verschiedenen Formen des Kontakts

49 Irena Strzelecka und Piotr Setkiewicz, Bau, Ausbau und Entwicklung des KL Auschwitz und seiner Nebenlager, in: Auschwitz 1940–1945, Bd. 1, S. 73–154.

50 Franciszek Piper, Die Aufgaben und die Ziele des KL Auschwitz im Verlauf seiner Geschichte, in: ebd., Bd. 1, S. 157–163.

51 Aleksander Lasik, Die Organisationsstruktur des KL Auschwitz, in: ebd., Bd. 1, S. 166–320.

52 Aleksander Lasik, Die SS-Besatzung des KL Auschwitz, in: ebd., Bd. 1, S. 321–384.

53 Lasik gibt im Text und in den Anmerkungen eine Vielzahl biographischer Daten an, die nicht immer zuverlässig sind. Auch bei den Darstellungen der Weisungsbefugnisse und der Beziehungen zwischen dem KL Auschwitz und seinen Aufsichtsorganen sind mehrfach Ungenauigkeiten festzustellen. So wurden die Lagerordnungen für die Häftlinge nicht von den KL-Kommandanten, wie Lasik auf S. 221 behauptet, sondern zentral von der Inspektion der Konzentrationslager bzw. von Himmler spätestens ab 1941 persönlich festgelegt.

54 Franciszek Piper, Die Ausbeutung der Arbeit der Häftlinge, in: ebd., Bd. 2, S. 83–167. Piper greift dabei auf die Ergebnisse seiner unten rezensierten monographischen Studie (siehe Anm. 71) zurück.

55 Andrzej Strzelecki, Der Raub der Habe der Opfer, in: ebd., Bd. 2, S. 169–211; ders., Die Verwertung der Leichen der Opfer, in: ebd., S. 483–506.

56 Irena Strzelecka, Frauen im KL Auschwitz, in: ebd., Bd. 2, S. 213–249; dies., Die Häftlingsspitäler („Häftlingskrankenbau") im KL Auschwitz, in: ebd., S. 353–421; dies., Die Experimente, in: ebd., S. 423–449; dies., Strafen und Foltern, in: ebd., S. 451–481; dies., Entlassungen aus dem KL Auschwitz und Entlassungsquarantäne, in: ebd., S. 523–529.

zur Außenwelt.[57] Helena Kubica schildert das Schicksal der Kinder und Jugendlichen.[58] Insgesamt entsteht in diesem Band ein beklemmendes und düsternes Bild der infernalischen Lebensbedingungen im Stammlager und in Auschwitz-Birkenau.

Dieser Eindruck verstärkt sich noch bei der Lektüre des dritten, von Franciszek Piper verfaßten Bandes „Vernichtung". Piper beschreibt die „Rolle des Konzentrationslagers Auschwitz bei der Durchführung der nationalsozialistischen Unterdrückungs- und Genozid-Politik" (S. 7–70), die unterschiedlichen Mordmethoden (S. 71–244) und faßt abschließend seine Forschungsergebnisse zur Zahl der Opfer von Auschwitz noch einmal zusammen (S. 245–257). Er kann dabei auf die Ergebnisse seiner monographischen Studie von 1993 zurückgreifen.[59] Piper schildert den langsamen Hungertod der Häftlinge, die als „Erschießungen auf der Flucht" getarnten Morde durch die Wachposten, die Todesurteile durch das Polizei-Standgericht, das seit 1943 vielfach in Auschwitz tagte und die Vielzahl von Erschießungen an der „Todeswand" zwischen den Blöcken 10 und 11 im Stammlager Auschwitz. Allein die Zahl der dort erschossenen Häftlinge wird auf weit über 20000 geschätzt (S. 121). Ausführlich beschreibt Piper den Bau der Vernichtungsanlagen in Auschwitz und den Ablauf der Massenmorde, wobei er sowohl eine Vielzahl von Zeugenaussagen als auch auf die in Auschwitz und in Moskau verwahrten Dokumente der Zentralbauleitung von Auschwitz zurückgreifen kann. Wer diese Kapitel liest, vermag sich vielleicht der ansonsten unfaßbaren Realität des Massenmordes in Auschwitz-Birkenau anzunähern und zu begreifen, was diesen Ort in der Geschichte der nationalsozialistischen Verbrechen so einzigartig macht.

Dier vierte Band von „Auschwitz 1940–1945" ist eine von Henryk Świebocki verfaßte Studie über den Widerstand in Auschwitz, die sowohl Möglichkeiten von Selbsthilfe und Solidarität als auch die Entstehung und die Entwicklung der Widerstandsformen im Lagerkomplex Auschwitz untersucht, bevor sie sich mit der Widerstandsbewegung in der unmittelbaren Lagernähe befaßt und die Fluchten aus Auschwitz sowie die Pläne für einen bewaffneten Aufstand nachzeichnet. Einen besonderen Schwerpunkt legt Świebocki auf die im Lager erfolgte Sammlung von Beweisen über NS-Verbrechen und deren Weitergabe an die Außenwelt (S. 315 ff.). Analytisch stützt sich Świebocki in seiner Einleitung vor allem auf die Studie von Krysztof Dunin-Wasowicz von 1982; neuere Arbeiten werden nicht herangezogen. Ausgehend von den Rahmenbedingungen für den Widerstand in Auschwitz schildert er spontane Widerstandsaktionen wie etwa von Maksymilian Kolbe und Adelaide Hautval, die dem SS-Standortarzt Eduard Wirths die Mitarbeit an verbrecherischen Experimenten verweigerte (S. 36 f). Erfreulich ist, daß bei der Schilderung der polnischen Widerstandsbewegung in und um das Lager Auschwitz auch Arbeiten wie die von Józef Garlinski berücksichtigt wurden, die in Polen vor 1989 keine Erwähnung fanden.[60] Überhaupt sind hier deutliche Akzentverschiebungen gegenüber früheren Veröffentlichungen über den Widerstand in Auschwitz

57 Tadeusz Iwaszko, Die Unterbringung, die Bekleidung und die Ernährung der Häftlinge, in: ebd., Bd. 2, S. 57–73; ders., Kontakt mit der Außenwelt, in: ebd., S. 507–521.

58 Helena Kubica, Kinder und Jugendliche, in: ebd., Bd. 2, S. 251–351.

59 Siehe Anm. 105.

60 Vgl. Józef Garlinski, Fighting Auschwitz. The Resistance Movement in the Concentration Camp, London 1975.

festzustellen. Bei der Lektüre stellt sich allerdings die Frage, ob die Verbindungen der Widerstandskämpfer und deren organisatorischer Zusammenschluß im Lager wirklich so stringent und fest waren, wie es die Darstellung suggeriert oder ob dahinter der – nur allzu verständliche – Wunsch steckt, den Ereignissen des Massenmordes und der fabrikmäßigen Vernichtung doch nachträglich positive Entwicklungen im Lager entgegenzustellen. Doch dies ist eine Frage, die wohl heute noch nicht beantwortbar ist. Eindrucksvoll sind die Kapitel über die Aktivitäten der Heimatarmee (S. 174 ff.) und der Bauernbataillone (S. 178 ff.) in der unmittelbaren Umgebung von Auschwitz und in das Lager hinein. Ausführlich wird auch über die Fluchten aus Auschwitz berichtet: Mindestens 757 Männer und 45 Frauen versuchten, bis zur Evakuierung des Lagers am 18./19. Januar 1945 zu fliehen, doch nur 144 dieser Flüchtlinge konnten nachweislich den Krieg überleben (S. 289 f.). Unter den Aufstandsversuchen in Auschwitz ragt der Aufstand des Sonderkommandos im Krematorium IV von Auschwitz-Birkenau am 7. Oktober 1944 hervor, den Świebocki ausführlich schildert (S. 309 ff.). Er beschließt seine Studie mit der Schilderung der Fluchten, mit denen Informationen über die Vorgänge in Auschwitz 1944 an die Weltöffentlichkeit gelangten. Auch wenn der Leser die Bewertungen des Widerstandes in Auschwitz, die Świebocki vornimmt, nicht in allen Fällen zu teilen vermag, so liegt mit dieser Studie jetzt die umfassendste Arbeit zum Widerstand in Auschwitz vor, die weit über alle bisher vorhandenen Studien hinausgeht.

Der fünfte und abschließende Band von „Auschwitz 1940–1945" vereint als „Epilog" unterschiedliche bereits publizierte Studien in sich. Andrzej Strzelecki kann bei seinem Beitrag über die „Liquidation des KL Auschwitz" auf seine umfangreiche Monographie zurückgreifen.[61] Stanisław Kłodzińskis Artikel über das KZ-Syndrom ist eine Wiederveröffentlichung eines bereits 1984 erschienenen Beitrags, Danuta Czechs „Kalendarium der Ereignisse"[62] ist ebenfalls bereits publiziert,[63] so daß lediglich Aleksander Lasiks knapper Beitrag zur Strafverfolgung der SS-Männer von Auschwitz eine Erstpublikation ist.[64] Ein fundamentales Problem des „Kalendariums" ist, daß es offensichtlich mit der Veränderung des Wissens über Auschwitz nicht mitgehalten hat und damit zum Teil auch im Widerspruch zu Darstellungen steht, die in den anderen Bänden von „Auschwitz 1940–1945" veröffentlicht worden sind. Ein Beispiel: In Band 3, S. 147, berichtet Franziscek Piper von der Inbetriebnahme des ersten Verbrennungsofens im Krematorium Auschwitz I am 15. August 1940, im Kalendarium in Band 5, S. 115, wird dieses Ereignis noch unbestimmt auf den September 1940 datiert. Die Liste der Beispiele ließe sich fortsetzen. So wichtig das Kalendarium als Überblick zu Geschichte des KZ Auschwitz ist, so sehr bedarf es einer am wachsenden Wissen orientierten Fortschreibung.

61 Siehe Anm. 75.

62 Danuta Czech, Kalendarium der wichtigsten Ereignisse aus der Geschichte des KL Auschwitz, in: Auschwitz 1940–1945, Bd. 5, S. 109–240.

63 Vgl. Danuta Czech, Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939 bis 1945, Reinbek bei Hamburg 1989.

64 Aleksander Lasik, Die Strafverfolgung der Angehörigen der SS-Besatzung des KL Auschwitz, in: Auschwitz 1940–1945, Bd. 5, S. 87–108.

Insgesamt liegt mit den fünf Bänden von „Auschwitz 1940–1945" eine umfangreiche, enzyklopädisch angelegte Darstellung vieler Einzelaspekte auf dem jetzigen Stand der Forschung im Staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau vor. So erscheint es sinnvoll, daß eine Kurzfassung vieler Artikel bereits 1997 ins Deutsche übersetzt und seither unter dem Titel „Auschwitz. Nationalsozialistisches Vernichtungslager" die deutschsprachige Standardpublikation des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau darstellt.[65] Eine sprachliche Gleichsetzung des Schicksals der Polen, der Juden und der Sinti und Roma im Vorwort berührt merkwürdig: „Auschwitz vor allem war der Ort, an dem das Programm der ‚Endlösung' – das heißt der Massenvernichtung der europäischen Juden – und der Plan zur Ausrottung von Polen und Zigeunern in die Tat umgesetzt wurde" (S. 7). Weiter heißt es: „Die polnische Geschichtsschreibung hat lange Zeit die Sonderstellung, die das Vernichtungslager im Rahmen der ‚Endlösung der Judenfrage' hatte, vernachlässigt. Andererseits gibt es in der Literatur außerhalb Polens wenig Hinweise auf die Tatsache, daß nach den Juden die Polen die größte Opfergruppe in Auschwitz bildeten und daß Auschwitz von den Deutschen zunächst als Konzentrationslager für polnische Häftlinge geplant war. Auch daß Zigeuner im KL Auschwitz vernichtet wurden, ist bis vor wenigen Jahren in der Literatur und im öffentlichen Bewußtsein kaum betont worden" (S. 8). Das unglücklich formulierte Vorwort wird allerdings von Piper selbst in die richtigen Relationen gesetzt, wenn er in seinem Beitrag über die Voraussetzungen des nationalsozialistischen Völkermords[66] die beiden Hauptperioden der Lagergeschichte benennt: die „polnische Periode von 1940 bis Mitte 1942 mit dem überwiegenden Anteil von Polen unter den Eingelieferten und Umgekommenen" und die „jüdische Periode von Mitte 1942 bis 1945, als Juden den höchsten Prozentsatz unter den Deportierten und Getöteten bildeten. Betont werden muß dabei, daß die Vernichtungsmaschinerie in der zweiten Periode unvergleichlich heftiger wütete als in der ersten. Unter Berücksichtigung des gesamten Zeitraumes, in dem das Lager Auschwitz in Betrieb war, waren annähernd 85 Prozent der Deportierten und fast 90 Prozent der Umgekommenen Juden" (S. 19).

Der Band ist etwas anders als „Auschwitz 1940–1945" gegliedert: Zwei Artikeln über die Gründung des KL Auschwitz folgt ein Kapitel über die Lagerorganisation und die Lebensbedingungen der Häftlinge, ein Kapitel über „Vernichtung im KL Auschwitz", je eines über Widerstand und Befreiung sowie eines über die justizielle Verfolgung der Mannschaften seit 1945. Eine Bibliographie beschließt den Band, für deren einzelne Artikel auf die Einschätzungen zur Langfassung oben verwiesen wird.

Ein Sammelband, der eine internationale Tagung in Auschwitz 1991 dokumentiert, ist der Verfolgung von Sinti und Roma, nicht nur im KL Auschwitz, gewidmet.[67] 27 Artikel befassen sich in vier Kapiteln mit der Verfolgung der Sinti und Roma in Deutschland bis zum Himmler-Erlaß vom Dezember 1942, mit der Situation der Sinti und Roma in den besetzten und abhängigen Ländern, mit den Sinti und Roma in Auschwitz-

65 Auschwitz. Nationalsozialistisches Vernichtungslager, Oświęcim 1997.

66 Franciszek Piper, Politisch-rassistische Voraussetzungen für den nationalsozialistischen Völkermord, in: ebd., S. 13–29.

67 Sinti und Roma im KL Auschwitz-Birkenau 1943–1944 vor dem Hintergrund ihrer Verfolgung unter der Naziherrschaft. Hrsg. von Wacław Długoborski, Oświęcim 1998.

Birkenau und anderen Konzentrationslagern und schließlich mit der Frage der „Wiedergutmachung" der NS-Verbrechen an Sinti und Roma. Der Band ergänzt das oben bereits erwähnte Gedenkbuch für die Sinti und Roma in Auschwitz, deren Denkmal in Auschwitz-Birkenau auch heute erst nach einigem Suchen aufgefunden werden kann und denen erst seit dem Frühjahr 2001 eine eigene Ausstellung in der Gedenkstätte Auschwitz selbst gewidmet ist. Hinweisen möchte ich hier auf den Aufsatz von Piotr Kaszyca über die Morde an Sinti und Roma im „Generalgouvernement" zwischen 1939 und 1945, der allein 167 Orte von Exekutionen anführt,[68] auf den Überblick von Gudrun Schwarz zu den Haftorten von Sinti und Roma[69] sowie auf den Aufsatz von Vlasta Kladivová, die sich mit den Sinti und Roma im „Zigeunerlager" BIIe in Auschwitz-Birkenau befaßt.[70] Der Abschnitt BIIe war der erste Lagerteil, in dem Familien nicht getrennt wurden, und die, ebenso wie später im „Theresienstädter Familienlager", unter miserabelsten Lebensumständen und hohen Todesraten zusammenbleiben konnten. Die erste Gruppe von Sinti und Roma traf am 26. Februar 1943 in Birkenau ein, bis Jahresende 1943 wurden 18736 Männer, Frauen und Kinder registriert, bis zum 21. Juli 1944 sollte diese Zahl auf 20943 ansteigen. Insgesamt sollten von 22000 bis 23000 Sinti und Roma in Auschwitz rund 19000 die Haftzeit nicht überleben. Obwohl am Widerstand der Sinti und Roma der erste Versuch scheiterte, die Häftlinge von BIIe zu ermorden, wurden die letzten im Lager noch lebenden 2897 Sinti und Roma in der Nacht vom 2. auf den 3. August 1944 in den Gaskammern von Auschwitz-Birkenau ermordet. Eine über 400 Titel umfassende Bibliographie beschließt den instruktiven Band, der erheblich mehr Informationen über das Schicksal der verfolgten Sinti und Roma in der nationalsozialistischen Diktatur gibt, als es der Titel vermuten läßt.

Mit dem Arbeitseinsatz der Häftlinge in Auschwitz befaßt sich eine Studie von Franciszek Piper.[71] Er widmet sich zuerst der Funktion der Häftlingsarbeit in den Konzentrationslagern, wendet sich dann der Gründung des Lager Auschwitz zu, beschreibt die Organisation der Häftlingsarbeit in Auschwitz, bevor er sich einer detaillierten Schilderung der verschiedenen Formen und Orte der Zwangsarbeit in Auschwitz zuwendet und hierbei in SS-Dienststellen, privaten Firmen und staatsmonopolistischen Unternehmen unterscheidet. Abschließend untersucht er die wirtschaftlichen Aspekte des Häftlingseinsatzes. Dabei beschreibt die Arbeit die Verhältnisse in Auschwitz sehr präzise, die Einbeziehung des Kontextes und die Einordnung der Geschehnisse in Auschwitz in den Gesamtzusammenhang der Zwangsarbeit von Häftlingen bleibt jedoch unbefriedigend. Dies liegt unter anderem daran, daß Piper etwa Sammelbände wie „Deutsche Wirtschaft", an dem er mitgewirkt hat,[72] oder die Arbeiten von Falk Pingel zwar im

68 Piotr Kaszyca, Die Morde an Sinti und Roma im Generalgouvernement 1939–1945, in: ebd., S. 117–143.

69 Gudrun Schwarz, Sinti und Roma in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern. Ein allgemeiner Überblick, in: ebd., S. 229–257.

70 Vlasta Kladivová, Sinti und Roma im „Zigeunerlager" des KL Auschwitz-Birkenau 1. 3. 1943–2. 8. 1944, in: ebd., S. 300–319.

71 Franciszek Piper, Arbeitseinsatz der Häftlinge aus dem KL Auschwitz, Oświęcim 1995.

72 Vgl. Franciszek Piper, Industrieunternehmen als Initiatoren des Einsatzes von KZ-Häftlingen. Das Beispiel Auschwitz, in: „Deutsche Wirtschaft" (Anm. 28), S. 97–139.

Literaturverzeichnis nennt,[73] diese aber offensichtlich nicht rezipiert hat. Neuere Forschungen zum Arbeitseinsatz von Häftlingen, etwa die Studie von Hermann Kaienburg, wurden schlichtweg nicht zur Kenntnis genommen.[74] Daraus erklären sich bei Piper im einleitenden Abschnitt diverse problematische Einschätzungen, die mit dem Forschungsstand nicht mehr übereinstimmen. So zieht er etwa den Schluß, „daß nach zwei Jahren der Zögerung und der Versuche die im Frühjahr 1942 angekündigte radikale Wende im Häftlingseinsatz der Konzentrationslager eintrat, und daß die Arbeit in der Rüstungsindustrie wirklich zur vordergründigen Beschäftigung der Häftlinge wurde" (S. 232). Die Stärken der Studie liegen dort, wo sie sich unmittelbar mit dem Arbeitseinsatz in Auschwitz beschäftigt und auf dreißigjährige Vorarbeiten zu den einzelnen Nebenlagern zurückgreifen kann. In einer vergleichenden Perspektive hält Piper fest, daß „das Auschwitzer Lager im oberschlesischen Industriegebiet nicht die Rolle spielte, zu der es eigentlich durch die im Lager vorhandenen Arbeitskraftreserven vorbestimmt war. Vom ökonomischen Standpunkt hatte das Kriegsgefangenenlager in Cieszyn eine viel größere Bedeutung für diese Region. Das Lager hatte zwar eine geringere Kriegsgefangenenzahl, lieferte jedoch den Industriebetrieben eine mehrfach größere Arbeitskräftezahl" (S. 297). Interessant ist, daß Piper zwar faktisch das Nebeneinander von Zwangsarbeit und Vernichtung in Auschwitz konstatiert, diese Dualität aber nicht als leitende Motivation der nationalsozialistischen Politik akzeptiert, sondern statt dessen die Irrationalität der nationalsozialistischen Ideologie in den Vordergrund stellt: „Es gibt keinen zweifelhafteren Weg zum Verständnis der Reihe von Erscheinungen, die das System der Konzentrationslager determinierten, als nach einer rationellen Motivierung zu suchen – sie waren ganz einfach das Spiegelbild der irrationalen Voraussetzungen der faschistischen Ideologie. In diesem System waren nur gewöhnliche Anomalien rationell, die Abweichung von der geltenden Norm, sie waren das Ergebnis des Aufeinanderprallens von voluntaristischen Bestrebungen und den Realien der politischen, strategischen und vor allem wirtschaftlichen Situation" (S. 366). Würde dieser Befund zutreffen, bräuchten wir uns nicht mehr bemühen, die politischen Intentionen und Handlungen der nationalsozialistischen und der SS-Führung zu analysieren.

Andrzej Strzelecki untersucht in einer Monographie die „Endphase des KL Auschwitz".[75] Im ersten Kapitel befaßt er sich mit den verschiedenen Planungen in der Endphase des KL-Systems 1944/45, im zweiten Kapitel mit den konkreten Planungen für die Evakuierung des Lagernetzes von Auschwitz und mit der Beseitigung von Spuren des Massenmords durch die SS sowie im dritten Kapitel mit den Todesmärschen in Richtung Westen. Abschließend geht Strzelecki auf die Befreiung des Lagers, die ersten Ermittlungen gegen die Täter und die Nutzung des Geländes vor der Errichtung der

73 Vgl. Falk Pingel, Häftlinge unter SS-Herrschaft. Widerstand, Selbstbehauptung und Vernichtung im Konzentrationslager, Hamburg 1978, und zusammenfassend: ders., Häftlingszwangsarbeit. Zum Verhältnis von Profit, Produktion und Rassenideologie in der nationalsozialistischen Wirtschaft, in: „Deutsche Wirtschaft" (Anm. 28), S. 141–152.

74 Vgl. Hermann Kaienburg, Vernichtung durch Arbeit. Der Fall Neuengamme. Die Wirtschaftsbestrebungen der SS und ihre Auswirkungen auf die Existenzbedingungen der KZ-Gefangenen, Bonn 1990.

75 Andrzej Strzelecki, Endphase des KL Auschwitz. Evakuierung, Liquidierung und Befreiung des Lager, Oświęcim 1995.

Gedenkstätte ein. Strzelecki versucht eine Gesamtschau der Erlasse und Richtlinien, die für die Sicherung von Auschwitz und die Evakuierungsplanung in der zweiten Jahreshälfte 1944 ergingen. Im August 1944 waren in Auschwitz und seinen Nebenlagern 130000 Häftlinge inhaftiert (S. 91). Obwohl die Planungen für die Evakuierung von Auschwitz hauptsächlich in der Zeit zwischen Oktober und Dezember 1944 entwickelt wurden, wertet Strzelecki den Abtransport von ca. 20000 Menschen im August und September 1944 bereits als Teil der Evakuierung (S. 99 f.). Tatsächlich wird aus seiner eigenen Transportaufstellung (S. 353 ff.) deutlich, daß es sich bei diesen Transporten um die normale Häftlingsverlegung zur Zwangsarbeit in andere Konzentrationslager handelte. Die Verringerung der Häftlingszahl war ein Nebeneffekt, nicht die Hauptabsicht. Tatsächlich wurden in Evakuierungstransporten zwischen Oktober 1944 und dem 17. Januar 1945 mehr als 45000 Häftlinge weiter nach Westen in das Innere Deutschlands verlegt. In Auschwitz und seinen Nebenlagern verblieben zu dieser Zeit noch rund 67000 Häftlinge (S. 100). Die von Strzelecki in Prag gefundenen und erstmals publizierten Dokumente zur Evakuierungsplanung vom Dezember 1944 (Faksimile S. 315 ff.) machen die zu dieser Zeit noch vorhandene Absicht deutlich, bei „feindlichem Druck" die Häftlinge von Auschwitz in Trecks zu Fuß, möglichst getrennt von zivilen Kolonnen, nach Westen zu führen: „Besondere Berücksichtigung erfordert wegen ihrer Länge und Bedeutung für die allgemeine Sicherheit die Marschsäule des KL-Auschwitz. Um ihre Marschleistung nicht zu beeinträchtigen, wurde ihr die Benutzung eines Haupttreckweges für die zivile Bevölkerung und das Vormarschrecht bei Kreuzungen zugestanden, die im linken Odergebiet nicht ganz zu vermeiden waren" (Faksimile S. 324). Diese Planungen, die ab dem 1. Januar 1945 gelten sollten, mußten natürlich bei der körperlichen Schwäche der meisten Auschwitzer Häftlinge illusorisch bleiben. Den endgültigen Evakuierungsbefehl soll der Höhere SS- und Polizeiführer in Breslau, SS-Obergruppenführer Schmauser, nach den Erinnerungen von Rudolf Höß Mitte Januar 1945 gegeben haben, so daß zwischen dem 17. und 21. Januar 1945 aus dem Stammlager Auschwitz I, aus Birkenau und aus 28 Nebenlagern zwischen 56000 und 58000 Häftlinge in Marschkolonnen nach Westen geführt wurden (S. 143 f.). Mehr als 35000 von ihnen wurden dann aus dem Raum Gleiwitz in die bereits völlig überfüllten Konzentrationslager im Innern Deutschlands mit Güterzügen transportiert, wobei das bedeutendste Ziel das niederschlesische Konzentrationslager Groß-Rosen war. Rund 8000 bis 9000 Häftlinge blieben im Stammlager und in Birkenau zurück. Nach einer sorgsamen Auswertung vieler Quellen kommt Strzelecki zu dem Schluß, daß von den 58000 evakuierten Häftlingen zwischen 9000 und 15000 ihr Leben verloren (S. 240). Abschließend schildert Strzelecki die Befreiung von rund 7000 Häftlingen im Stammlager, in Birkenau und in Monowitz durch sowjetische Truppen am 27. Januar 1945 sowie die ersten Ermittlungen durch polnische und sowjetische Behörden. Er weist auch darauf hin, daß vermutlich seit April 1945 sowohl im Stammlager als auch in Birkenau die sowjetischen Truppen Durchgangslager für deutsche Kriegsgefangene errichteten, die bis Herbst 1945 und in Birkenau bis Frühjahr 1946 bestanden (S. 273). Insgesamt zeichnet Strzelecki die Endphase des Auschwitzer Lagerkomplexes detailliert nach, wobei die Darstellungen der Ereignisse im Sommer und Herbst 1945 dem Forschungsstand nicht immer entspricht.

Im April 2001 wurde in Auschwitz-Birkenau das Gebäude der „zentralen Sauna" nach seiner Rekonstruktion, die auch mit Hilfe der deutschen Bundesländer erfolgte, der Öffentlichkeit wieder als historische Stätte und als Ort einer neuen Ausstellung zur Verfügung gestellt. Eine Publikation informiert ausführlich über die Geschichte des Gebäudes,[76] eine andere dokumentiert eindringlich die neue Ausstellung.[77] „Sauna" ist ein irreführender Begriff, denn tatsächlich handelte es sich dabei um das Gebäude, in dem die Häftlinge die Welt des Konzentrationslager betraten. Nachdem sie bei der ersten Selektion auf der Rampe von Auschwitz-Birkenau nicht sofort zum Tod durch Zyklon B verurteilt worden waren, wurden die Häftlinge zur „zentralen Sauna" getrieben, mußten sich hier nackt ausziehen, wurden noch einmal nach Wertsachen durchsucht, registriert, kahl geschoren, unter Schlägen unter kalte Duschen getrieben und schließlich mit zerlumpter Kleidung versorgt, bevor sie unter neuen Schikanen ins Lager gebracht wurden. Die „zentrale Sauna" in Auschwitz-Birkenau als größtes Bauwerk auf dem Lagergelände hatte mithin die Funktion eines Eingangsgebäudes, das in Auschwitz-Birkenau nie fertiggestellt wurde. Im Band über die Geschichte des Bauwerks informiert Andrzej Strezelecki ausführlich unter Verwendung der Bauakten über dessen Entstehung und Nutzung, während Irena Strzelecka eine eindrucksvolle Sammlung von Augenzeugenberichten zusammengestellt hat, in denen die zentrale Bedeutung dieses Ortes für die Häftlinge deutlich wird. Władysław Niessner verweist auf die großen Probleme bei der denkmalgerechten Rekonstruktion der Sauna und legt dafür das Konzept und die Maßnahmen offen. Der Band wird abgeschlossen mit dem Konzept für die Ausstellung im Saunagebäude. Insgesamt wird durch diese Publikation die „zentrale Sauna" das bisher bestdokumentierte Gebäude in Auschwitz-Birkenau.

„Vor der Auslöschung" dokumentiert die ebenso eindrucksvolle wie sensibel gestaltete neue Ausstellung in der „zentralen Sauna". Im Gebäude selbst wurde ein Steg eingebaut, mit dessen Hilfe der Besucher sich knapp oberhalb des originalen Fußbodens bewegt, diesen aber nicht berührt und dennoch immer die Möglichkeit einer distanzierten Einsicht in das gesamte Gebäude besitzt. Am Ende des Rundgangs befindet sich die neue Ausstellung mit einer Auswahl aus etwa 2400 Privatfotos, die nach der Befreiung auf dem Lagergelände gefunden wurden. Normalerweise wurden Fotos und Personalpapiere der Ermordeten unmittelbar nach der Tat verbrannt, so daß unklar ist, warum gerade diese Fotos von Menschen, die vor allem aus Zagłębie, Będzin und Sosnowiec stammten, überliefert wurden. In einer gemeinsamen Anstrengung der Gedenkstätte Auschwitz, des Fritz-Bauer-Instituts und des Holocaust Memorial Museums in Washington konnte ein Teil der Menschen auf den Fotos identifiziert werden; der Katalog zeigt sämtliche 2400 Bilder. Kersten Brandt und Marek Pelc berichten über ihre Erfahrungen bei der Recherche und über die Gespräche mit den Überlebenden, vor allem aus Będzin; Hanno Loewy stellt die Bilder in einen größeren Kontext der Erinnerung, aber auch der Ohnmacht bei ihrer Betrachtung: „Dem Medium und seiner

76 Architektur des Verbrechens. Das Gebäude der „Zentralen Sauna" im Konzentrationslager Auschwitz II-Birkenau, Oświęcim 2001.

77 Vor der Auslöschung. Fotografien gefunden in Auschwitz. Hrsg. von Kersten Brandt, Hanno Loewy und Krystyna Oleksy, 2 Bde., Oświęcim 2001.

technisch und gesellschaftlich bedingten Zeitform, des tödlich erstarrten, tauschbar gemachten Augenblicks, steht kein Narrativ mehr zur Seite, keine Erzählung, die die Geschichte als lebendiges Ineinander von vorher und nachher, sprich als sinnvoll erlebtes Kontinuum zu retten vermag. Die Bilder, die uns die in Birkenau vergasten und verbrannten Menschen hinterlassen haben, sind abgeschnitten von ihrer eigenen Zeit und dem Leben, das sie hervorbrachte. Der Wunsch nach Kontinuität und Sinnerfüllung, mit dem wir sie betrachten und hoffen, daß den Namenlosen Namen gegeben werden, daß wenigstens ein paar der Verstummten ihre Sprache wiederfinden und erzählen, was ihnen geschah, ist so unstillbar wie ohnmächtig. Und wir können uns diesen Bildern, anders als voyeuristisch, nur dann nähern, wenn wir uns diesem Wunsch nicht nur überlassen, sondern zugleich ein Bewußtsein von unserer Ohnmacht gewinnen."[78] Die Kommentare von Brandt, Pelc und Loewy ermöglichen den Zugang zu einem großen Monument der Erinnerung, das trotz der auch von Loewy zum Vergleich herangezogenen Publikationen von Yaffa Eliach und Golda Tencer noch nicht seinesgleichen hat und für die Einbeziehung von Fotografien in die Geschichte des Holocaust von unschätzbarem Wert ist.

Auch andere Quellen, Erlebnis- und Augenzeugenberichte sind in den vergangenen Jahren über Auschwitz veröffentlicht worden. Die Erinnerungen von Charles Liblau[79] zeigen erneut, welche Macht die Funktionshäftlinge in den Konzentrationslagern besaßen, aber auch, wie unterschiedlich sie diese Macht zu nutzen wußten. Wie wenig Stereotypen in der Diskussion über die Funktionshäftlinge hilfreich sind, wird erkennbar, wenn man die positive Beschreibung des „Kapo Emil", eines Kriminellen, im Vergleich mit den anderen Schilderungen von Kapos in Birkenau liest (S. 38 ff.). Diese Überlegungen werden auch von Karin Orth gestützt, die feststellt, daß der Befund, die SS „habe das System der Funktionshäftlinge gezielt mit ‚Berufsverbrechern' besetzt, um die politischen Insassen zu demoralisieren", sich am Beispiel des KL Gusen nicht verifizieren lasse.[80] „Voraussetzung einer – aus der Sicht der SS – problemlosen Verständigung mit dem Lagerältesten war zunächst die gleiche Sprache, darüber hinaus jedoch ein gemeinsamer kultureller Hintergrund, der unter Umständen auch die völkisch-rassistische Überzeugung von der ‚Höherwertigkeit' der Deutschen gegenüber Polen, Sowjets und Juden einschloß." Ihre Erfahrungen konnten die Kapos „entweder im Sinne der SS oder aber zugunsten der Häftlinge nutzen. Genau hier liegt der Handlungsspielraum der Funktionshäftlinge."[81]

Beeindruckend sind auch die Erinnerungen von Stanisław Taubenschlag,[82] der in Krakau im April 1942 als Geisel festgenommen wurde und Häftling im Konzentrationslager Auschwitz I war, bis er es gemeinsam mit einigen anderen Häftlingen erreichte, auf einen Transport zum KZ Buchenwald zu kommen. Auch seine Schilderung des

78 Ebd., Bd. 2, S. 13.

79 Charles Liblau, Die Kapos von Auschwitz, Oświęcim 1998.

80 Karin Orth, Gab es eine Lagergesellschaft? „Kriminelle" und „politische" Häftlinge im Konzentrationslager, in: Ausbeutung, Vernichtung, Öffentlichkeit (Anm. 31), S. 109–134, hier S. 131.

81 Ebd., S. 132.

82 Stanisław Taubenschlag, Als Jude im besetzten Polen, Oświęcim 1997.

Überlebens in Buchenwald und später in einem Außenkommando zeigt die Möglichkeiten, aber auch die Grenzen des Handelns von Funktionshäftlingen. Im April 1945 gelang Taubenschlag auf dem Bahnhof von Celle die Flucht; unmittelbar nach der Befreiung setzte er sich für die Häftlinge des KZ Bergen-Belsen ein.

Kazimierz Albin erhielt am 14. Juni 1940 als einer der ersten Gefangenen in Auschwitz die Häftlingsnummer 118.[83] Er berichtet vom Lageraufbau, von verschiedenen Arbeitskommandos, aber auch über interessante Details wie das Herausschmuggeln des „Bunkerbuchs" aus Auschwitz. Am 27. Februar 1943 floh er gemeinsam mit zwei Mithäftlingen aus dem Lager, um sich in der Folgezeit der polnischen Landesarmee anzuschließen. Seine Erinnerungen stellen vor allem für die Frühzeit des Lagers eine wichtige Quelle dar.

Auf zwei Editionen ist in diesem Zusammenhang besonders hinzuweisen: „Inmitten des grauenvollen Verbrechens"[84] waren die Mitglieder des Sonderkommandos von Auschwitz-Birkenau inhaftiert. Ihre Aufgabe war die „Entleerung" der Gaskammern und die Verbrennung der Leichen. Nur einige von ihnen überlebten, andere vertrauten der Erde in der Nähe der Krematorien ihre Aufzeichnungen an. Dort wurden sie nach 1945 gefunden, die Verfasser blieben teilweise unbekannt. Diese Berichte sind die unmittelbarsten Zeugnisse des in Auschwitz durchgeführten Massenmordes an den Juden Europas; ihre Lektüre ist für jeden, der sich mit diesen Ereignissen befaßt, unabdingbar.

Die Sammlung „London wurde informiert"[85] vereint drei der wichtigsten Berichte von aus Auschwitz geflohenen Häftlingen, die an die westlichen Alliierten weitergeleitet wurden: Den Bericht von Jerzy Tabeau, lange Zeit in der Forschung als „der Bericht eines polnischen Majors" bekannt, den Bericht von Rudolf Vrba und Alfred Wetzler sowie den Bericht von Czesław Mordowicz und Arnost Rosin. Alle drei Berichte gelangten nach Großbritannien; sie wurden zudem im Herbst 1944 in den Vereinigten Staaten veröffentlicht. In seiner Einführung vermittelt Henryk Świebocki nicht nur wichtige biografische Informationen über die Verfasser der Berichte, sondern kontextualisiert diese auch durch andere Berichte, die in der Kriegszeit über Auschwitz entstanden.[86]

Mehr als ein Erinnerungsbericht ist die Studie der ehemaligen Auschwitz-Gefangenen Anna Pawełczyńska.[87] Die „Betrachtungen einer Soziologin über Auschwitz" befassen sich mit den Beziehungen zwischen der Außenwelt und dem Konzentrationslager, untersuchen die Konzentrationslager als staatliche kriminelle Organisationen, den „Raum" der Häftlinge, schließlich den „Mechanismus zum Brechen der Solidarität der Häftlinge", bevor sie sich der Differenzierung der Häftlingsgesellschaft und den dadurch bedingten Überlebenschancen zuwendet. Pawełczyńska fragt aber auch nach

83 Kazimierz Albin, Steckbrieflich gesucht, Oświęcim 2000.

84 Inmitten des grauenvollen Verbrechens. Handschriften von Mitgliedern des Sonderkommandos, Oświęcim 1996.

85 London wurde informiert. Berichte von Auschwitz-Flüchtlingen. Hrsg. von Henryk Świebocki, Oświęcim 1997.

86 Störend ist allerdings auch in dieser Publikation, daß fast alle Dokumente aus anderen Archiven nicht mit ihrem Originalstandort, sondern nach einer Kopie im Archiv des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau zitiert werden.

87 Anna Pawełczyńska, Werte gegen Gewalt. Betrachtungen einer Soziologin über Auschwitz, Oświęcim 2001.

den Mechanismen der Gegenwehr, den Möglichkeiten eines organisierten Widerstandes und schließlich nach der Bedeutung des Konzentrationslagers als sozialem Experiment. Zu Recht weist Jochen August, der nicht nur diese Studie, sondern schon viele Arbeiten über Auschwitz ins Deutsche übersetzt hat, in seinem Nachwort darauf hin, daß Pawełczyńskas Studie zwar seit 1973 in polnischer und seit 1979 in englischer Sprache vorlag, in der deutschsprachigen Forschungsliteratur „dagegen kaum rezipiert wurde", auch nicht in der Studie Wolfgang Sofskys über die „Ordnung des Terrors" (S. 285). Weitere Arbeiten zur Geschichte des Widerstandes von Häftlingen sollten sich vor allem mit Pawełczyńskas Ansatz der „Differenzierung der Häftlingsgesellschaft und Überlebenschancen" befassen. Für alle, die mit soziologischen Fragestellungen versuchen, sich der Realität des nationalsozialistischen Konzentrationslagers zu nähern, ist dieses Buch eine Pflichtlektüre.

Hinzuweisen ist in diesem Zusammenhang auch auf die sprachwissenschaftliche Studie von Danuta Wesołowska, die die „lagerszpracha" der Häftlinge von Auschwitz erstmals umfassend analysiert.[88] Sie weist darauf hin, daß die „lagerspzracha" bisher ein Desiderat der Forschung gewesen ist, analysiert unter Berücksichtigung der soziolinguistischen Überlegungen von Wolf Oschlies die Sprache polnischer KZ-Häftlinge und befaßt sich schließlich an ausgewählten Beispielen mit dem Wortmaterial des in Krakau entstehenden Auschwitz-Wörterbuchs. Auch für den nicht linguistisch Interessierten ist es beeindruckend, wie hier etwa die Formen der Begriffe „Kapo" und „Muselman" (S. 98 ff.) hergeleitet und analysiert werden. Hervorzuheben sind auch die Überlegungen zur „destruktiven Funktion von Sprache" (S. 231 ff.). Einem Detailaspekt des Häftlingsalltags widmet sich unter dem etwas mißverständlichen Titel „Briefmarken – Zeichen des Gedenkens"[89] eine Publikation, in der besonders der Artikel des ehemaligen Auschwitz-Häftlings Tadeusz Szymański über „Briefe an die nächsten Angehörigen – Lebenszeichen aus Auschwitz" hervorzuheben ist.

Es verwundert nicht, daß nach der Wende in Osteuropa erst drei deutschsprachige Ausgaben der „Hefte von Auschwitz" erschienen sind und zwischen dem Erscheinen von Heft 18 (1990) und Heft 19 (1995) fünf Jahre vergingen. Henryk Świebockis Artikel über die „lagernahe Widerstandsbewegung" in Heft 19[90] entspricht im wesentlichen seinem Beitrag in „Auschwitz 1940–1945"; Irena Strzelecka faßt die Ergebnisse ihrer Forschungen zu Birkenau[91] zusammen, die sie in Heft 20 fortsetzt.[92] Hervorzuheben ist in Heft 19 der Beitrag von Adam Cyra über den „Fallschirmspringer ‚Urban'",[93] Leutnant Stefan Jasienski, der im März 1943 gemeinsam mit drei Kameraden im Auftrag

88 Danuta Wesołowska, Wörter aus der Hölle. Die „lagerszpracha" der Häftlinge von Auschwitz, Kraków 1998.

89 Briefmarken – Zeichen des Gedenkens. Häftlingsbriefe aus dem KL Auschwitz und dem Leiden der Häftlinge gewidmete Philatelistica. Bearb. von Jadwiga Mateja, Oświęcim 1995.

90 Henryk Świebocki, Die lagernahe Widerstandsbewegung und ihre Hilfsaktionen für die Häftlinge des KL Auschwitz, in: *Hefte von Auschwitz*, H. 19 (1995), S. 5–187.

91 Irena Strzelecka, Das Männerlager in Birkenau (BIb) März 1942–Juli 1943, in: ebd., S. 235–313.

92 Dies., Die Frauenabteilung im Stammlager, in: ebd., H. 20 (1997), S. 7–67; dies., Das Quarantänelager für männliche Häftlinge in Birkenau (BIIa), in: ebd., S. 68–132.

93 Adam Cyra, Fallschirmspringer „Urban", in: ebd., H. 19 (1995), S. 189–234.

der britischen Special Operations Executive (SOE) in der Nähe von Tschenstochau absprang und unter dem Pseudonym „Urban" seit Juli 1944 Informationen über Auschwitz sammeln und Kontakte mit der Widerstandsbewegung im Lager aufnehmen sollte. Ende September 1944 wurde Urban bei seiner Festnahme angeschossen und in den Krankenblock Nr. 21 in Auschwitz eingeliefert. Trotz der Tatsache, daß Urban Pläne und andere Informationen bei sich trug, gelang es ihm offenbar, seine Kontaktpersonen in Auschwitz zu decken. Bald darauf in den Zellenblock Nr. 11 eingeliefert, ritzte er hier sowohl biographische als auch politische Zeichnungen ein und hinterließ einen Kalender in der Wand, der in den Tagen seines mutmaßlichen Todes Anfang Januar 1945 endete. Insgesamt liegt hier eine exemplarische Studie über die Versuche der Rettung des Lagers ab Sommer 1944 vor, die alle komplizierten Rahmenbedingungen berücksichtigt.

In Heft 20 befaßt sich der jüngst verstorbene Miroslaw Kárný mit dem „Theresienstädter Familienlager" in Birkenau,[94] das nach der Ankunft von zwei Transporten mit 5000 jüdischen Häftlingen aus Theresienstadt im September 1943 entstand. Von den über 17000 Häftlingen des „Familienlagers" wurden 3972 im März 1944 und weitere rund 6500 Mitte Juli 1944 in den Gaskammern von Birkenau ermordet. 3500 Häftlinge waren im Sommer 1944 in andere Lager verlegt worden; von ihnen sollten jedoch nur 1167 die Befreiung erleben – weniger als sieben Prozent der insgesamt im „Familienlager" Inhaftierten. Ergänzt wird die Studie Kárnýs durch einen eindrucksvollen – allerdings bereits veröffentlichten – Erinnerungsbericht Max Mannheimers.[95] Aleksander Lasik legt Kurzbiografien der SS-Ärzte und Sanitäter von Auschwitz vor.[96] Doch bereits auf den ersten Blick enthalten diese Ungereimtheiten, die nicht nur auf Übersetzungsprobleme zurückzuführen sind. Da wird aus dem „Reichsarzt SS und Polizei", Ernst Robert Grawitz, der „leitende SS-Arzt, SS-Obergruppenführer Ernst von [!] Grawitz (S. 291), SS-Nummern werden permanent als „Evidenznummern" bezeichnet (S. 299 ff.), ein Arzt soll bereits vor Januar 1941 Hilfsarzt im damals noch nicht existierenden „KL Nordhausen" gewesen sein (S. 300), ein anderer 1942 Arzt in einem „II. Bataillon des 79. Regiments der Allgemeinen SS in Ulm" (ebd.), ein weiterer 1940 Arzt in der ebensowenig existierenden „4. Polizei-Division der SS-Panzergrenadiere" (S. 301). Gegen diesen Arzt soll dann auch in der Bundesrepublik ein staatsanwaltschaftliches Ermittlungsverfahren „nach Hinterlegung einer Kaution eingestellt" (S. 302) worden sein. Selbst von einem so bekannten Arzt wie Josef Mengele erfahren wir zwar das Todesdatum (7. Februar), aber nicht das Todesjahr (S. 315)! Allein diese kleine Stichprobe, die sich fortsetzen ließe, läßt am Wert der Zusammenstellung Zweifel aufkommen. Warum aber nicht einmal der instruktive Aufsatz von Hermann Langbein über die SS-Ärzte im Konzentrationslager Auschwitz erwähnt wird, der ebenfalls vom

94 Miroslav Kárný, Das Theresienstädter Familienlager (B II b) in Birkenau (September 1943–Juli 1944), in: ebd., H. 20 (1997), S. 133–238.

95 Max Mannheimer, Theresienstadt – Auschwitz – Warschau – Dachau, in: ebd., S. 238–289. Unveränderter Nachdruck aus: *Dachauer Hefte*, H. 1 (1985), S. 87–128.

96 Aleksander Lasik, Die Personalbesetzung des Gesundheitsdienstes der SS im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau in den Jahren 1940–1945, in: *Hefte von Auschwitz*, H. 20 (1997), S. 290–368.

Staatlichen Museum in Auschwitz-Birkenau bereits 1995 veröffentlicht wurde,[97] bleibt unverständlich.

Mengeles Verbrechen in Auschwitz zeichnet zusammenfassend ein Aufsatz von Helena Kubica nach,[98] wobei die Verbindung zwischen Mengele und Othmar von Verschuer zwar ausführlich erwähnt wird, die neuere deutsche Literatur dazu ebenso wie zu Mengeles Zwillingsexperimenten aber offensichtlich nicht rezipiert wurde.

Andrzej Strzeleckis Aufsätze in Heft 21 über den „Raub des Besitzes der Opfer des KL Auschwitz" und „Die Verwertung der Leichen"[99] sind erweiterte Fassungen seiner Beiträge in „Auschwitz 1940–1945". Er befaßt sich sowohl mit dem Schicksal der Häftlingsnachlässe als auch mit der Verwertung des Besitzes der in Auschwitz ermordeten Juden aus vielen europäischen Ländern. Jerzy Dębski befaßt sich mit einer ansonsten selten in der Zeitgeschichtsforschung genutzten Quellenart, den im KZ Auschwitz bis 1945 vorhandenen Schildern und Tafeln, die nicht nur für Warnungen, Weisungen und Verbote genutzt wurden, sondern auch ein wichtiges Mittel der lagerinternen Kommunikation waren.[100] Aleksander Lasik will in seinem Beitrag über die strafrechtliche Ahndung der SS-Männer von Auschwitz „Fragen zu Schuld und Verantwortung" stellen.[101] Ausgangspunkt ist dabei die These, daß „die publizierten und einer breiteren Öffentlichkeit bekannten Monographien, Artikel und Materialien, die sich auf die Verfolgung und Bestrafung der Mitglieder der SS-Truppe des KL Auschwitz beziehen, [...] über zehn Jahre alt" (S. 223) seien. Umgekehrt wird ein Schuh daraus, denn offensichtlich hat Lasik in den letzten zehn Jahren die Publikationen des Frankfurter Fritz-Bauer-Instituts ebensowenig zur Kenntnis genommen wie etwa die Bände von Gerhard Werle und Thomas Wandres, Ulrich Schneider sowie Gerd R. Ueberschär, um nur einige zu nennen.[102] Lasik schätzt, daß von den rund 8200 Männern, die je zur Wachtruppe von Auschwitz gehört hätten, 6300 bis 6500 das Kriegsende überlebt hätten, und geht davon aus, daß sich „am 8. Mai 1945 in den westlichen Besatzungszonen zwischen 5500 und 6000 SS-Männer befunden haben", ohne dies in irgendeiner Weise zu belegen. Er stützt diese hochspekulative These nur auf die Vermutung, daß die SS-Männer Angst vor der sowjetischen Kriegsgefangenschaft gehabt hätten. Lasik behauptet zudem, in der Bundesrepublik seien lediglich „10–20" Angehörige der Lagertruppe des KL Auschwitz verurteilt worden und postuliert: „Trotz des Engagements einiger Staatsanwälte, besonders in Ludwigsburg in der BRD, müssen wir feststellen, daß die Bemühungen engagierter

97 Vgl. den Abschnitt zu den „Sterbebüchern von Auschwitz".

98 Helena Kubica, Dr. Mengele und seine Verbrechen im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau, in: *Hefte von Auschwitz*, H. 20 (1997), S. 369–455.

99 Andrzej Strzelecki, Der Raub des Besitzes der Opfer des KL Auschwitz, in: ebd., H. 21 (2000), S. 7–100; ders., Die Verwertung der Leichen, in: ebd., S. 101–164.

100 Jerzy Dębski, Schilder und Tafeln. Quellenbeiträge zur Geschichte des KL Auschwitz, in: ebd., S. 165 bis 220.

101 Aleksander Lasik, Die Verfolgung, Verurteilung und Bestrafung der Mitglieder der SS-Truppe des KL Auschwitz. Verfahren. Fragen zur Schuld und Verantwortung, in: ebd., S. 221–298.

102 Vgl. Gerhard Werle und Thomas Wandres, Auschwitz vor Gericht. Völkermord und bundesdeutsche Strafjustiz. Mit einer Dokumentation des Auschwitz-Urteils, München 1995; Auschwitz – ein Prozeß. Geschichte, Fragen, Wirkungen. Hrsg. von Ulrich Schneider, Köln 1994; Gerd R. Ueberschär, Der Nationalsozialismus vor Gericht. Die alliierten Prozesse gegen Kriegsverbrecher und Soldaten 1943–1952, Frankfurt a. M. 1999.

Juristen keine nennenswerten Resultate zeigten. Meistens war der Medieneffekt, der an die Tragödie des Holocaust erinnerte und eine zu rasche Versöhnung mit den häufig verlautbarten Forderungen nach der rechtlich begründeten Verjährung der Kriegsverbrechen nicht zuließ, das einzig konkrete Ergebnis der Tätigkeit der ermittelnden Behörden und Staatsanwaltschaften. Diese anhaltende Medienpräsenz spielte über die Jahre hinweg, im Sinne der moralischen Genugtuung für die Opfer der Hekatombe, eine nicht unerhebliche Rolle" (S. 245). Wie die „anhaltende Medienpräsenz" mit der Tatsache übereinstimmen soll, daß viele NS-Prozesse de facto abseits der Öffentlichkeit liefen, worauf ausführlich bereits Norbert Frei und Peter Reichel hingewiesen haben, erläutert Lasik nicht näher. Er fügt seinen Überlegungen, in denen die gesamte deutsche Literatur zum Thema ausgeblendet bleibt, ein „Verzeichnis der Mitglieder der Lagertruppe des KL Auschwitz, die nach dem Zweiten Weltkrieg verurteilt wurden" (S. 248 ff.), bei. Doch hierfür hat er augenscheinlich nicht einmal die als Standardwerk geltende Sammlung „Justiz und NS-Verbrechen" ausgewertet, denn dann wäre ihm nicht entgangen, daß der Lagerarzt Paul Kremer nicht nur 1947 in Polen zum Tode verurteilt und später begnadigt (S. 271), sondern auch am 29. November 1960 vom Landgericht Münster zu 10 Jahren Haft verurteilt wurde. Aber auch Hinweise auf das Gießener Urteil vom 24. Januar 1991 gegen Ernst August König oder auf das lebenslängliche Urteil des Landgerichts Wuppertal vom 28. Januar 1988 gegen Gottfried Weise – um die beiden bekanntesten Auschwitz-Prozesse der achtziger Jahre zu nennen, über die tatsächlich breit publizistisch berichtet wurde – sucht der Leser vergeblich.

Hinzuweisen ist in Heft 21 noch auf die ausführliche Rezension von Franciszek Piper der französischen Ausgabe der Studie von Jean-Claude Pressac über die Krematorien von Auschwitz.[103] Pressac hatte zuerst 1989, 1993 dann ausführlich seine ausführliche Auswertung von Akten der Zentralbauleitung von Auschwitz aus dem Sonderarchiv in Moskau vorgestellt. Piper sieht bei Pressac, der seine Studien durchaus im „revisionistischen" Umfeld begann, „eine eigenartig technokratische, vom historischen Zusammenhang und von den menschlichen Aspekten abweichende Betrachtungsweise des Problems der Massenvernichtung entstehen" (S. 379). Dennoch konzediert Piper Pressac, „gegenwärtig die eingehendste Analyse des Baus und der Arbeit der Gaskammern und Krematorien des KL Auschwitz" (S. 402) vorgelegt zu haben. Im einzelnen kritisiert Piper einige Datierungen bei Pressac, vor allem aber dessen These, „daß das gemeinhin für den Beginn der ‚industriellen Phase' der ‚Endlösung' angenommene Datum später anzusetzen ist. Diese letzte Stufe der Endlösung wurde von den SS-Befehlshabern in Berlin nicht vor Mai/Juni 1942 beschlossen und in der Folge von der SS-Bauleitung Auschwitz und den Ingenieuren der Firma J. A. Topf und Söhne aus Erfurt technisch umgesetzt."[104] Obwohl es gerade nach der Forschung der letzten Jahre eine Reihe von guten Gründen gibt, dieses Datum durchaus früher zu setzen, als es Pressac festlegt, sieht Piper „die Vorbereitungen für die Massenvernichtung der Juden in Auschwitz

103 Franciszek Piper, Rezension von: Jean-Claude Pressac, Les crématoires d'Auschwitz. La machinerie du meurte de masse, Paris 1993, in: *Hefte von Auschwitz*, H. 21 (2000), S. 374–402.

104 Jean Claude Pressac, Die Krematorien von Auschwitz. Die Technik des Massenmordes, München und Zürich 1994, S. 2.

[... als] ein Element eines weitreichenden Planes" (S. 385) und geht immer noch davon aus, daß im „Frühjahr 1941, während der Vorbereitungen zum Überfall auf die Sowjetunion, [...] Hitler den Befehl zur Ausrottung aller dort beheimateten Juden" (ebd.) erlassen habe. Von hier aus entwickelt Piper eine stringente Entwicklung der Jahre 1941/42, die viele Erkenntnisse der letzten zehn Jahre, etwa von Christian Gerlach, Dieter Pohl, Christoph Dieckmann und Götz Aly nicht berücksichtigt. Größter Dissens besteht jedoch zwischen Piper und Pressac über die Zahl der Toten des Lagerkomplexes Auschwitz. Piper legte Anfang der neunziger Jahre seine Forschungen zur Zahl der Toten vor, die die bis dahin in Auschwitz genannte Zahl von 2,8 bis 4 Millionen Toten revidierte und auf eine Mindestzahl von 1,1 bis zu einer Maximalzahl von 1,5 Millionen Toten kam.[105] Seine Studie gilt seither als Standardwerk mit den genauesten Zahlenzusammenstellungen und Schätzungen. Pressac dagegen postuliert in der französischen Ausgabe seines Buches eine Zahl von 775000 bis 800000 Toten, in der deutschen Ausgabe mit etwas anderen Berechnungen eine Zahl von 630000 bis 711000 Toten.[106] Die größte Abweichung zwischen Piper und Pressac ergibt sich bei den Schätzungen der Zahl der in Auschwitz ermordeten ungarischen Juden. Erstaunlich ist jedoch, daß Piper die deutsche Ausgabe von Pressac offensichtlich nicht zur Kenntnis genommen hat und auf dessen erneut nach unten korrigierteTotenzahl daher überhaupt nicht eingeht. Dies verblüfft um so mehr, da Piper in „Auschwitz 1940–1945", Bd. III, S. 257, in einer ausführlichen Anmerkung auch auf Pressac eingeht, hier die französische und die deutsche Ausgabe von Pressac nennt, sich aber wiederum nur mit der in der französischen Ausgabe genannten Zahl von 775000 Toten auseinandersetzt.[107] Warum ein sorgfältig arbeitender Historiker wie Piper revisionistischen Kreisen ein derartiges Einfallstor öffnet, ist mir nicht erklärlich. Er hätte in seiner Kritik an Pressac zudem auf die kenntnisreichen und präzisen Anmerkungen zurückgreifen können, die Werner Renz publiziert hat.[108]

Bei einer Gesamtschau der Arbeiten über Auschwitz ist festzuhalten, daß wir gerade nach den neueren Publikationen nicht mehr von einem gemeinsamen, sondern von einem westlichen und einem polnischen Forschungsstand sprechen können. Galt in den vergangenen Jahren vor allem für die deutsche Forschung, daß polnische Arbeiten offenbar durch die Sprachbarriere bedingt, nur unzureichend zur Kenntnis genommen wurden, so gilt dies heute nicht mehr. Umgekehrt ist aber festzustellen, daß deutsche und amerikanische Forschungen, die sich vor allem mit dem Kontext der Ereignisse von Auschwitz befassen, von der polnischen ins Deutsche übersetzten Forschung und speziell von der Forschungsabteilung im Staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau nur mit großer Verspätung oder gar nicht zur Kenntnis genommen werden. Dies führt wie oben dargestellt in einzelnen Fällen zu Fehlern oder unzureichenden Einordnungen der empirisch sehr um Präzision bemühten Auschwitz-Forschung dort. Manche

105 Franciszek Piper, Die Zahl der Opfer von Auschwitz. Aufgrund der Quellen und der Erträge der Forschung 1945 bis 1990, Oświęcim 1993.

106 Vgl. Presac, Krematorien (Anm. 104), S. 192–202.

107 Vgl. Auschwitz 1940–1945 (Anm. 47), Bd. 3, S. 257.

108 Vgl. Werner Renz, Die Baugeschichte der Krematorien von Auschwitz. Anmerkungen zu Jean-Claude Pressacs Revision der Geschichte des Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau, in: *Jahrbuch des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes*, 1996, S. 83–100.

Forschungsergebnisse, die in der polnischen Forschung fast kanonischen Charakter erhalten haben – so etwa die auf Höß zurückgehende These, daß Himmler den Baubefehl für Birkenau bereits am 1. März 1941 erteilte – werden auf alle Fälle zu revidieren sein. Besonders problematisch ist es aber, daß gerade die Studien zur Lagerorganisation westliche Forschungsergebnisse der letzten 15 Jahre fast nicht zur Kenntnis genommen haben. Ein weiteres grundsätzliches Problem besteht in der Nachprüfbarkeit der in der polnischen Literatur zu findenden Belege. Erst langsam setzt sich die internationale Konvention durch, Belege nach ihrer Originalquelle zu zitieren und nicht nach ihrer Kopie im Archiv des staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau. Ein Beleg wie „APMO. Erlaß-Sammlung RKPA, D-RF-3, RSHA, 118/9, Bl. 628, Verordnung des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD vom 24. 10. 1939"[109] entzieht sich durch diese Verschlüsselung jeder Nachprüfbarkeit. Daß auch die Dokumente, die das Staatliche Museum Auschwitz-Birkenau aus dem Sonderarchiv in Moskau in Kopie erhalten hat, nicht nach deren Originalsignatur, sondern in den neuesten Publikationen auch nach dem gedenkstätteneigenen Mikrofilm zitiert werden, macht deutlich, daß die Praxis des verdeckten Zitierens noch längst nicht vorbei ist.

Insgesamt aber hat sich das Wissen über Auschwitz durch die oben vorgestellten deutschen und polnischen Arbeiten erheblich verbessert. Deutlich wird auch, daß eine bessere Kommunikation zwischen der Forschung im Staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau und der internationalen Forschung dringend notwendig ist. Vielleicht läßt sich in Polen oder in Deutschland ja eine Reihe von Tagungen organisieren, auf denen neuere Forschungsergebnisse diskutiert werden können. Es hat sich aber auch gezeigt, daß das letzte Wort zur Erforschung der Geschichte dieses Vernichtungslagers noch längst nicht gesprochen worden ist und daß auch die Versuche zur politischen Instrumentalisierung der Erinnerung an die Mordpolitik noch nicht abgeschlossen sind. Gerade aber der Rationalität der deutschen Vernichtungspolitik, den handelnden Tätern und ihren Taten sollte weiterhin großes Interesse gelten. Denn sonst gilt, was Peter Reichel konstatierte: „Eines ist schon heute unübersehbar: Der Holocaust-Gedenktag und die zehn Jahre dauernde Mahnmal-Debatte habe die jüdische Katastrophe und das Opfergedenken derart in den Mittelpunkt gerückt, dass die Täter hinter den Opfern unkenntlich werden und Auschwitz, das größte deutsche Vernichtungslager, hinter dem menschheitsgeschichtlichen Gedächtnisort Auschwitz verblasst."[110]

109 Vgl. Piper, Arbeitseinsatz (Anm. 71), S. 26, Anm 4.

110 Vgl. Peter Reichel, Wenn Auschwitz aufhört weh zu tun, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 25. Januar 2000, S. 20.

Anhang: Verzeichnis der besprochenen Literatur

- RUCK, Michael: **Bibliographie zum Nationalsozialismus.** 2 Bde. – Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2000. 1610 S., 1 CD-ROM
- **Der Dienstkalender Heinrich Himmlers 1941/1942.** Im Auftrag der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg bearb., kommentiert und eingel. von Peter WITTE, Michael WILDT, Martina VOIGT, Dieter POHL, Peter KLEIN, Christian GERLACH, Christoph DIECKMANN und Andrej ANGRICK. Mit einem Vorwort von Uwe LOHALM und Wolfgang SCHEFFLER (= Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte; Quellen, Bd. 3). – Hamburg: Christians Verlag 1999. 789 S.
- ZAKHAROV, Vladimir, und Valeri KULISHOV: **Anatomy of Holocaust. The Very Beginning. Germany 1933–1939.** Ed. by the Foundation for Historik-Archival Research and Educational Programms „Ark". – Moskau: Top Secret Collection 2000. S. 1–288 (russ.), S. 289–554 (engl.)
- ORTH, Karin: **Das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Eine politische Organisationsgeschichte.** – Hamburg: Hamburger Edition 1999. 396 S.
- ORTH, Karin: **Die Konzentrationslager-SS. Sozialstrukturelle Analysen und biographische Studien.** – Göttingen: Wallstein Verlag 2000. 336 S.
- WENCK, Alexandra-Eileen: **Zwischen Menschenhandel und „Endlösung". Das Konzentrationslager Bergen-Belsen** (= Sammlung Schöningh zur Geschichte und Gegenwart). – Paderborn, München, Wien und Zürich: Verlag Schöningh 2000. 444 S.
- **Ein KZ wird geräumt. Häftlinge zwischen Vernichtung und Befreiung. Die Auflösung des KZ Neuengamme und seiner Außenlager durch die SS im Frühjahr 1945. Katalog zur Wanderausstellung.** Hrsg. von Katharina HERTZ-EICHENRODE im Auftrage des Freundeskreises KZ-Gedenkstätte Neuengamme e. V. Mit Beiträgen von Detlef GARBE und Nina HOLSTEN. 2 Bde. – Bremen: Edition Temmen 2000. **Bd. 1: Texte und Dokumente.** 381 S.; 6 Karten separat; **Bd. 2: Karten.** 117 S.
- **Standort- und Kommandanturbefehle des Konzentrationslagers Auschwitz 1940–1945.** Hrsg. im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte von Norbert FREI, Thomas GROTUM, Jan PARCER, Sybille STEINBACHER und Bernd C. WAGNER (= Darstellungen und Quellen zur Geschichte von Auschwitz, Bd. 1). – München: K. G. Saur Verlag 2000. XII, 604 S.
- STEINBACHER, Sybille: **„Musterstadt" Auschwitz. Germanisierungspolitik und Judenmord in Ostoberschlesien** (= Darstellungen und Quellen zur Geschichte von Auschwitz, Bd. 2). – München: K. G. Saur Verlag 2000. 419 S.
- WAGNER, Bernd C.: **IG Auschwitz. Zwangsarbeit und Vernichtung von Häftlingen des Lagers Monowitz 1941–1945** (= Darstellungen und Quellen zur Geschichte von Auschwitz, Bd. 3). – München: K. G. Saur Verlag 2000. 378 S.
- **Ausbeutung, Vernichtung, Öffentlichkeit. Neue Studien zur nationalsozialistischen Lagerpolitik.** Hrsg. im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte von Norbert FREI, Sybille STEINBACHER und Bernd C. WAGNER (= Darstellungen und Quellen zur Geschichte von Auschwitz, Bd. 4). – München: K. G. Saur Verlag 2000. 335 S.
- **Sterbebücher von Auschwitz. Fragmente.** Hrsg. vom Staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau. Redaktion: Jerzy Dębski, Sibylle Goldmann, Halina Jastrzębska, Stephanie

Kreuzhage und Jan Parcer. Übersetzungen: Michael Jacobs, Georg Mayer und Jacek Pleśniarowicz. 3 Bde. – München, New Providence, London und Paris: K. G. Saur Verlag 1995. **Bd. 1: Berichte.** 317 S., 214 S. (Abb.). **Bd. 2: Namensverzeichnis A–L.** S. 1–751 (fortl. Pag.). **Bd. 3: Namensverzeichnis M–Z.** S. 755–1635 (fortl. Pag.)

- **Auschwitz 1940–1945. Studien zur Geschichte des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz.** Hrsg. von Wacław Długoborski und Franciszek Piper. Aus dem Polnischen von Jochen August. 5 Bde. – Oświęcim: Verlag des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau 1999. **Bd. 1:** Lasik, Aleksander, Franciszek Piper, Piotr Setkiewicz und Irena Strzelecka: **Aufbau und Struktur des Lagers.** 412 S. **Bd. 2:** Iwaszko, Tadeusz, Helena Kubica, Franciszek Piper, Irena Strzelecka und Andrzej Strzelecki: **Die Häftlinge. Existenzbedingungen, Arbeit und Tod.** 549 S. **Bd. 3:** Piper, Franciszek: **Vernichtung.** 316 S. **Bd. 4:** Świebocki, Henryk: **Widerstand.** 472 S. **Bd. 5:** Czech, Danuta, Aleksander Lasik, Stanisław Kłodziński und Andrzej Strzelecki: **Epilog.** 327 S.
- **Auschwitz. Nationalsozialistisches Vernichtungslager.** Redaktion: Franciszek Piper und Teresa Świebocka. – Oświęcim: Verlag des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau 1997. 491 S.
- **Sinti und Roma im KL Auschwitz-Birkenau 1943–1944 vor dem Hintergrund ihrer Verfolgung unter der Naziherrschaft.** Hrsg. von Wacław Długoborski. – Oświęcim: Verlag des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau 1998. 452 S.
- Piper, Franciszek: **Arbeitseinsatz der Häftlinge aus dem KL Auschwitz.** – Oświęcim: Verlag des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau 1995. 458 S.
- Strzelecki, Andrzej: **Endphase des KL Auschwitz. Evakuierung, Liquidierung und Befreiung des Lagers.** – Oświęcim: Verlag des Staatlichen Museums in Oświęcim-Brzezinka 1995. 388 S.
- **Architektur des Verbrechens. Das Gebäude der „Zentralen Sauna" im Konzentrationslager Auschwitz II-Birkenau.** – Oświęcim: Verlag des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau 2001. 224 S., Abb.
- **Vor der Auslöschung. Fotografien gefunden in Auschwitz.** 2 Bde. Hrsg. von Kersten Brandt, Hanno Loewy, Krystyna Oleksy. – Oświęcim: Verlag des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau 2001. **Bd. 1: Bildteil.** 496 S. **Bd. 2: Textteil.** 136 S.
- Liblau, Charles: **Die Kapos von Auschwitz.** – Oświęcim: Verlag des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau 1998. 147 S.
- Taubenschlag, Stanisław: **Als Jude im besetzten Polen.** – Oświęcim: Verlag des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau 2000. 168 S.
- Albin, Kazimierz: **Steckbrieflich gesucht.** – Oświęcim: Verlag des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau 2000. 374 S., Abb.
- **Inmitten des grauenvollen Verbrechens. Handschriften von Mitgliedern des Sonderkommandos.** – Oświęcim: Verlag des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau 1996. 287 S.
- **London wurde informiert. Berichte von Auschwitz-Flüchtlingen.** Hrsg. von Henryk Świebocki. Übersetzung Jörg Lüer. – Oświęcim: Verlag des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau 1997. 335 S.
- Pawełzczyńska, Anna: **Werte gegen Gewalt. Betrachtungen einer Soziologin über**

Auschwitz. Aus dem Polnischen von Jochen August. – Oświęcim: Verlag des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau 2001. 287 S.

- WESOŁOWSKA, Danuta: **Wörter aus der Hölle. Die „lagerszpracha" der Häftlinge von Auschwitz.** Aus dem Polnischen von Jochen August. – Kraków: Verlag Impuls 1998. 272 S.
- **Briefmarken – Zeichen des Gedenkens. Häftlingsbriefe aus dem KL Auschwitz und dem Leiden der Häftlinge gewidmete Philatelistica.** Bearb. von Jadwiga MATEJA. – Oświęcim: Verlag des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau 1995. 114 S.
- **Hefte von Auschwitz.** H. 19 (1995). H. 20 (1997). H. 21 (2000).

Jewish Questions – Communist Answers? On Secularization, Ethnicity, and Secondary Conversions

Eine Konferenz des Simon-Dubnow-Instituts vom 10. bis 13. November 2001 in Leipzig

Von François Guesnet

Einen neuen, unideologischen sowie historisierenden Zugang zu dem spezifischen Verhältnis ostmittel- und osteuropäischer Juden und Jüdinnen zur kommunistischen Bewegung und ihren Parteiungen zu finden war das Ziel der diesjährigen internationalen wissenschaftlichen Konferenz des Simon-Dubnow-Instituts. Dieses häufig in skandalisierender Absicht und stereotyp abgehandelte Thema sollte vor dem Hintergrund des Übergangs der multiethnischen Imperien in die ethnisch sich homogenisierenden Nationalstaaten nach 1918 neu entfaltet und interpretiert werden. Der historisierende Zugang intendierte, die bisherige analytische Engführung der Forschung, die sich im wesentlichen einer vor dem jeweiligen nationalen Hintergrund interpretierten Partizipation von Juden und Jüdinnen in den jeweiligen kommunistischen Parteien widmete, zu überwinden. In einer Kombination von komparatistischer Herangehensweise und biographischer wie kollektiv-biographischer Interpretation sollten Strukturen dieser Partizipation nicht lediglich auf diesen nationalen Kontext zurückgeführt, sondern der These nachgegangen werden, ob kommunistische Parteiungen ursprünglich vielmehr die Möglichkeit boten, jenseits von sich ethnisch verhärtenden Nationalismen und mittels eines die nationalen Fragen neutralisierenden „Internationalismus" die in Auflösung begriffenen Strukturen der übernationalen Imperien neu zu codieren und in marxistischen Termini zu rationalisieren.

Entsprechend begann die Tagung mit einer Sektion, in der das Erbe der multiethnischen Imperien im Zentrum der Aufmerksamkeit stand. Claudie Weill (Paris) stellte die Frage, ob übereinstimmende Strategien jüdischer Mitglieder der Führungsschicht der Bolschewiki in ihrer Selbstwahrnehmung als Juden festzustellen sind und auf diese Weise Rückschlüsse auf die Fragestellung der Konferenz zuließen. Sie ging in ihrem Beitrag von der Annahme aus, daß die untersuchte Gruppe – etwas über ein Dutzend jüdischer Bolschewiki, die ausreichend aussagekräftige Selbstzeugnisse hinterlassen haben – sich vor allem mit drei Komponenten ihrer Jüdischkeit auseinandersetzten: ihrem Namen, der eigenen – für sich selbst angenommenen respektive von außen postulierten – physiognomischen Erkennbarkeit und der Religion. Die autobiographischen Zeugnisse ergeben, so Weill, kein einheitliches Bild. So wiesen wohl einige der noch in der Zarenzeit angenommenen konspirativen Namen eine deutliche Tendenz auf, die jüdische Herkunft zu verdecken, es kann jedoch nicht festgestellt werden, daß eine solche Strategie auch nach 1917 typisch für jüdische Kommunisten gewesen wäre. Hingegen weise eine karikierende Pseudonymwahl wie Koserovic [Kaganovic] auf die Absicht hin, sich massiv von der eigenen jüdischen Herkunft abzugrenzen und sie deklaratorisch

zu verwerfen, ohne sie jedoch zu verleugnen. Viele der von Weill vorgestellten Beispiele machten deutlich, daß sich mit der Zugehörigkeit zur bolschewistischen Bewegung die Vorstellung verband, die die sozialen und politischen Verhältnisse vorprägenden nationalen Zugehörigkeiten endgültig zu überwinden. Gerade jene Anekdoten jedoch, die diese Überwindung zu beschreiben sich bemühten, belegen zunächst die außerordentliche Bedeutung dieser ethnischen und nationalen Vorprägung des politischen Raums in Rußland, von der auch die kommunistische Bewegung nicht frei blieb.

Feliks TYCH (Warschau) vermochte mit der Beschreibung der integrationistischen Konzepte Rosa Luxemburgs für die Judenheiten Europas Motive und Charakteristika ihrer Entscheidung zunächst für den Sozialismus und später für den Kommunismus deutlich zu machen. Luxemburg wuchs in einem aufgeklärten jüdischen Elternhaus in der polnischen Provinz auf, das ihr die Attraktivität der „allgemeinen" europäischen Kultur vermittelte, ohne die durch eine Juden feindlich gesinnte Umwelt gesetzten Grenzen überwinden zu können. In der polnischen Gesellschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts war die Konversion zu einer der christlichen Konfessionen kein „billet d'entrée" in die bürgerliche nichtjüdische Gesellschaft, so daß eine selbstemanzipative Entwicklung nur durch die Zugehörigkeit zu der einzigen politischen Bewegung, in der Juden und Jüdinnen eine Rolle spielen konnten, möglich erschien. Im Gegenzug verzichtete Rosa Luxemburg auf eine prominente Behandlung politischer Aspekte der jüdischen Existenz in jenen Gesellschaften, in denen sie sich engagierte: sei es das geteilte Polen, das zarische Rußland oder das wilhelminische Deutsche Reich. Tief geprägt von ihrer eigenen Wahrnehmung jüdischer Lebenswelt schien auch ihre Skepsis gegenüber den Möglichkeiten einer Integration der osteuropäischen Judenheiten, die nicht auf wesentliche Merkmale ihrer kulturellen Sonderheiten verzichteten. Ihre diesbezügliche Haltung befand sich im wesentlichen in Übereinstimmung mit den führenden Theoretikern der sozialdemokratischen Bewegung ihrer Zeit. In der Diskussion dieses Beitrags wurde die Frage aufgeworfen, inwiefern die nationalpolitischen Konzepte Luxemburgs – etwa die Stellung nationaler Minderheiten in den ihrer Erwartung nach entstehenden, multiethnischen kapitalistischen Staatswesen großer Ausdehnung – nicht als ein Echo der politischen Vorstellungen einer imperialen Judenheit gewertet werden können.

In einem Kommentar verwies Victoria POLLMANN (Hofheim/Taunus) auf die tief reichenden historischen Wurzeln der vor allem kirchlich geprägten Ablehnung einer Integration von Juden und Jüdinnen in die christliche Gesellschaft. Sie muß als entscheidendes Erklärungsmoment betrachtet werden, weshalb gerade in Polen mit seiner einflußreichen katholischen Tradition der Wunsch nach sozialer und kultureller Integration nicht über den Weg der Konversion zu erreichen war.

Die Biographien britischer Kommunisten der zwanziger und dreißiger Jahre, bei denen es sich in einigen prominenten Fällen um im ausgehenden Zarenreich sozialisierte Mitglieder der Bewegung handelte, machten deutlich, daß die migrationshistorische Dimension für die untersuchten Themenkomplexe von großer Bedeutung ist. Führende Vertreter der Bewegung wie Theodore Rothstein, Maxim Litvinov (der spätere sowjetischen Außenminister) oder Joe Fineberg entschieden sich der Darstellung von Ben GIDLEY (London) zufolge im Rahmen ihres Engagements für die Kommunistische

Partei als jener Strömung, die im Unterschied etwa zur British Socialist Party vollkommen darauf verzichtete, auf fremdenfeindliche und antisemitische Stereotypen zurückzugreifen. Auch spielte die in der – außerordentlich stark durch die Einwanderung aus dem östlichen Europa geprägten – englischen jüdischen Arbeiterbewegung prominente Forderung nach einer möglichst raschen und rückhaltlosen Akkulturation an „Englishness" und der Identifikation mit England hier kaum eine Rolle. Im Gegenteil – gerade Theodore Rothstein zeichnete sich in seinen Schriften durch eine gegenüber der internationalen Politik des Empire besonders kritische Haltung aus. Entsprechung groß war in diesem Milieu die Begeisterung für die Oktoberrevolution und die Bereitschaft, sich aktiv am Aufbau eines sozialistischen Staatswesens zu beteiligen – etwa 3000 russisch-jüdische Sozialisten remigrierten in die junge Sowjetunion.

Der Zeit zwischen den Weltkriegen und dem immer wieder zitierten Fallbeispiel Polen waren auch die Beiträge der zweiten Sektion gewidmet. Stephanie Zloch (Warschau) interpretierte die polnische Wahrnehmung der prominenten Parteinahme jüdischer Mitglieder der polnischen kommunistischen Partei als Schlüsselelement in der Entwicklung vom Stereotyp des „jüdischen Bolschewismus" [poln.: *żydokomuna*]. Sie konnte zeigen, daß für dieses in wesentlichen Bestandteilen bereits vorliegende Stereotyp die Parteinahme polnischer jüdischer Kommunisten auf Seiten der Sowjetunion im polnisch-sowjetischen Krieg eine Bestätigung und Verstärkung bedeutete. In der Diskussion wurde von Feliks Tych, Aleksander Smolar und Victor Karady darauf verwiesen, daß die „authentische Interessendivergenz" (Smolar) von Juden und Polen vor dem Hintergrund der Emanzipation der Juden in der Sowjetunion und der Bestrebungen nach polnischer Hegemonie im Zusammenhang mit der Neugründung des polnischen Staates in eine solche Analyse einbezogen werden müßte. Andere, nunmehr innerjüdische Gegensätze schienen im Beitrag von Gertrud Pickhan (Dresden) über die wichtigste Partei der jüdischen Arbeiterbewegung in Polen, dem Bund, auf. Die historiographische Wahrnehmung des linken Parteiflügels, der sogenannten *Tsveyer,* als kryptokommunistisch sei, so Pickhan, vom „Geist des Antikommunismus und des Kalten Krieges" geprägt. Sie interpretierte die ideologisch stärker am Konzept des proletarischen Internationalismus und der Freundschaft zur jungen Sowjetunion ausgerichtete Haltung als Ausdruck einer politischen Sozialisation, wie sie in ihrer Radikalität typisch für die politische Sozialisierung in den Kleinstädten Galiziens und der Grenzgebiete [der *kresy*] war. Eine Parallele fänden diese Gegensätze innerhalb der jüdischen Arbeiterbewegung auch in der zionistischen Bewegung in Polen. Hingegen sei die große Loyalität zu Institutionen und Werten der *Yidishkejt,* wie Pickhan sie für die *Tsveyer* am Beispiel Jakob Leszczynskis darstellte, mit der dogmatischen Zurückdrängung jüdischer kultureller und pädagogischer Einrichtungen in der Sowjetunion nicht vergleichbar. Gleichfalls der Jüdischkeit kommunistischer Juden widmete sich Jack Jacobs (New York) in seinen Überlegungen, welche handlungsleitenden Motive für prominente und weniger prominente jüdische Mitglieder der polnischen kommunistischen Partei (Isaac Deutscher, Hersh Mendel, Pinkus Minc und andere) bezüglich ihrer Entscheidung nachvollzogen werden können, die Parteilinie zu verlassen und zu Dissidenten zu werden – eine Entscheidung, die seiner Darstellung zufolge proportional mehr Juden als Nichtjuden trafen. Neben Faktoren der allgemeinen politischen

Entwicklung und insbesondere den Erfolgen der nationalsozialistischen Bewegung in Deutschland machte Jacobs klar, daß es sich bei diesen Formen der Dissidenz nicht um Re-Konversionen handelte, sondern vielmehr um Re-Orientierungen von Individuen, die sich vor und nach ihrer Mitgliedschaft in der kommunistischen Partei politisch für jüdische Belange eingesetzt hatten, und die somit nicht in die Kategorie der „non-Jewish Jews" (Isaac Deutscher) fielen. In der Diskussion wurde auf den wesentlichen Faktor der Schließung der *Evsekcja* in der Sowjetunion hingewiesen, die eine jüdische Dissidenz befördert haben dürfte (Gerd Koenen). Die dialektische Verknüpfung von Jüdischkeit und ihrer Negierung entwickelte Detlev CLAUSSEN (Hannover) schließlich anhand der Biographie und der Essays Isaac Deutschers. Dessen Begriffsprägung vom „non-Jewish Jew" kehrte als eines der Leitmotive der Konferenz in zahlreichen Beiträgen wieder. Hierunter verstand Deutscher solche Juden und Jüdinnen, die aus einer spezifisch jüdischen Tradition der Kritik und Distanzierungsfähigkeit sich eben von ihrer jüdischen Lebenswelt entfernen – ohne jedoch einen vollkommenen Bruch mit ihr zu beabsichtigen oder zu vollziehen. Insofern der nichtjüdische Jude „sein Judentum in ein universelles Zeichen der Nichtzugehörigkeit verwandelt", steht diese Form der Konversion „damit als Lebensgestus auch anderen offen" (Gerd Koenen). Die von Pickhan dargestellte politische Sozialisation der *Tsveyer* und die Auflehnung Deutschers gegen das chassidische Umfeld, in dem er aufwuchs, machten deutlich, daß innerjüdische Faktoren in ähnlichem Maße in einer Bewertung der Option für den Kommunismus zu berücksichtigen sind wie die These Claussens, daß „die permanente Revolution die jüdische Antwort auf das Leben in einer antisemitischen Gesellschaft" war.

In Zusammenarbeit mit dem Leipziger Polnischen Institut fand am Abend des ersten Konferenztages eine Diskussion zwischen Dan DINER, Feliks TYCH und Aleksander SMOLAR (Warschau) zum Thema „Mythos und Stereotyp im polnisch-jüdischen Verhältnis" statt. In seinem Eingangsstatement verwies Diner auf die Beobachtung, daß in der Vorstellungswelt vieler Juden paradoxerweise Polen in wesentlich größerem Ausmaß mit Antisemitismus in Verbindung gebracht werde als Deutschland. Diese stereotype Wahrnehmung sei, so erläuterte Tych, untrennbar mit den Ereignissen des Völkermords an den europäischen Juden verbunden. Der Mord auf polnischem Boden und die Zeugenschaft der gleichermaßen ohnmächtigen wie mehrheitlich gleichgültigen polnischen Bevölkerung wären durch eine historische Koinzidenz auf die vielleicht stärkste Konjunktur antisemitischer Agitation in der Zweiten Republik, wie sie für die zweite Hälfte der dreißiger Jahre konstatiert werden kann, gefolgt. Die moralischen Dilemmata für die polnische Wahrnehmung des polnisch-jüdischen Verhältnisses ergäben sich, wie die Debatte um die Massaker in Ostpolen 1941 – Jedwabne ist hier der bekannteste Tatort – zeige, aus der unauflöslichen Durchmischung von moralisch verwerflichem Verhalten, depravierender Kriegserfahrung und traumatisierender Verlust- und Schadenserfahrung zwischen 1939 und 1989. Smolar plädierte aufgrund der außerordentlichen Komplexität der historischen Rahmenbedingungen und der Kürze der Diskussion unter den Bedingungen einer zensurfreien Publikationstätigkeit in Polen für Geduld in der Aufarbeitung dieses Komplexes. Er verwies zudem darauf, daß es Polen in den vergangenen zehn Jahren gelungen sei, mit praktisch allen Nachbarn gute Verhältnisse zu entwikkeln, unabhängig von der teilweise starken Belastung der gemeinsamen Geschichte, daß

jedoch zwischen Polen und Juden ein „symbolischer Krieg" um die Geschichte geführt würde, der zunächst auf die Schwierigkeit zurückzuführen sei, daß es keine jüdischen Gesprächspartner gebe. Diese symbolische Auseinandersetzung müsse gleichermaßen um die polnische Täterschaft an Pogromen wie auch den „clash of interest" geführt werden, wie er in der Zeit der sowjetischen Besatzung 1939 bis 1941 zwischen Juden und Polen offenbar wurde. In der lebhaften Debatte wurde Übereinstimmung darüber erzielt, daß erst eine Diskussion unter zivilgesellschaftlichen Bedingungen, wie sie seit 1989/90 in Polen herrschen, tatsächliche Fortschritte in der Aufarbeitung der Geschichte möglich seien.

Den ersten umfassenderen Versuch, sich der Themenstellung der Konferenz theoretisch zu nähern, unternahm am folgenden Tag Victor KARADY (Paris/Budapest). Ausgehend von dem Befund einer spektakulären Überrepräsentation von Juden in der kommunistischen Bewegung Ungarns postulierte er zunächst, daß die Attraktivität dieser Bewegung für Juden und Jüdinnen nur aus Veränderungen innerhalb der jüdischen Gesellschaft und aus der Notwendigkeit heraus erklärt werden könne, Antworten auf „die Herausforderung der Moderne" zu finden. Hierbei unterstrich er, daß die kommunistische Antwort nur eine von vielen möglichen politischen Optionen war, die quantitativ weit hinter den Optionen Liberalismus, Sozialdemokratie, Zionismus oder Neo-Orthodoxie zurückblieb. Er hob hervor, daß es in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine politisch radikale Option nur auf der linken Seite des politischen Spektrums gegeben habe. Vier Faktoren spielten Karady zufolge in der Option für den Kommunismus die entscheidende Rolle. Die Zugehörigkeit zum Judentum sei insbesondere in Ostmittel- und Osteuropa eine „totale soziale Erfahrung" gewesen, die einen wesentlich höheren Loyalitätsdruck zu erzeugen im Stande war. Für einen Bruch mit diesem Umfeld mußte individuell ein hohes existentielles Risiko eingegangen werden, was sich in einer besonderen Entschiedenheit oder Radikalität in der jeweiligen politischen Option niederschlug. Dem umfassenden Charakter des Ursprungsumfelds wie auch der Feindseligkeit des nichtjüdischen Umfelds entsprach die Totalität des Bruchs, aus der sich wiederum eine besonders große Heilserwartung ergab. Diese Heilserwartung begünstigte nicht zuletzt den missionarischen Impetus, der aus den Assimilierten Assimilierende machte, und erklärt den großen Anteil von Übersetzern, intellektuellen Leitfiguren und Interpreten unter den jüdischen Kommunisten. Karady beschrieb die Dimension von Akkulturation und Metropolisierung im ausgehenden 19. Jahrhundert (jeder dritte ungarische Jude lebte vor dem Zweiten Weltkrieg in Budapest), nationaler Loyalität zum Magyarentum seit 1848, die abnehmende Plausibilität liberaler und nationaljüdischer Optionen in einem zunehmend autoritären Umfeld im Ungarn zwischen den Weltkriegen und schließlich die beruflichen Entwicklungsmöglichkeiten in der ungarischen Volksdemokratie als Elemente individueller Mobilität, die eine Option für den Kommunismus plausibel machten.

Die drei folgenden Beiträge widmeten sich den neuen Orientierungen osteuropäischer Juden und Jüdinnen nach der Katastrophe des Weltkriegs und des Völkermords. John BUNZL (Wien) führte anhand eines Dokuments aus dem Jahr 1947 die spezifischen Dilemmata „nichtjüdischer Juden", in diesem Fall führender Angehörigen der von Trotzki gegründeten IV. Internationale, angesichts der Konfrontation mit diesen Katastrophen

vor. In dem – bezüglich der Autorenschaft nicht identifizierten – Dokument wurde in Nachfolge Abraham Léons die „jüdische Frage" mit der Forderung nach Überwindung des Kapitalismus verknüpft. Angesichts der Katastrophe wurde diese Forderung aber erstmals als mit „den legitimen Bestrebungen der Juden auf Eigenstaatlichkeit (nationhood)" vereinbar gesehen. Eine außerordentlich starke politisch-kulturelle Anbindung einer Judenheit an ein Nachkriegsregime beschrieb Ivo GOLDSTEIN (Zagreb) für das Jugoslawien Titos. Die quasi vollständige Abwesenheit antisemitischer Tendenzen unter den jugoslawischen Partisanen in der Zeit des Kampfes gegen die deutsche Besatzung, die kontinuierliche Präsenz von Juden in hohen Parteifunktionen (so Moshe Pijade) wie auch, im Gegensatz zu den ostmitteleuropäischen Volksdemokratien, die Verhinderung antisemitischer Säuberungen schufen die Grundlage für eine außerordentlich große Loyalität der jugoslawischen jüdischen Gemeinde gegenüber dem Regime. Darüber hinaus unterstrich diese Gemeinde mit der freiwilligen (zeitweiligen) Auflösung getrennt jüdischer Organisationen und Gemeindeinstitutionen ihre Identifikation mit wesentlichen Elementen eines sozialistischen Staatswesens. Die hohe Emigrationsrate der Nachkriegsjahre (50 Prozent der jugoslawischen jüdischen Gemeinde oder 8000 Personen emigrierten im Verlauf der fünfziger und sechziger Jahre) zeigt jedoch auch, daß die Dankbarkeit gegenüber dem Regime die Attraktivität einer Existenz in der „freien Welt" nicht verringerte. Eine spezifische Verbindung jüdischer Kultur mit der kommunistischen Bewegung legte Gennady ESTRAIKH (Oxford) anhand sowjetischer Periodika in jiddischer Sprache in der Zeit des Kalten Krieges dar. Bei diesem Schrifttum (etwa das Moskauer „Sovetish heymland") handelte es sich, so Estraikh, um zentral gesteuerte Organe politischer Propaganda gegen Antisowjetismus bzw. -kommunismus und gegen „Abweichler", i.e. frühere jüdische Kommunisten, die in dissidente Gruppen oder nichtkommunistische Parteien übergegangen waren. Diese Organe hielten sich dogmatisch an die Linie der KPdSU und unterschieden sich hierin deutlich von der größeren Jüdischkeit der polnischen jiddischen Publikationen aus der benachbarten Volksrepublik – ein Unterschied, der nicht zuletzt im Begriff vom „polnischen Stil" *[nusekh poyln]* jiddischer Nachkriegspublizistik deutlich wird.

Zwei Lebensverläufe mit einem nur zeitweiligen Engagement in der kommunistischen Bewegung standen im Zentrum der folgenden Sektion. Zunächst näherte sich Leonid LUKS (Eichstätt) den mehrfachen Konversionen im Lebensverlauf des polnisch-jüdischen Schriftstellers Aleksander Wat (1900–1960) an. Die erste, zum Kommunismus, wurde wesentlich durch den universellen Charakter und sein Heilsversprechen motiviert, die als effektives Antidot zur eigenen, als belastend wahrgenommenen Wertelosigkeit betrachtet wurden. Die charismatischen Figuren der jungen Sowjetunion, insbesondere Lenin, wie auch der Status der Kommunisten als politische Parias der Zweiten Republik erhöhte die Attraktivität der Kommunistischen Partei Polens für Wat. Der Bruch mit der Partei, motiviert in erster Linie durch die Entwicklungen in der Sowjetunion, und der Gefahr durch die faschistischen und die nationalsozialistische Bewegungen zum Trotz, kam schon in den dreißiger Jahren. Auch Wat nahm das eigene Verlassen der Kommunistischen Partei als „Tür ins Nichts" (Manès Sperber) wahr. Seine zweite grundlegende Konversion, diesmal zum Katholizismus, vollzog Wat 1953 – wiederum ein Schritt, den er später als „geistiges Scheitern" interpretierte. Auch in der

Biographie von Shmuel Ettinger (1919–1988), einem der einflußreichsten Historiker Israels, war das Engagement für die kommunistische Bewegung zeitlich begrenzt. Wie Yaacov BARNAI (Haifa) ausführte, spielte für den Eintritt – kurz nach der Einwanderung nach Palästina – sowohl die sowjetische Schulerziehung, der Konflikt mit der Elterngeneration wie auch der überragende Einfluß der marxistischen Philosophie die größte Rolle. Ettinger engagierte sich in der jüdisch-palästinensischen Palestinishe Komunistishe Partei, die an der Hebräischen Universität unter dem Decknamen Ha'emet [Wahrheit] agitierte. Die Partei vertrat noch unter britischem Mandat eine harte antizionistische Linie, und eine von Ettingers Aufgaben bestand darin, die studentischen Gliederungen der linken zionistischen Bewegung zu infiltrieren, was ihm über Erwarten gut gelang, indem er über einen längeren Zeitraum als einer ihrer Vorstände fungierte. Ettingers spätere Wende zum entschiedenen Zionisten sei, so Barnai, vor dem Hintergrund des Mordes an den europäischen Juden, aber auch der Judenpolitik in der Sowjetunion der Nachkriegszeit zu verstehen. In einem persönlichen Kommentar erläuterte und ergänzte Arnold PAUCKER (London), der frühere Leiter des Leo-Baeck-Instituts in London, diese individualhistorische Perspektive. Für seine Generation, die in den dreißiger Jahren in Deutschland heranwuchs, speiste sich die Faszination der kommunistischen Bewegung für jüdische Jugendliche aus mehreren Quellen. Zunächst beeindruckte der entschlossene und versierte Widerstand gegen den wachsenden Einfluß des Nationalsozialismus und später dessen Herrschaft. Der Kampf der internationalen Brigaden im spanischen Bürgerkrieg und der Anteil der Kommunisten an ihm nahm Jugendliche, die von den Kämpfen innerhalb der Brigaden nichts wußten, für diese Bewegung ein. Nicht zuletzt konnten gerade durch das NS-Regime verfolgte Juden und Jüdinnen die „elementare Anständigkeit" vieler kommunistischer Parteiangehöriger erleben, die ihnen halfen. Dennoch kann kein Zweifel darüber bestehen, daß das Gros der überlebenden deutschen Judenheit seinen liberal-bürgerlichen Vorstellungen verbunden blieb und der Aufruf der DDR an die jüdischen Emigranten, am Aufbau des ersten Arbeiter- und Bauernstaats auf deutschem Boden teilzunehmen, nur bei einer sehr kleinen Gruppe auf ein positives Echo stieß.

In der Schlußsektion befaßten sich drei Beiträge mit den Antworten, die das kommunistische Regime in der sowjetisch besetzten Zone bzw. der DDR deutschen Juden auf ihre Fragen zu geben vermochte. Zunächst interpretierte Steven ASCHHEIM (Jerusalem) anhand der Tagebücher von Victor Klemperer die Motive dieses Dresdner liberalen Bildungsbürgers und Professors für Romanistik, nach dem Krieg der kommunistischen Partei beizutreten. Im Vordergrund standen hierbei persönliche Motive, vor allem die Sicherung der eigenen Existenz als Hochschullehrer. Den Hintergrund für diese Entscheidung bildete, so Aschheim, nicht nur die Verfolgungserfahrung in der Zeit der NS-Herrschaft, sondern auch die Mühsal des beruflichen Fortkommens zur Zeit der Weimarer Republik. Klemperer führte in seinen Tagebüchern nur wenige politische oder ideologische Argumente für seinen Beitritt an – so die Bedeutung der Sowjetunion am Sieg über Nazi-Deutschland oder die geringere „Verdorbenheit" der kommunistischen Staaten. Die eigene glühende Feindschaft gegen die zionistische Bewegung, die er noch in seinem Werk zur Sprache des Dritten Reiches (Lingua Tertii Imperii) zu pflegen vermochte, hatte er ohne größere Umwege aus seiner vorherigen Existenz als liberaler

deutscher Jude in das Interieur seiner politischen Vorstellungen als Mitglied der SED zu überführen vermocht. Hierin sei aber, so Aschheim, keine kommunistische Antwort auf eine spezifisch jüdische Frage zu erkennen. Die Ausnahmesituation des Krisenjahres 1953 bot, so Karin HARTEWIG (Erfurt), nach Jahren großer Verunsicherungen durch die Schauprozesse in mehreren der Volksdemokratien in der DDR lebenden jüdischen Kommunisten eine Gelegenheit der politischen Bewährung. Dies wird nicht zuletzt in der belletristischen Verarbeitung der Ereignisse vom 17. Juni durch Stefan Heym, Stefan Hermlin, Jurek Becker und andere deutlich. Hierin ist insofern eine spezifischer Konnex jüdischer Fragen und kommunistischer Antworten zu sehen, als die Ereignisse des Volksaufstands spontane Ängste und Erinnerungen an Pogrome und NS-Aufmärsche weckten. Hierbei habe es sich jedoch, so Hartewig, um eine eher affektive als reflektierte Verbundenheit mit der SED gehandelt, in deren Folge von einer erneuten Festigung der „roten Assimilation" gesprochen werden kann. Die ganze Komplexität des Verhältnisses jüdischer Fragen und kommunistischer Antworten entfaltete sich im abschließenden Vortrag von Bettina VÖLTER (Berlin), in dem sie die Ergebnisse einer mehrjährigen Studie zu politischen Motiven und Haltungen in drei Generationen einer jüdischen Familie in (Ost-)Deutschland präsentierte. Die kommunistische Option bot für die erste der untersuchten Generationen (geboren im ersten oder zweiten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts) die Möglichkeit, die Erfahrung und das Trauma der eigenen Ausgrenzung in der Zielvorstellung des Klassenkampfes zu transzendieren. Hierfür mußte die Signifikanz der eigenen Herkunft reduziert oder gar vollständig negiert werden. Die Erfahrung des Völkermords stellte diese Orientierung an einem radikalen Universalismus zumindest latent in Frage, verhinderte jedoch nicht die Identifikation mit dem seit den fünfziger Jahren hegemonialen antifaschistischen Diskurs der DDR. In seinem Rahmen konnte so etwa die eigene Verfolgungssituation als Kommunist/Kommunistin, nicht aber als Jude/Jüdin reflektiert werden. Eine solche Identifikation war nur unter Ausblendung der Erfahrungen mit dem stalinistischen Antisemitismus möglich, wie sie auch die Kindergeneration (geboren im Exil zwischen 1933 und 1945) fortführte. Für diese zweite wie auch die nachfolgende Generation (geboren nach 1961) geriet die kommunistische Orientierung nachgerade zum Bestandteil der primären Sozialisation. Diese mußte jedoch aufgrund der Zeitenwende von 1989 in hohem Maße in Frage gestellt werden. Insbesondere die Enkelgeneration griff in der Auseinandersetzung mit den beiden vorhergehenden Generationen wiederum auf das Judentum als Orientierungsangebot zurück, das ein latentes Identifikationsangebot der Familientradition geblieben war.

Dan Diner griff zu Beginn der Abschlußdiskussion das Leitmotiv der Konversion auf, das in einer Vielzahl von Vorträgen und Diskussionsbeiträgen eine prominente Rolle spielte. Die Option für den Kommunismus schloß, wie auch die Konversion im engeren Sinne des Übertritts von einer Religionsgemeinschaft oder Konfession in eine andere, einen Prozeß der Akkulturation ab. In den Diskussionen sei deutlich geworden, daß dieses Motiv der Akkulturation oder auch Assimilation einen geeigneteren Schlüssel für ein Verständnis dieser Option darstellt als etwa das der politischen Militanz. Auch sei deutlich geworden, daß die Option für den Kommunismus nicht nur ein numerisch ausgesprochen marginales Phänomen geblieben, sondern in einem großen Teil der

Fälle keine Option von Dauer gewesen sei. Zudem sei für viele Überlebende des Völkermords der Kommunismus eine Option gewesen, der Überdeterminierung der Zugehörigkeit zum jüdischen Volk zu entgehen. Nicht zur Sprache gekommen sei der Aspekt der individuellen Verantwortlichkeit für die Folgen, die sich aus der Entscheidung für den Kommunismus ergaben – waren doch die erheblichen, negativen Folgen der prominenten Zugehörigkeit von Juden und Jüdinnen in den kommunistischen Parteien für die unterschiedlichen Judenheiten absehbar. Die Teilnehmer der anschließenden Diskussion verwiesen auf die Spezifik und Signifikanz des Handelns eines jeglichen Mitglieds einer Minderheit für deren Status. Die großen kulturellen Unterschiede in den historischen Regionen Europas in bezug auf die Rolle von Nation und Religion erfordere, so wurde festgestellt, einen vorsichtigen Umgang mit dem Begriff der Konversion. Dieser scheine eher für das durch Konfessionalisierung geprägte West- und Mitteleuropa Anwendung finden zu können als in dem durch nationale Zugehörigkeiten durchformten Ostmittel- und Osteuropa. Die Erörterungen der Konferenz könnten sinnvoll in Richtung der geschlechterhistorischen Dimension politischer Optionen fortgeführt werden. Lutz Niethammer stellte fest, daß viele Beiträge auf der Konferenz der Brisanz der gestellten Fragen ausgewichen seien, um sich auf die einzelbiographische Dimension in spezifischen jüdischen Fragen und den Antworten der kommunistischen Bewegung hierauf zu beschränken. Es wurde darüber hinaus deutlich, daß die Spezifik der kommunistischen Ideologie und Machtpraxis in ihrer Gegensätzlichkeit zu anderen marxistischen oder sozialdemokratischen Strömungen weiter zu erörtern ist.

Neue Literatur

JACOBEIT, Wolfgang: **Von West nach Ost – und zurück. Autobiographisches eines Grenzgängers zwischen Tradition und Novation.** – Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot 2000. 298 S.

In der wachsenden Zahl autobiographischer Veröffentlichungen von Historikern der DDR – zu denken ist an die Bücher von Fuchs, Benser, Stoecker, Petzold, Klein – nimmt das Buch von Wolfgang Jacobeit eine besondere Stelle ein.

Jacobeit hatte, nach Anfängen 1939 bis 1941 in Leipzig und Königsberg, nach Kriegsende in Göttingen studiert, dort promoviert und kam erst 1956 in die DDR. Er war nie Mitglied der SED wie die zuvor Genannten und die große Mehrzahl der DDR-Historiker in der Akademie, den Universitäten oder den verschiedenen Partei-Instituten. Und er stand mit seiner Disziplin, der Volkskunde, immer etwas am Rande des offiziellen Geschichtsbetriebes, der von der politisch leitenden Instanz, der Abteilung Wissenschaften im ZK der SED, gelenkt wurde. Einen Grenzgänger nennt er sich und gibt damit das Stichwort zur Betrachtung seines durch bemerkenswerte wissenschaftliche Leistungen ausgezeichneten Lebensweges.

Um Grenzen nämlich ging es in diesem Leben nicht nur zwischen Tradition und Erneuerung, wie es im Untertitel heißt, sondern auch zwischen „Ost" und „West". Beide Grenzlagen aber waren auf komplizierte Weise miteinander verwoben, woraus eine Verschränkung entstand, die Leben und Wirken des Wolfgang Jacobeit eine eigene Farbe gibt.

Geboren 1921 in Naumburg, wuchs Jacobeit in einer durch scharfe Widersprüche geprägten Familie auf. Der Vater, Gymnasiallehrer, war zeit seines Lebens ein fanatischer Anhänger Ludendorffs und des besonders auch durch dessen Frau Mathilde verbreiteten völkischen Mystizismus – wütend zerriß er 1931, als Hitler sich mit Ludendorff überwarf, das Mitgliedsbuch der NSDAP, der er sich schon zu Beginn der zwanziger Jahre angeschlossen hatte. Der musisch interessierten Mutter, die ihre Karriere als Konzertsängerin aufgab, als sie heiratete, war diese Gedankenwelt ihres Mannes fremd. Der einzige Sohn stand ihr besonders nahe, abgestoßen durch die autoritäre, häufig demütigende Behandlung des Sohnes wie auch der Ehefrau durch den Vater.

Instinktiv, so beschreibt es Wolfgang Jacobeit, war er unter dem Einfluß des völkischen Chauvinismus des Vaters, der penetranten Verherrlichung deutschen Soldatentums, des grotesken Personenkults um „den Feldherrn" und der offensichtlichen Geschichtsklitterung Ludendorffscher Observanz zu antifaschistischen, pazifistischen Positionen gelangt. Das Kriegsende, den Sturz der faschistischen Diktatur, erlebte Jacobeit, wegen eines Hüftleidens zunächst freigestellt vom Wehrdienst und nach der Einziehung zur Wehrmacht von 1941 bis 1945 nicht an der Front, sondern als Funker im Hinterland eingesetzt, als Befreiung. In Göttingen nahm er 1945 das Studium der Geschichte wieder auf, wechselte aber bald zur Volkskunde, in die Disziplin, der er dann seine ganze Arbeitskraft widmete.

Will-Erich Peukert, ein vor 1945 kaltgestellter Gelehrter, hatte an der Georgia-Augusta-Universität den in der NS-Zeit von einem berüchtigten Rassen-Ideologen besetzten Lehrstuhl für Volkskunde übernommen. „Mit fliegenden Fahnen", so beschreibt es Jacobeit, habe er sich Peukert und seiner Schule der Volkskunde zugewandt, nachdem der nach neuen, weiterführenden Gedanken in Politik und Wissenschaft Suchende bei den Historikern – er schildert ihre Tätigkeit durchaus mit Respekt und Dankbarkeit – das nicht gefunden hatte, was er wichtig fand zur Orientierung in einer neuen Zeit. Der Übergang zur Volkskunde war kein Bruch mit der Geschichte. Was Jacobeit zu Peukert zog, war dessen Auffassung der Volkskunde als einer historischen Disziplin, die Einordnung der Volkskunde in den jeweiligen historischen Hintergrund, gesehen mit dem Schwerpunkt auf die Geschichte der „kleinen Leute". Schon 1931 hatte Peukert eine „Volkskunde des Proletariats" geschrieben und 1946 ein in der inneren Emigration der Nazizeit entstandenes Werk über „Die Große Wende. Das apokalyptische saeculum und Luther" veröffentlicht, eine Abhandlung über die Wende vom Mittelalter zur Neuzeit aus der Sicht des Volkes, der Bauern und des Gesindes, der Handwerker und der Krämer, aber auch des aufstrebenden Bürgertums und der humanistischen Gelehrten. Die Abgrenzung von der traditionellen Volkskunde mit ihrer ahistorischen Betrachtungsweise und der Tendenz zur folkloristischen Idyllik, nicht zu reden von der Diskreditierung des Faches in der Unterstützung

der völkischen Ideologie der NS-Zeit, unterstrich Peukert durch sein Interesse für Zeugnisse der materiellen Kultur, die Dinge des bäuerlichen, handwerklichen und manufakturellen Arbeitslebens. Aus diesem Bereich wählte Jacobeit das Thema seiner Dissertation über das für den landwirtschaftlichen Betrieb wichtige Anschirrgerät des Rindes, das Joch, seine Entwicklung, Alter und Verbreitung in Mitteleuropa.

Der promovierte Peukert-Schüler machte sich bald einen Namen durch kleinere Arbeiten, Beiträge auf Konferenzen u.ä., konnte aber keine feste Anstellung im bundesdeutschen Wissenschaftsbetrieb finden. So folgte er der Einladung von Wolfgang Steinitz, Direktor des Instituts für Volkskunde an der Akademie der Wissenschaften in Ostberlin und Vizepräsident dieser Akademie, zur Übersiedlung in die DDR und Arbeitsaufnahme in dessen Institut. Unermüdlich arbeitend, machte er Karriere in der DDR – in unterschiedlichen Zusammenhängen. Er blieb Mitarbeiter am Steinitz-Institut, das seine Selbständigkeit im Zuge der Akademiereform Ende der sechziger Jahre verlor, aber als Wissenschaftsbereich Bereich Kulturgeschichte/Volkskunde am neu gegründeten Zentralinstitut für Geschichte (ZIG) überlebte. Nach seiner Habilitation an der Humboldt-Universität 1961 war er nebenamtlich Lehrbeauftragter am Institut für Völkerkunde und deutsche Volkskunde der Humboldt-Universität, die ihn 1970 zum Honorarprofessor für Deutsche Volkskunde berief. 1972 schied er aus dem Dienst der Akademie aus und wurde Direktor des Museums für Volkskunde auf der Museumsinsel. Ende der siebziger Jahre berief ihn die Humboldt-Universität auf den Lehrstuhl für Volkskunde im Bereich Ethnographie der Universität. 1986, bei Erreichen der Altersgrenze, wurde er emeritiert. Ständig bemüht um wissenschaftliche Kontakte zur Volkskundlern anderer Länder, der Bundesrepublik vor allem, die für ihn nie Ausland war, besonders dann der Schweiz und Frankreichs, Ungarns, Polens und der Tschechoslowakei, aktiver Teilnehmer und Organisator von internationalen Tagungen, gewann er internationale Reputation, wurde 1970 Präsidiumsmitglied, 1972 Präsident der „Association Internationale des Musées d'Agriculture", war auch Mitglied der UNESCO-Kommission der DDR. Festschriften zu allen „runden" Geburtstagen seit dem sechzigsten, bestritten von renommierten Autoren der internationalen Fachwelt, zeugen von dem Respekt, den sich Jacobeit erworben hat. Titel einiger Arbeiten aus dem reichen Œuvre zeigen die Spannweite seiner Forschungen: „Schafhaltung und Schäfer in Zentraleuropa bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts", die Habilitationsschrift, erschien 1961 und erlebte eine zweite Auflage in den achtziger Jahren. 1965 veröffentlichte er seine Studie über „Bäuerliche Arbeit und Wirtschaft", eine wissenschaftsgeschichtliche Auseinandersetzung mit der Ignorierung dieser Zusammenhänge in der traditionellen Volkskunde. Bedeutend war sein Anteil als Initiator, erster Leiter und Mitarbeiter eines neuartigen Projekts der Volkskunde der DDR, der interdisziplinär angelegten Untersuchung von Kultur und Lebensweise werktätiger Klassen und Schichten der Magedeburger Börde vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart, die sich später zu einer mehrbändigen Darstellung ausweitete. Gemeinsam mit seiner Frau Sigrid erarbeitete Jacobeit, im Anschluß an das einschlägige große Werk Jürgen Kuczynskis, eine „Illustrierte Alltagsgeschichte des deutschen Volkes" von 1550 bis 1945. Die ersten beiden Bände erschienen in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre in der DDR, mit Lizenzausgaben in der Bundesrepublik und Österreich, der dritte 1995 in Münster. Ein Jahr zuvor war in Wien, mit herausgegeben von Jacobeit, der Band „Völkische Wissenschaft" erschienen, ein deutsch-deutsch-österreichisches Gemeinschaftswerk über den Mißbrauch der Volkskunde für die Ideologie der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Jacobeit hatte in der ersten Hälfte der achtziger Jahre zusammen mit österreichischen Kollegen das Konzept des Bandes entworfen, dessen Herausgabe zunächst im Akademie Verlag in Berlin vorgesehen war.

Grenzgängerschaft: die Eigenschaft ist evident im Schicksal der zuletzt erwähnten Arbeiten, sei es, daß das DDR-Ehepaar seine Alltagsgeschichte teils vor, teils nach der Zeitenwende von 1989/90 herausbrachte, sei es, daß ein wichtiges Projekt in DDR-Zeiten vorbereitet wird, mit Beteiligten aus Ost und West, und schließlich ebenfalls nach der „Wende" erscheint. Der Begriff bietet sich an zur Bestimmung bemerkenswerter Besonderheiten in dem ganzen, anschaulich und informativ erzählten Lebensbericht. Vorwiegend pragmatisch begründet war die Entscheidung, in der Mitte der fünfziger Jahre von Göttingen nach Ostberlin zu wechseln. Ihn lockte die feste Anstellung in einem angesehenen wissenschaftlichen Institut, nicht zuletzt die Persönlichkeit des neuen Direktors. Die Passagen über den menschlich wie politisch integren, wissenschaftlich auf vielen Gebieten bedeutenden Gelehrten Wolfgang Steinitz

gehören zu den besonders anrührenden in Jacobeits Buch. Beeinflußt durch die Tendenz einer kritischen Volkskunde, wie sie Peukert in Abgrenzung zur traditionellen Volkskunde vertrat, war Jacobeit in die DDR gegangen – und fand sich hier in einem Feld von Auseinandersetzungen über Sinn und Zweck von Volkskunde wieder, das dem, das er in der Bundesrepublik verlassen hatte, sehr ähnlich war.

Aufgebaut hatte Steinitz das Volkskunde-Institut der Akademie in Anknüpfung an eine volkskundliche Kommission, die Adolf Spamer an der Akademie, deren Mitglied er nach 1945 geworden war, begründet hatte. Dieser war, zwar nicht Mitglied der NSDAP, gleichwohl ein Vertreter einer der Nazi-Ideologie in vieler Hinsicht kompatiblen Volkskunde gewesen. In den „geistig-seelischen Äußerungen des Volksmenschen" hatte er den Gegenstand volkskundlicher Forschung erblickt. Einige Jahre hindurch lebte der Geist der Spamer-Schule, verfochten durch ehemalige Schüler und Mitarbeiter, noch fort. Der Marxist Steinitz setzte gegen diese Tendenz eine Linie durch, die entschieden auf Erneuerung setzte. Klassen und Schichten des werktätigen Volkes in ihrer historisch-gesellschaftlichen Gebundenheit waren für ihn die Träger der Volkskultur.

Jacobeit schloß sich der Linie Steinitz' an, unter dessen Direktorat (er starb 1967) es am Institut undogmatisch, kollegial und betont gesamtdeutsch orientiert zuging. Im Laufe der Jahre bildeten sich aber unterschiedliche Auffassungen im Gesamtkonzept von Volkskunde heraus. Einig in der Absetzung vom Spamerschen Erbe nahmen zwei Tendenzen Gestalt an: eine eher traditionelle, die, von der Literatur- und Sprachwissenschaft herkommend, den Akzent auf die geistige Kultur legte, eine zweite, historisch orientierte, die sich auf die materielle Kultur konzentrierte. Steinitz, der eher der ersteren Gruppe zuneigte, ließ jedoch die zweite, in der Jacobeit eine führende Rolle spielte, gewähren. Seine Autorität hielt das Institut zusammen. Nach seinem Tode verschärfte sich die Auseinandersetzung, in der es nicht nur um geistige oder materielle Kultur ging, sondern auch darum, ob man, wie die Traditionalisten wollten, sich auf die Untersuchung bäuerlicher Verhältnisse beschränken und zeitlich die Untersuchungen nur bis zum Ende des 18. Jahrhunderts führen sollte, oder, wie Jacobeit und seine Gruppe meinte, das 19. und 20. Jahrhundert mit einbeziehen, Leben und Arbeit nicht nur von Bauern und Handwerkern, sondern auch von Arbeitern erforschen solle.

Ähnliche Auseinandersetzungen gab es damals nicht nur in der DDR. Jacobeit spricht von einem konservativen und einem progressiven Flügel in der bundesdeutschen Volkskunde, letzterer repräsentiert besonders durch Hermann Bausinger, der damals die Fachbezeichnung Volkskunde an der Universität Tübingen ersetzte durch „Empirische Kulturwissenschaft". Konzeptionell dieser Tendenz verbunden, organisierte der von Jacobeit geleitete „Arbeitskreis 19./20. Jahrhundert" Ende 1967 in Bad Saarow eine internationale Konferenz über „Probleme und Methoden volkskundlicher Gegenwartsforschung". Es war eine für die DDR ungewöhnliche Veranstaltung. Zum einen durch die betont internationalistische Ausrichtung, quer durch das immer ausgeprägtere Lagerdenken der Zeit. Unter den etwa dreißig Teilnehmern befanden sich namhafte Volkskundler der „progressiven" Richtung der internationalen Volkskunde, neben Bausinger aus Tübingen Fachleute aus der Schweiz, Frankreich, Schweden, Polen, der ČSSR und Rumänien. Zum anderen durch die Konsequenz, mit der Jacobeit die Brüskierung von Institutskollegen in Kauf nahm, die er nicht einlud, weil er seine Kreise nicht durch die Einrede von Anhängern der „konservativen" Fraktion stören lassen wollte. Der Vorgang war um so bemerkenswerter, als die von dem parteilosen Jacobeit vertretene Linie damals in der DDR-Volkskunde eher eine Minderheitsposition war, gegen eine Mehrheit unterschiedlicher Couleur, unter ihnen auch namhafte Volkskundler, die der SED angehörten.

Interessante Aufschlüsse über die Entwicklung der Volkskunde als einer Disziplin der DDR-Gesellschaftswissenschaft sind zu gewinnen aus dem Bericht, den Jacobeit, stärker in der unmittelbaren Anschaulichkeit als in der Reflexion, über seinen Weg in dieser Entwicklung gibt. Er blieb bei seiner Linie, geriet dabei aber in widerspruchsvolle Konstellationen, am deutlichsten in Zusammenhang mit den grundstürzenden Veränderungen im Wissenschaftssystem der DDR durch die Akademiereform an der Wende von den sechziger zu den siebziger Jahren. Das Steinitz-Institut, von vielen als „bürgerliches" Relikt betrachtet, wurde, unter der Leitung eines fachfremden Historikers, als ein Wissenschaftsbereich dem neu konstituierten ZIG eingegliedert. Die Mehrheit der Volkskundler an der Akademie, „Bürgerliche" wie „Marxisten" (d. h. Mitglieder der SED), stand der Veränderung skeptisch bis ablehnend gegenüber. Man fürchtete um die Selbständigkeit des Faches und erblickte im Anschluß an das Zentralinstitut

eine zwangsweise Eingliederung in das rigide System der straff gelenkten marxistisch-leninistischen Geschichtswissenschaft mit seinen weitgehenden Forderungen nach politisch-ideologischer Konformität. Jacobeit sah das anders. Er begrüßte die Akademiereform, weil sie ihm Möglichkeiten eröffnete, mit größerem Nachdruck für Ziele arbeiten zu können, die er seit langem verfolgte: Historisierung der Volkskunde, Konzentration auf Zeugnisse der materiellen Kultur, Ausdehnung des Forschungsfeldes bis in die Gegenwart. In diesem Sinne war er zur Zusammenarbeit mit Historikern gerne bereit, beteiligte sich auch willig an der vom ZIG gestellten zentralen Aufgabe der Volkskundler, die von deren Mehrheit nur murrend übernommen wurde, der Ausarbeitung eines Abrißes der Geschichte von Kultur und Lebensweise der werktätigen Klassen und Schichten des deutschen Volkes vom 11. Jahrhundert bis 1945, der ein Beitrag sein sollte zur damaligen Hauptaufgabe der Historiker der DDR, der Ausarbeitung einer zehnbändigen deutschen Geschichte.

Bei alledem war er nicht blind für die Gefahren, die seiner Wissenschaft an der Akademie aus der Zwangsvereinigung mit den Historikern drohten. Vordergründige Politisierung, wie sie bei den Historikern weithin üblich war, lehnte er ab. Er hielt fest an seiner Wertschätzung progressiver westdeutscher Volkskundler, deren Arbeiten er gegen parteidoktrinäre Angriffe verteidigte und geriet politisch im neuen Institut allmählich an den Rand, beschuldigt einer nicht klassenmäßigen Einschätzung der bürgerlichen Wissenschaft. Hierarchische Auseinandersetzungen kamen hinzu; ein Parteimitglied wurde an seiner Stelle eingesetzt als stellvertretender Bereichsleiter. Er mußte weichen, weil er parteilos war, war aber gerade dadurch nicht nur schwach, sondern auch stark. Mit Maßnahmen der Parteidisziplin war ihm nicht beizukommen. Zugute kam ihm seine Position als Honorarprofessor an der Universität,wo man den kompetenten Fachmann schätzte und die Volkskunde eine relative Selbständigkeit bewahrt hatte So konnte er weiterer Zuspitzung im Institut aus dem Wege gehen und wechselte die Arbeitstelle, zunächst zum Museum für Volkskunde, bis er zum ordentlichen Professor an der Universität berufen wurde.

Die Geschichtswissenschaft der DDR war gekennzeichnet durch Gängelung und politische Instrumentalisierung. Die Aufzeichnungen Jacobeits sprechen davon und öffnen zugleich den Blick für Möglichkeiten ernsthafter wissenschaftlicher Arbeit, die es gleichwohl auch unter diesen Bedingungen gab. Es spricht für den Autor, daß er solches Verdienst nicht nur für sich in Anspruch nimmt – wenngleich man wünschte, er hätte deutlicher gemacht, daß auch qualifizierte Wissenschaftler der „Fraktion" der geistigen Kultur Leistungen von dauerndem Wert zustandegebracht haben. Nachdrücklich würdigt er aber die wissenschaftlichen Leistungen auch von Kollegen, Schülern und Freunden. Besonders eindrucksvoll gelungen ist das Porträt des sorbischen Volkskundlers Paul Nedo.

Fritz Klein

Die Sitzungsprotokolle des Magistrats der Stadt Berlin 1945/46. Teil I: 1945. Bearb. und eingel. von Dieter HANAUSKE (= Schriftenreihe des Landesarchivs Berlin, Bd. 2, T. 1). – Berlin: Berlin Verlag Arno Spitz 1995. 789 S.

Die Sitzungsprotokolle des Magistrats der Stadt Berlin 1945/46. Teil II: 1946. Bearb. und eingel. von Dieter HANAUSKE (= Schriftenreihe des Landesarchivs Berlin, Bd. 2, T. 2). – Berlin: Berlin Verlag Arno Spitz 1999. 1160 S.

„Den Vorgängen der Gegenwart kommt historische Bedeutung zu", mit diesen Worten verteidigte Karl Maron, KPD-Mitglied und seit Mai 1945 stellvertretender Oberbürgermeister Berlins, die Entscheidung, die Sitzungen des am 20. Mai 1945 erstmals nach dem Kriegsende zusammentretenden neuen Berliner Magistrats in Verlaufsprotokollen festzuhalten. Daß Maron hier richtig lag, ist jetzt in der von Dieter Hanauske überaus sorgfältig bearbeiteten Edition dieser Protokolle nachlesbar. Die zweibändige Publikation mit ihren zusammen fast 2000 Seiten präsentiert neben den Redebeiträgen aus den insgesamt 87 Arbeitssitzungen weitere Dokumente, wie z. B. Vorlagen für die Sitzungen, interne Lagebeurteilungen der Parteien und ähnliches. Kurzbiographien der wichtigsten Persönlichkeiten sowie zwei längere historische Einleitungen des Bearbeiters und ein Orts-, Personen- und Sachregister ergänzen die historischen Dokumente, so daß die Edition zusammengenommen weit mehr als eine bloße Quellensammlung darstellt. Sie führt vielmehr umfassend in eine politisch hochbrisante Zeit ein, die über die Folgen der bald darauf vollzogenen Vereinigung von SPD und KPD zur SED indirekt noch auf die heutigen politischen Konstellationen

in Berlin – was z. B. Optionen für SPD-PDS-Koalitionen anbelangt – nachwirkt.

Die Protokolle belegen aber auch mit großer Detailschärfe, daß die zunehmende politische Polarisierung erst nach und nach die Sachfragen beim Neuaufbau der Stadtverwaltung überlagerte, die in einer Zeit unermeßlicher Probleme in allen Bereichen des öffentlichen Lebens nicht mehr als ein „Notstandsmanagement" leisten konnte. Die Rangliste der drängendsten Probleme führten, jedenfalls gemessen am Diskussionsbedarf im Magistrat, die Ernährungsfrage und die Finanzprobleme an. Vor allem die Lebensmittelversorgung für eine rasch wieder anwachsende Einwohnerzahl – sie lag Ende 1946 schon wieder bei 3,2 Millionen – bereitete, angefangen von der Bereitstellung, die in den Händen der Alliierten lag, über den Transport bis zur Verteilung der Lebensmittel an die Bevölkerung mit Hilfe von Lebensmittelkarten vielfach kaum überwindbare Schwierigkeiten. Nicht zufällig entzündete sich an der Person des zuständigen Magistratsmitglieds, des CDU-Vorsitzenden Andreas Hermes, auch der erste große politische Konflikt innerhalb des Magistrats. An der Rekonstruktion dieses Konfliktes, in den auch die Besatzungsmächte in Gestalt des Oberkommandierenden der sowjetischen Truppen in Deutschland, Marschall Shukow, involviert waren und der schließlich am 23. Juli 1945 zum Rücktritt von Hermes führte, erweist sich beispielhaft der besondere dokumentarische Wert der Protokolle und die Qualität ihrer Kommentierung. Die scharfe Kritik der kommunistischen Mitglieder des pluralistisch zusammengesetzten, aber KPD-dominierten Magistrates, und die Verteidigung der CDU-Vertreter enthalten in der wörtlichen Wiedergabe eine besondere Mischung aus parteipolitischer Konfrontation und teilweise sachbezogener Argumentation im Interesse der politischen Stabilität in der Stadt. In den Fußnoten werden vom Bearbeiter Zusatzinformationen zur Biographie von Hermes sowie Auszüge aus weiteren brieflichen und autobiographischen Quellen geliefert und so die Vielfalt an Facetten der Affäre beleuchtet. Ähnlich umfassend läßt sich auch in den Magistratsdebatten um weitere neuralgische Punkten der Innenpolitik, wie z. B. der Schul- und der Religionsfrage, die Herausbildung der Grundformen der in den folgenden Jahrzehnten fest etablierten parteipolitischen Frontstellungen in der deutschen Innenpolitik studieren.

Aber auch zu den drängenden sozialen Fragen, zu denen neben dem Ernährungs- natürlich auch das Wohnungsproblem zählte, bietet die Dokumentation eine Fülle an Informationen. Wenn der kurzzeitige Oberbürgermeister, der parteilose Architekt und Bauingenieur Artur Werner, dem Magistrat im August 1945 von einem Beschluß des Bezirksamtes Neukölln berichtete, sämtliche Bäume im Bezirk fällen zu lassen, dann kam darin sowohl die unübersichtliche Nachrichtenlage zum Ausdruck – die Meldung erwies sich später als „Fehlalarm" – zugleich aber auch die Dimension der „Holznot". Einen interessanten Einblick in die Probleme dieser Übergangszeit und die Notwendigkeit, kommunale Verwaltungsarbeit teilweise mit im Nationalsozialismus etablierten Institutionen zu leisten, bietet die Kontroverse um das Verbot bzw. die Weiterarbeit der „Block-, Straßen- und Hausobleute", über die zunächst z. B. die Verteilung der Lebensmittelkarten, die Volkszählung oder auch die Impf-Aktion gegen Typhus liefen.

Der erste Berliner Nachkriegsmagistrat arbeitete nur eine relativ kurze Zeit. Im Mai 1945 etabliert, übergab er die Geschäfte bereits Anfang Dezember 1946 an den neuen Magistrat unter Führung des Sozialdemokraten Otto Ostrowski, der entsprechend den Mehrheitsverhältnissen in der aus den ersten Wahlen hervorgegangenen Stadtverordnetenversammlung gebildet worden war. Bald darauf fiel die Entscheidung, fortan nur noch Beschlußprotokolle von den Magistratssitzungen anzufertigen. Die hier editierten Quellen nehmen daher eine Sonderstellung in der Überlieferungsgeschichte der Nachkriegszeit ein und sollten von der Forschung als Impuls für eine seit längerem anstehende intensivere wissenschaftliche Durchdringung der neueren Berliner Verwaltungsgeschichte aufgenommen werden.

Christoph Bernhardt

ROCKER, Rudolf: **Nationalismus und Kultur.** Hrsg., Übersetzung des italienischen Prologs von 1958, Nachwort und Bibliographie von Heiner M. BECKER. Korr. und ergänzte Neuausgabe des zuerst 1949 u. d. T. „Die Entscheidung des Abendlandes" erschienenen Werkes. – Münster: Bibliothek Thélème 1999. 666 S.

Für die Neuausgabe von Rudolf Rockers *opus magnum*, das 1949 unter dem Titel „Die Entscheidung des Abendlandes" erschienen ist, muß man der Bibliothek Thélème gratulieren. Dieses große Werk kam auf Englisch übersetzt schon 1937 in

den USA heraus und wurde danach in vier anderen Sprachen veröffentlicht. Warum war das Interesse an diesem Buch so groß? Rocker legte in seinem Werk eine Deutung der abendländischen Kultur vor, die sich grundsätzlich von der Fortschrittsidee unterscheidet, die von der Aufklärung her das westliche Denken beeinflußt hat. Nach Rocker hat die Gründung der Nationalstaaten in der Neuzeit zu einem Niedergang der Kultur und der Sitten geführt und obendrein Völkerfeindschaft und brutale Kriegslust hervorgebracht.

Im Vorwort zur ersten deutschen Ausgabe drückt er seine Theorie in den folgenden Worten aus. „Ein geistloser Nationalismus, der alle natürlichen Bindungen des gemeinschaftlichen Kulturkreises grundsätzlich ignoriert, hat sich zur politischen Religion dieser neuesten Tyrannei im Gewande des totalitären Staates entwickelt und schätzt den Wert des Einzelwesens lediglich auf den Nutzen ein, der dem politischen Machtapparat daraus erwächst." Schon vor dem Ersten Weltkrieg und dann in den frühen 1920er Jahren, also Jahrzehnte vor dem Sieg des Nationalsozialismus, hat Rocker aus seiner anarchistischen Perspektive eine Deutung der neuzeitlichen Geschichte entwickelt, die das Entstehen des Totalitarismus nicht als einen Bruch mit der aufklärerischen Freiheitsbewegung darstellt, sondern eher als eine Entwicklung von Prinzipien, die in der Gründung der Nationalstaaten ihren Ursprung haben.

„Dort, wo Volk Masse wird", schreibt Rocker, „blüht der Weizen des großen Mannes, des anerkannten Herrenmenschen. Nur in Perioden gesellschaftlicher Zersetzung ist der Held imstande, den andren seinen guten Willen aufzudrängen und die Masse in das Joch seiner Eigenbestrebungen zu spannen."

Was also war grundsätzlich falsch an der Gründung der Nationalstaaten? Rocker vertritt hier eine Meinung, die in ähnlicher Weise von konservativen Denkern vorgetragen worden ist. Staatsgründung heißt Zentralisierung der Gesellschaft, die Auflösung der organisch gewachsenen, gemeinschaftlichen Regionen oder Provinzen, und die Einführung allgemein verpflichtender Werte und Gesetze, ohne Beziehung zu der historischen Entwicklungen in den einzelnen Gebieten. Rocker zeigt in ins Einzelne gehenden historischen Analysen, wie die Zentralisierung der Gesellschaft die sozialen Bindungen, die spontane Zusammenarbeit und die vielfachen Vernetzungen des gemeinsamen Lebens zerstört hat, ein Verlust, der zu einem wirtschaftlichen und kulturellen Niedergang geführt hat. Er meint auch zeigen zu können, daß die vom Versailler Vertrag gegründeten neuen osteuropäischen Staaten in den meisten Fällen von einer Elite regiert wurden, die soziale Ungerechtigkeiten nicht korrigierte und obendrein eine fremdenfeindliche Kultur förderte.

Allerdings will Rocker keineswegs zurück zur Feudalordnung. Er träumt von einer egalitären Gesellschaft, die sich von unten her, aus kleinen Gemeinschaften und deren Verschränkungen zusammensetzt, in der der Einzelne nicht einfach Staatsbürger ist, sondern sich in erster Linie eingebettet weiß in eine Gemeinschaft, für die er oder sie mitverantwortlich ist. In Rockers ausführlichen Darstellungen sehe ich zwei verschiedene Thesen, die getrennt voneinander untersucht werden müssen.

Die erste These, die heute bei vielen Soziologen Beachtung findet, verteidigt die schöpferische Funktion der Regionen in der Entwicklung von Wirtschaft und Kultur. Da die Zentralisierung des modernen Staates in vielen Ländern die Unterentwicklung gewisser Regionen hervorgebracht hat, haben sich oft regionale Protestbewegungen ausgegraben, die bald zu wirtschaftlichen und kulturellen Leistungen geführt haben. In der amerikanischen Soziologie, die sich für gesellschaftliche Entwicklung interessiert, spricht man heute von „social capital," ein Ausdruck, der mir zwar nicht gefällt, der aber doch nützlich ist, da er die Entwicklungsmöglichkeiten einer Region in der Vernetzung von menschlichen, beruflichen, sozialen und kooperativen Beziehungen sieht und daher die Schattenseite des Zentralstaates hervorhebt. Förderung einer Regionalkultur braucht daher nicht ein sentimentales oder romantisches Unterfangen zu sein; in vielen Fällen ist es eher ein Gesellschaftprojekt, das wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung fördert. Bekannt sind heute die Regionalbewegungen in Schottland, Quebec, Katalonien und im Baskenland. Ein gutes Beispiel für Rockers erste These wäre das wirtschaftliche und kulturelle Ringen in den ostdeutschen Gebieten, die durch die systematische Eingliederung in die Bundesrepublik ihr „social capital" zum großen Teil verloren haben.

Die zweite These Rockers, die mit der ersten nichts zu tun hat, ist die anarchistische Vorstellung, daß Macht von oben immer Unterdrückung ist und daher negative seelische und kulturelle Folgen hat für die Menschen, die gehorchen müssen. Doch Rockers Argumente überzeugen mich nicht. Ich halte mich lieber an die Sozialtheorie Hannah Arendts, die die Bedingungen beschreibt,

unter denen Macht über Menschen zur Unterdrückung wird. Macht über Mitglieder, einer Gesellschaft ist gut und notwendig, solange sie begründet ist in dem Willen der einzelnen Mitglieder ein gemeinsames Projekt zu unternehmen, d. h. solange die Macht der Obrigkeit von unten her getragen wird. Wenn die Regierungsmacht sich von der Basis trennt, so Hannah Arendt, wird sie zur Unterdrückung.

Im Zeitalter der Globalisierung des „freien" Marktes ist eine radikale Kritik des Staates wenig überzeugend. Im Gegenteil, die meisten kritischdenkenden Menschen hoffen eher, daß der Staat die Gesellschaft und ihre Kultur gegen die Überwältigung durch den Markt und die Gesetze des internationalen Wettbewerbs schützt.

Rockers zweite These wird viele Leser nicht überzeugen. Sie werden trotzdem mit Interesse lesen, wie Rocker diese These benutzt, um Einsichten zu gewinnen in die Philosophie der westlichen Welt und ihren Einfluß auf den Gang der Geschichte. Rocker befragt die großen Philosophen, wie sie Obrigkeit und Gehorsam verstehen. Ihre Gedanken über Geist und Welt interessieren ihn aber nur im Hinblick auf ihre Soziallehre. Rechtfertigen ihre Gedanken die regierenden Mächte? Diese Frage führt Rocker zu einer ungewöhnliche Deutung der Philosophen. Er legt Zitate dieser Denker vor, die wenig bekannt sind und ein neues Licht auf ihre Werke werfen.

Die neue Ausgabe von Rockers Studie unter dem passenderen Titel „Nationalismus und Kultur" enthält zusätzlich sein Nachwort zur zweiten amerikanischen Ausgabe, sein Vorwort zur italienischen Uebersetzung und einen Aufsatz von Heiner Becker über Rockers erstaunlichen Lebensweg. Der Leser sollte vielleicht mit Beckers Aufsatz anfangen. Dieses gelehrte Buch eines Autodidakten ist eine spannende Lektüre auch für Leser, die vom Anarcho-Syndikalismus nicht überzeugt sind. Es wird viel dazu beitragen, daß der begabte und friedensliebende Rudolf Rocker nicht aus dem Gedächtnis der Deutschen verschwindet.

Warum sollen wir uns an diesen Mann erinnern? Er war ein großer Moralist, der aus Leidenschaft für die Gerechtigkeit und aus Liebe zu den Mitmenschen die real-existierenden kapitalischen und sozialistischen Gesellschaften nicht akzeptieren wollte, sondern im Glauben an das Gute, das in den einfachen Menschen steckt, sich unter großen persönlichen Opfern einsetzte für die Erneuerung der Gesellschaft von unter her, und zwar gewaltlos, durch schöpferisches kooperatives Handeln.

Woher kommt dieser Glaube an den Menschen? Mit dem berühmten Anarchisten Peter Kropotkin war Rudolf Rocker davon überzeugt, es sei heute wissenschaftlich bewiesen, daß der Mensch von der Natur her auf Zusammenarbeit und Solidarität angelegt ist, – also nicht, wie Darwin einst meinte, auf den Überlebenskampf. Auch der junge Marx glaubte ja, daß der Mensch „ein Gattungswesen" sei, d. h., daß sich der Einzelne von Natur aus für das Wohl der ganzen Gattung einsetze und sich darin von den Tieren unterscheide. Für die genannten Autoren war das ein Standpunkt, der sich nicht nur gegen den weit verbreiteten Utilitarismus wendete, sondern auch gegen die christliche Lehre von der Sündhaftigkeit des Menschen. Böse wird der Mensch erst durch Anstalten, die ihn unterdrücken. In Nordamerika sind die Gefängnisse gestopft voll. Sind dort böse Menschen versammelt? Oder befinden sind dort Menschen, die von einer bösen Welt verwundet wurden? Ich kannte einen jüdischen Arbeiter aus Polen, der seinen Glauben an den Menschen auch nach seine Befreiung aus dem Todeslager Auschwitz nicht verloren hatte. Im Lager, so erzählte er mir, schaute er auf die kalten, verbissenen Gesichter der deutschen Bewachungssoldaten und fragte sich, was diese Menschen wohl erlebt haben müßten, um so unberührt von dem Leiden anderer zu sein.

Rockers Glaube an den Menschen ist eindrucksvoll. Dieser Glaube ist heute in veränderter Form in die christliche Befreiungstheologie eingegangen, die Sünde in erster Linie als Unterdrükkung definiert und die jeden Menschen ansieht als von Gott berufen und befähigt, sich gemeinsam mit anderen für die Emanzipation aller Unterdrückten einzusetzen.

Gregory Baum

SCHMEITZNER, Mike: **Alfred Fellisch 1884–1973. Eine politische Biographie** (= Geschichte und Politik in Sachsen, Bd. 12). – Köln, Weimar und Wien: Böhlau Verlag 2000. 548 S.

SCHOBER, Volker: **Der junge Kurt Schumacher 1895–1933** (= Politik – und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 53). – Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 2000. 503 S.

Die zwei zu besprechenden Bücher weisen einige bedeutende Gemeinsamkeiten auf. Beide Werke sind überarbeitete Fassungen von Dissertationen,

und die Verfasser beschäftigen sich mit sozialdemokratischen Politikern. Bei beiden Bänden handelt es sich um politische Biographien, bei der Arbeit von Schober um eine Teilbiographie. Schließlich gilt auch für beide Autoren, daß sie Licht in Bereiche der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie gebracht haben, die bisher von der Forschung nicht erhellt worden sind. Trotz dieser Gemeinsamkeiten haben Schmeitzner und Schober zwei sehr unterschiedliche Bücher geschrieben, was vor allem auf ein unterschiedliches Verständnis des Begriffs der „politischen Biographie" zurückzuführen sein dürfte.

Schmeitzner geht in der Einleitung zu seinem Buch über den sächsischen Politiker Alfred Fellisch ausführlich auf das Verhältnis von Strukturgeschichte und politischer Biographie seit den sechziger Jahren sowie auf neuere Tendenzen im Bereich des Genres der „politischen Biographie" ein. Er zitiert – wie übrigens zahlreiche andere Autoren politischer Biographien – Hagen Schulze, der den zentralen Wert der biographischen Darstellung darin sieht, die negativen Tendenzen der strukturgeschichtlichen Darstellung, die vor allem darin bestehe, „Geschichte als Wirkung bestimmender Umstände, also weitgehend determiniert, zu erfassen und damit der Gefahr des Fatalismus zu verfallen",[1] auszugleichen. Erst durch die biographische Darstellung könne die individuelle Handlungs- und Entscheidungsfreiheit „inmitten der strukturellen Zwänge" aufgedeckt werden. Schmeitzner differenziert zwischen drei Formen der politischen Biographie: erstens dem Personalisierungskonzept, der Darstellung herausragender Persönlichkeiten, zweitens dem Personifizierungs- oder Repräsentationskonzept, das sich auf die Darstellung repräsentativer bzw. durchschnittlicher Personen konzentriere, und schließlich drittens der Gruppenbiographie. Seine Biographie Alfred Fellischs beschreibt er als Mischung der ersten beide Konzepte, da Fellisch zwar zeitweise eine herausragende politische Rolle in Sachsen gespielt habe, seine Biographie ansonsten aber eher repräsentative Züge trage. Das Ziel der Arbeit sei, die Überzeugungen, Prägungen und Leitbilder des Protagonisten sowie dessen individuelle Erkenntnis- und Wandlungsfähigkeit vor einem ungewöhnlich langen temporären und politischen Hintergrund herauszuarbeiten.

Alfred Fellisch war in der Tat ein Politiker, der nur für kurze Zeit eine herausragende Rolle gespielt hat, ansonsten eher von regionalem bzw. lokalem Interesse war. Fellisch hatte bis 1918 die typische Entwicklung eines sozialdemokratischen Politikers durchlaufen: 1912/13 hatte er an einem Kurs an der zentralen Parteischule in Berlin teilgenommen, war ab Mai 1913 Mitarbeiter der Chemnitzer „Volksstimme", wo er einen engen Kontakt zu Ernst Heilmann entwickelte, und wurde im März 1918 schließlich Abgeordneter des sächsischen Landtags. Innerparteilich war er bis dahin ein Vertreter der revisionistischen Linie.

Nach der Revolution wandelte sich Fellisch vom Vertreter der rechtssozialistischen Linie zum Führer der linken, klassenkämpferischen „Chemnitzer Richtung" innerhalb der sächsischen Sozialdemokratie. Diese vertrat ab 1920 die Mehrheitsmeinung und war in den folgenden knapp vier Jahren für das „linksrepublikanische Projekt" in Sachsen verantwortlich, das eine die Republik unterstützende, bürgerliche Parteien bewußt ausschließende, sozialistische Politik betrieb, die die Tolerierung durch die KPD in Kauf nahm und – ab März 1923 – eine Koalition mit derselben auf Landesebene bildete. Fellisch erreichte den Höhepunkt seiner politischen Karriere, als er von Ende Oktober 1923 bis Anfang Januar 1924 Ministerpräsident Sachsens war. Die „Chemnitzer Richtung" verlor schon im Februar 1923 die Meinungsführerschaft in der sächsischen SPD, nachdem sie sich überraschenderweise für eine Koalition mit der DDP ausgesprochen hatte, was aber von der Mehrheit der Delegierten auf einer Landesversammlung abgelehnt wurde.

Fellisch blieb nach seinem Rücktritt als Ministerpräsident noch zwei weitere Jahre lang Abgeordneter im Landtag. Dort nahm er zeitweilig eine Mittelposition in seiner Fraktion ein, wurde schließlich zum Sachwalter einer großen Koalition aus SPD, DDP und DVP. Dies war nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß er ab 1924 die Funktion des Amtshauptmanns des ländlich geprägten Großenhain wahrnahm. Die Identifizierung mit den landwirtschaftlichen Interessen und deren sozialökonomischen Trägern ging schließlich soweit, daß Fellisch 1931 aus der SPD austrat.

Während der Zeit des „Dritten Reiches" zog sich Fellisch völlig ins Private zurück. Die Darstellung dieser Phase von Fellischs Leben umfaßt gerade sechs (!) Seiten im Gegensatz zu über 300 Seiten, auf denen sich Schmeitzner mit dessen Wirken in der Weimarer Republik beschäftigt. Dieses starke Ungleichgewicht bleibt auch dann ein kleiner Makel, wenn man in Betracht zieht, daß Fellisch sich in dieser Zeit nicht politisch betätigt hat.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges erlebte Fellisch eine zweite Karriere als Landespolitiker

in Sachsen. Ab November 1945 Landrat in Annaberg, von Mai 1946 bis April 1948 Staatssekretär im sächsischen Wirtschaftsministerium und schließlich für wenige Monate sächsischer Wirtschaftsminister: dies sind die Schritte Fellischs nach oben auf der Karriereleiter. Danach folgten Tätigkeiten als Direktor der Sächsischen Landesbibliothek, als Funktionär des „Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands" und schließlich als Stadtverordneter in Radebeul. Fellisch sah in der Zeit zwischen Mai 1945 und 1949 die Chance, die Ziele, für die sich Anfang der zwanziger Jahre die „Chemnitzer Richtung" bereits eingesetzt hatte – Säuberung der Verwaltung, sozialistische Umgestaltung der Wirtschaft usw. –, zu verwirklichen. Die durchgeführten Reformen in der Sowjetischen Besatzungszone empfand er als nachholende Revolution. Dieser kurzen Phase folgte aber die Ernüchterung, ohne schon zum Bruch mit dem politischen System der DDR zu führen. Fellisch zeigte eine grundsätzliche Anpassungsbereitschaft, bewahrte sich aber, so Schmeitzner, eine tolerante, sozialdemokratische Haltung in den fünfziger und sechziger Jahren. Gegen Ende seines Lebens entwickelte er eine enge Verbundenheit zur von Willy Brandt geführten westdeutschen SPD und bezeichnete die Verschmelzung von SPD und KPD im Jahre 1946 als schweren historischen Fehler.

Die mehrfachen Wechsel in der politischen Grundausrichtung seines Protagonisten erklärt Schmeitzner mit einem individuellen und einem allgemeinen Motiv. Zum einen habe Fellisch in seiner Jugendzeit eine disparate Prägung erfahren, die sowohl den reformerisch-lassalleanischen Handlungsimpuls als auch den sozialistischen Utopieentwurf parteimarxistischer Provenienz umfaßt habe. Zum anderen entspreche Fellisch einer spezifisch sächsisch-mitteldeutschen Anfälligkeit gegenüber autoritären, ja sogar totalitären Sozialismus-Modellen.

Der Triumphzug der „Chemnitzer Richtung" und Fellischs als Führer dieser Richtung wird von Schmeitzner ausführlich beschrieben. Die Entwicklung dieser Richtung ab 1919, die Gründe dafür, die Konzeption, die Bedeutung auf nationaler Ebene – all dies wird detailliert und in beeindruckender Art und Weise behandelt. Die Darstellung Schmeitzners über die, wie er schreibt, „Selbstausschaltung" Fellischs im Februar/März 1923 (Kapitel III.6) erscheint allerdings ein wenig knapp, unklar und nur schwer nachvollziehbar. Betrachtet man weiter den Aufbau und den Verlauf der Arbeit, so stellt man fest, daß die Hauptfigur stellenweise deutlich in den Hintergrund gerät. Dies ist vor allem in den Kapiteln II und III der Fall, und der Leser hat manches Mal den Eindruck, eine Monographie über die Geschichte der „Chemnitzer Richtung" in der Hand zu halten.

Trotz dieser Einschränkungen ist es das Verdienst des Verfassers, ein Konzept vorgestellt zu haben, das phasenweise als ein Ausweg aus dem Dilemma der Weimarer Sozialdemokratie erschien, aufgrund mangelnder Mehrheiten Koalitionen mit bürgerlichen Parteien eingehen zu müssen, um überhaupt Gestaltungsmacht zu besitzen, wodurch aber unweigerlich der Handlungsspielraum für sozialistische Politik eingeschränkt und das Verhältnis von Parteiführung und Basis erschüttert werden mußte. Der Autor hat damit den Blick auf eine Richtung innerhalb der Weimarer Sozialdemokratie gerichtet, deren Wirken in der gegenwärtigen Forschung oft als von vornherein zum Scheitern verurteilt beschrieben wird. Schmeitzner aber belegt, daß die genauere Beschäftigung mit der linken Minderheit innerhalb der SPD, vor allem in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre, ein lohnenswertes Unterfangen ist.

Das Buch von Volker Schober unterscheidet sich, trotz der eingangs beschriebenen Gemeinsamkeiten, deutlich von dem Werk Schmeitzners. Die Arbeit über den jungen Kurt Schumacher in der Zeit von seiner Geburt bis zur Machtergreifung der Nazis 1933 entspricht dem Personalisierungskonzept, d. h., der Protagonist steht in dieser Darstellung absolut im Vordergrund. Ziel des Verfassers dieser Arbeit ist es, die Ursprünge der politischen Biographie des sowohl innerparteilich unangreifbaren als auch außerhalb der Partei von allen Seiten anerkannten Führers der deutschen Sozialdemokratie nach 1945 herauszuarbeiten, um einen Beitrag zur Erklärung dieses gar nicht selbstverständlichen Phänomens zu leisten. Dieses Ziel, so viel soll bereits gesagt sein, hat der Autor in beeindruckender Weise erreicht. Auf der Basis völlig neuer Quellen – er hat z. B. Dokumente in polnischen Archiven gefunden und erstmals die publizistische Tätigkeit Schumachers für das Stuttgarter Parteiblatt „Schwäbische Tagwacht" systematisch ausgewertet – ist es Schober gelungen, die Anfänge des Politikers Schumacher darzustellen. Jeder Wissenschaftler, der sich in der Zukunft mit Schumacher auseinandersetzt, wird dieses Buch in die Hand nehmen müssen.

Schober macht deutlich, daß Schumachers ideologisches Weltbild schon früh geformt war. Als Fünfzehnjähriger hatte er begonnen, die revisionistischen „Sozialistischen Monatshefte" zu

abonnieren, daneben las er vor allem Schriften von Eduard Bernstein. Dies brachte, so Schober, Schumacher zu zwei wesentlichen Erkenntnissen. Zum einen erfuhr er, daß ein Revisionist nicht notwendigerweise ein Antimarxist sein mußte, zum anderen übernahm er die Auffassung, daß nicht jedes Marx-Wort auf die Goldwaage gelegt werden, sondern die Parteitheorie auf die jeweilige Entwicklung reagieren müsse. Während des Ersten Weltkrieges nahm seine Kritik am offiziellen Kurs der Partei zu, nach der Revolution dann orientierte er sich am Neumarxismus der Haenisch-Cunow-Lensch-Gruppe, von dem ihm vor allem die Einsicht Heinrich Cunows überzeugte, daß die Arbeiter nicht nur in ihrer Klasse, sondern auch in einer Gesellschaft und einem Staat lebten. Ab 1920 bekannte Schumacher sich zur parlamentarisch verfaßten, demokratischen Republik. Früh bildete sich auch das Verhaltensmuster aus, Zweifel und Kritik zu äußern, dann jedoch Mehrheitsbeschlüsse der Partei nach außen loyal zu vertreten. Die Partei war das Zuhause, aus dem man nicht einfach austrat.

An zahlreichen Punkten gelingt es Schober nachzuweisen, daß Einstellungen und Positionen Schumachers in der SPD nach 1945 auf Überzeugungen basierten, die sich schon früh, teils in der Jugend, teils während des politischen Engagements in der Weimarer Republik herausgebildet hatten.

Seine Einstellung zu Polen z. B. war wesentlich durch persönliche Erfahrungen geprägt. Schumacher war in Culm aufgewachsen, einer Stadt nahe der damaligen deutsch-russischen Grenze, in der der Gegensatz zwischen deutscher und polnischer Bevölkerung tagtäglich präsent war. In der Schule lernte Schumacher viele polnische Freunde kennen und zu Beginn des Ersten Weltkrieges erlebte er, wie Deutsche und Polen zusammen in der Hoffnung auf einen friedlichen deutsch-polnischen Ausgleich nach dem Krieg gegen den gemeinsamen Feind zogen. Aufgrund dieser Erfahrungen und trotz des persönlichen Erlebens der deutsch-polnischen Auseinandersetzungen in Culm im Sommer 1919 zählte Schumacher zu den wenigen in seiner Partei, die früh auf die Revision der deutsch-polnischen Grenzen verzichteten. Hier wie auch bei seiner Einstellung zu Frankreich setzte er auf eine langfristige Politik der Vernunft anstelle von negativen Emotionen. Auch die strikte Ablehnung jeglicher Bündnispolitik nach 1945 hatte seinen Ursprung in der Weimarer Republik. Er unterstützte zwar die Erfüllungspolitik, lehnte jedoch jedes wie auch immer geartete Bündnis ab, da er Deutschland als zu schwach betrachtete, um seinen Willen gegenüber den Verbündeten durchzusetzen, und es so lediglich ein Werkzeug in deren Hände sein würde.

Ein weiteres Beispiel für die frühe Prägung der wesentlichen Politikinhalte Schumachers war sein Verhältnis zum Unitarismus. Der Schumacher, der während der Debatte um die Ausgestaltung des Grundgesetzes 1949 vehement für einen starken Zentralstaat plädiert hatte, war schon in der Weimarer Zeit ein Verfechter staatlicher Einheitsbestrebungen. Er wollte die Länder entpolitisieren, um einerseits dem Reich, andererseits den Kommunen die entscheidenden Kompetenzen zu geben, um dadurch zu einem größeren Maß an Volkssouveränität zu gelangen.

Schließlich sei ein weiteres Beispiel für die Kontinuität der politischen Vorstellungen Schumachers erwähnt: seine Einstellung zu den Kommunisten. Seit Beginn seiner politischen Tätigkeit in Stuttgart war Schumacher Zielscheibe der übelsten Beschimpfungen und Beleidigungen seitens der Kommunisten. Schumacher selber hielt sich bei der Beurteilung der Kommunisten nicht zurück. Er setzte sie mit den Nationalsozialisten auf eine Stufe und lehnte es ab, von der KPD als einer deutschen Partei zu sprechen, da deren Politik in seinen Augen von Moskau gelenkt wurde. Daß sich diese Meinung nach 1945 nicht geändert hatte, machte Schumacher deutlich, als er 1945 die Vereinigung von KPD und SPD in den Westzonen verhinderte.

Neben der Darstellung der vielen Kontinuitätslinien, die die zwei Phasen des politischen Engagements Schumachers miteinander verbinden, überzeugt die sowohl inhaltliche als auch stilistisch gute Beschreibung des rasanten Aufstiegs Schumachers in der Hierarchie seiner Partei. Beginnend mit Schumachers erster Tätigkeit für die Partei als Redakteur der „Schwäbischen Tagwacht" in Stuttgart, schildert Schober die Karriere Schumachers, die schon vier Jahre später mit der Wahl in den württembergischen Landtag einen vorläufigen Gipfel erreichte.

Nicht zuletzt aufgrund seines Talents als Redner, der die Massen begeistern und für sich gewinnen konnte, baute Schumacher seine Machtposition in der Stuttgarter und dann in der Württembergischen SPD in den folgenden Jahren stetig aus. Schon 1928 verpaßte Schumacher nur um wenige tausend Stimmen die Wahl in den Reichstag, die ihm schließlich im Jahre 1930 gelang. Dort wurde er schon bald in den Vorstand der Reichstagsfraktion seiner Partei gewählt. Den größten

persönlichen Erfolg in diesen Jahren erzielte er mit seiner berühmten, gegen die Nationalsozialisten gerichteten „Schweinehund"-Rede im Februar 1932, die übrigens seine einzige Rede vor dem Plenum des Reichstages blieb.

Daß Schumacher zum Zeitpunkt der nationalsozialistischen Machtübernahme zu den reichsweit führenden SPD-Politikern gehörte, belegt Schober durch den Nachweis, daß Schumacher wichtige Passagen der Rede Otto Wels' vom 23. März 1933, in der dieser für die SPD das Ermächtigungsgesetz ablehnte, mitformuliert hat. Schumacher machte sich keinerlei Illusionen über die Zukunft. Es gehe nur noch darum, so zitiert Schober eine Äußerung Schumachers gegenüber Ernst Lemmer vom Mai/Juni 1933, das politische Erbrecht für die Zeit nach der Verfolgung zu behaupten. Inwieweit dieser Äußerung zu trauen ist, muß wohl offen bleiben. Doch scheint sie, angesichts der Rolle, die Schumacher nach 1945 wahrnahm, verdächtig nah an das gerückt zu sein, was gemeinhin als Legendenbildung bezeichnet wird.

Mike Schmeitzner und Volker Schober haben mit ihren Büchern bewiesen, was politische Biographien zu leisten imstande sind. Trotz der zeitweiligen Zurückdrängung des Protagonisten hinter der Darstellung der Struktur- und Organisationsgeschichte ist es Schmeitzner gelungen, den Lebensweg von Alfred Fellisch zu beschreiben und dadurch eine spezifisch sächsischen Richtung innerhalb der deutschen Sozialdemokratie nachzuzeichnen. Schober hat mit der Beschreibung der ersten Phase des politischen Engagements Kurt Schumachers eine Lücke in der bisherigen Geschichtsschreibung geschlossen. Beide Arbeiten stellen mithin wichtige Beiträge zur weiteren wissenschaftlichen Aufarbeitung der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung dar.

1 *Hagen Schulze, Otto Braun oder Preußens demokratische Sendung. Eine Biographie, Frankfurt a. M., Berlin und Wien 1977, S. 33.*

Christoph Moß

STILLER, Eike, unter Mitarbeit von Helmut HEINZE, Lothar SKORNING, Rolf SCHWEGMANN und Andi WOLFF: **Willy Langenberg. Arbeitersportler im Widerstand in Lippe** (= Forum Lemgo; Schriften zur Stadtgeschichte, H. 9). – Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2000. 331 S.

Das Besondere der Studie ist die Besonderheit ihres Gegenstandes: Wo hat es das sonst in Deutschland gegeben, daß jemand 1941 bis 1944 mit Unterstützung oder Duldung seines persönlichen Umfeldes in der Region, der er selbst entstammt, den Weg in die Illegalität, zum aktiven und gewaltsamen Widerstand gegen die vor Ort umgesetzte Gewalt des Nazi-Terrors findet? Auf diese in Deutschland außergewöhnlichen Widerstandsaktionen Willy Langenbergs (geb. 17. 12. 1910) und seiner Unterstützer in der Region Lippe im Zweiten Weltkrieg – und wegen deren Besonderheit – ist dann auch die Darstellung Eike Stillers in vielfacher Weise fokussiert: Über den Handlungsstrang hinaus, der zu den Widerstandsaktionen führt und mit dem Tod Langenbergs am 31. 3. 1944 endet, sind es die Fragen nach „Wiedergutmachung" oder die bis in die Gegenwart in der Region anhaltenden Diskussionen um die Einschätzung der Aktionen Langenbergs, insbesondere die Anwendung von Gewalt, etwa die Tötung eines Gendarmeriemeisters. Dabei dürfte es eher selbstverständlich sein, daß sich die Regionalgeschichtsschreibung einer solchen Diskussion nicht entziehen kann, vielmehr noch ihre Motivation zur Untersuchung aus der öffentlichen Diskussion herleitet. So soll mit der Studie ein „entscheidender Beitrag für die [...] ausstehende städtische Würdigung" der Person Langenbergs geleistet werden (S. 13).

Gegen eine solche öffentliche Würdigung und damit dem Selbstverständnis der Studie ist natürlich nichts einzuwenden, nur: die Vermischung von regionalpolitischer und wissenschaftlich-historischer Deutungsebene bringt in der Regel erkenntnistheoretische Probleme und Risiken mit sich. Deutlich wird der Unterschied der Sichtweisen auch an den die Studie einleitenden Vorworten des Bürgermeisters von Lemgo und Arno Klönnes, in denen zum einen die „umstrittene Figur" Langenbergs betont und deren Interpretation als letztlich von der „Gewissensentscheidung jedes Einzelnen" abhängig gemacht wird (eine übrigens in der Traditionslinie einer Argumentationslogik der Täter nach 1945 stehende Interpretation); bei Klönne wird zum anderen und im Gegensatz dazu die Besonderheit des Verhaltens

Langenbergs herausgestellt, die sich insbesondere vor dem Hintergrund einer bis in den Widerstand reichenden ordnungsstaatlichen Orientierung in der deutschen Gesellschaft zeige.

In der Einleitung Stillers werden nach einigen Hinweisen zum Widerstand gegen das NS-Regime die öffentlichen Diskussionen um die „umstrittene Figur" Langenbergs erörtert, um so die o. g. Motivation zur Studie – die Würdigung von Langenberg – zu begründen. Verwiesen wird zudem auf die beiden gewichtigen Eckpfeiler der Materialbasis, die Archivmaterialien und die Zeitzeugenbefragungen. Die Darstellung selbst folgt dem chronologischem Ablauf, beginnend mit der Erörterung des Elternhauses, sich zuspitzend auf die Ereignisse 1941 bis 1944, endend mit der Darlegung der öffentlichen Diskussionen um die Person Langenbergs nach 1945. Begleitet und unterbrochen wird die Darstellung von Bild- und Archivmaterialien, Zeitungsausschnitten, Kartenmaterial, tabellarischen Übersichten und eingeschobenen Erörterungen zu gesellschaftlichen und regionalen Entwicklungen, Organisationen und Situationen, um so allgemeine oder lokale Hintergründe zur Erklärung der Ereignisse vor Ort heranzuziehen. Die expliziten – nicht nur, aber insbesondere in einer lokalgeschichtlichen Darlegung ausgesprochen sinnvollen – Erörterungen beziehen sich etwa auf den Arbeitersport, die „Vorfeldorganisationen" der KPD, regionale Rahmenbedingungen der Sozialisation und Handlungen Langenbergs oder auf Maßnahmen des NS-Regimes und die Dimension des Widerstandes in Deutschland. Im Anhang sind zudem Kurzbiografien (30 S.), Personen- und Ortsregister, das „Strafregister" Langenbergs sowie Quellenmaterial abgedruckt. Zwei Karten, ein Stadtplan Lemgos mit zentralen Orten der Lebensgeschichte Langenbergs und ein Plan der Umgebung Lemgos mit dessen letztem Fluchtweg und den Ereignissen 1944 vervollständigen die Studie.

An dieser Einbeziehung unterschiedlicher Formen der Materialverwendung und -aufbereitung wird der detailgesättigte Charakter der lokalgeschichtlichen Darlegungen deutlich.

Die Darstellung setzt mit der familiären, insbesondere wirtschaftlichen Situation der Familie ein, um dann auf die Schul- und Berufsausbildung Langenbergs, dessen Freundeskreis und die „Sozialisation im proletarischen Milieu" einzugehen. Mit den Details – Aufgewachsen im „Kleine-Leute-Wohngebiet", Konkurs der Zigarrenfabrikation des Vater 1927, damit verbunden wirtschaftliche und familiäre Problemlagen, etwa Alkoholprobleme des Vaters, der ab 1932 eine Invalidenrente bezieht – stellt sich allerdings die Frage, ob denn die allgemeine Zuschreibung einer „Sozialisation im proletarischen Milieu" oder die zusammenfassende Charakterisierung, daß Langenberg in „geordneten, aber weiterhin in recht einfachen Verhältnissen" aufgewachsen sei (S. 20), überhaupt zutreffend ist. Die Hinwendung und damit die Sozialisationserfahrung in – wohl wiederum typisch: nicht der KPD, sondern – den kommunistischen „Vorfeldorganisationen" wie das „besondere persönliche Verhältnis" zum Jugendleiter des KJVD (S. 40) läßt sich wohl weit eher als Kompensation der problembeladenen „geordneten" familiären Situation verstehen. Damit wäre es gerade nicht als Aufwachsen im „Milieu", sondern als gebrochene und damit Distanzerfahrung zu begreifen. Das würde auch die Kontroversen mit dem Vater bzw. den nicht kommunistischen Orientierungen im Elternhaus erklären und – für den Erklärungszusammenhang der späteren Aktionen Langenbergs wesentlich bedeutender – bietet zudem die Möglichkeit, die Besonderheit Langenbergs auch gegenüber dem kommunistisch orientierten Umfeld als lebensgeschichtlich verankerte Distanzerfahrung zu erfassen.

Vergleichbare Interpretationsprobleme zeigen sich auch in den weiteren Darlegungen zum persönlichen Werdegang Langenbergs. Nach dem Besuch der Bürgerschule ab 1925 – als „Notlösung" – Lehre als Schneider, die Langenberg kurz vor deren Abschluß durch den Konkurs der Firma abbrechen muß. Es folgen Aushilfstätigkeiten des „bei seinen Bekannten als gescheit und an Bildung interessiert" geltenden Langenberg und ab 1931 Arbeitslosigkeit. An den dauerhaften persönlichen Beziehungen und zugleich den „vielfach wechselnden Beziehungen zu Frauen" (S. 24) sowie an der „Sozialisation im proletarischen Milieu" wird das Deutungsproblem von „Milieu"- und Distanzerfahrung ebenfalls ersichtlich. Im letzteren Falle des Kapitels über Langenbergs Sozialisation, das am Beispiel des Arbeitersportes erörtert wird, läßt es sich schon an der quantitativen Zusammensetzung der Materialen festmachen: Etwa fünfeinhalb Seiten Bildmaterialien und Zeitungssauschnitte, zweieinhalb Seiten expliziter Erörterung von Arbeitersport und Rotsport steht eine Seite mit Angaben zum Arbeitersport in Lemgo und zur Beteiligung Langenbergs (sozialdemokratischer Arbeitersportverein in den zwanziger Jahren, ab 1931 beim kommunistischen TV Fichte Lemgo) gegenüber. In der Behauptung eines „engen Netzes des proletarischen Milieus"

wird die Besonderheit der Lebensgeschichte Langenbergs übergangen, was noch durch die Übertragung allgemeiner Organisations- und Handlungsmuster im Arbeitersport auf die lokalen Verhältnisse und die persönlichen Handlungsmotive unterstrichen wird. Weil beides, organisatorische Struktur und lebensgeschichtliche Situation, nicht aufeinander bezogen wird, bleibt die tatsächliche Bedeutung der Sozialisationserfahrung „Arbeitersport" für die Biographie Langenbergs in strukturellen Allgemeinheiten verhangen. Die Arbeitersporterfahrung taucht dann auch im gesamten Werk nicht wieder auf – insofern fragt sich, was der Begriff „Arbeitersportler" im Untertitel der Studie zu suchen hat. Werden hier noch Erkenntnisse der Arbeitersportforschung einbezogen, stellt sich die Frage erst recht. Die Lebensgeschichte Langenbergs paßt nämlich auch hier „nicht ins vorherrschende Bild" (Klönne). Zwar lassen sich einerseits kommunistische oder sozialdemokratische Arbeitersportler als Beteiligte etwa an den Widerstandsaktionen 1933 bis 1936 ausmachen, nur können andererseits gerade Sport- und Vereinsbeteiligung – etwa die Übernahme ganzer Abteilungen von Arbeitersportvereinen in die sog. bürgerlichen Sportvereine – auch als Integrationsfaktoren ins NS-System verstanden werden. In den Sopade-Berichten ist auf diesen Sachverhalt – im Unterschied zum „Kreis der alten Parteimitgliedschaft" – bereits 1934 verwiesen worden. Die Arbeitersporterfahrung mag dann als allgemeiner Hintergrund und Anzeichen für Langenbergs politische Orientierungen gelten können, aber eine Erklärung für seine Widerstandsaktionen ist sie nicht, weil sich Langenbergs Orientierungen, Verhaltensweisen und Aktionen vom Typus der Sozialisationserfahrung „Arbeitersport" und seiner Handlungskonsequenz im NS-Regime gerade unterscheidet.

Den Ausführungen ist zu entnehmen, daß die Studie nicht sozialisatorische Erfahrungen Langenbergs mit gesellschaftlichen Strukturen und Handlungen konfrontiert, sondern vielmehr einem chronologischen Entwicklungsgang folgt. Nach den Erörterungen zu Elternhaus, Schule und Arbeitersport wird Langenbergs „Weg in die kommunistische Bewegung" dargestellt. Über die ersten politischen Erfahrungen mit kommunistisch orientierten und organisierten Freunden hinaus wird auf Langenbergs (wahrscheinliche bis nachgewiesene) Mitgliedschaft in den von der KPD dominierten Organisationen Roter Frontkämpferbund (RFB), Antifa, Rote Hilfe (RH) eingegangen. Eine Mitgliedschaft Langenbergs in der KPD sei allerdings auszuschließen. „Sein politisches Verhalten paßt zudem kaum in das Idealbild eines kommunistischen Klassenkämpfers, der sich bereitwillig der Parteilinie und Parteiarbeit unterordnete" (S. 40). Eine solche Einstellung hat Langenberg von „häufigen Auftreten bei Konfrontationen mit der SA" gegen Ende der Weimarer Republik nicht abgehalten. Zum Verständnis der Aktionen Langenbergs ist im Text ein Kapitel zu den politischen Auseinandersetzungen „in den frühen dreißiger Jahren in Lippe" einbezogen. Ohne die Gewalterfahrung – zunehmend im politischen Alltag in Lippe seit September 1930 und konkret in Lemgo seit 1932 –, ohne die Erfahrungen der Restriktionen gegenüber der KPD, ohne das Zusammenspiel von NSDAP-Organisationen und „bürgerlichem Lager", ohne die Aktionen der KPD und damit der Konsequenzen, die sich für Langenberg aus seiner Beteiligung ergeben, sind seine späteren Widerstandsaktionen nicht zu verstehen. Aktionen, wie das Einholen einer Hakenkreuzfahne von einem Schornstein der Firma seines ehemaligen Arbeitgebers und die anschließende tätliche Auseinandersetzung mit SA-Angehörigen, führen auch zu ersten Erfahrungen mit Polizei und Justiz (Untersuchungshaft, Gerichtsverhandlung, Verurteilung, Berufungsverhandlung, Freispruch). Zudem wird Langenberg bei Auseinandersetzungen mit SA-Angehörigen während der Ruhrspartakiade am 3. 7. 1932 in Essen verletzt.

Bei einer der nächtlichen Plakatklebeaktionen und „Patrouillen" kommt es im Juli 1932 in Lemgo zu einem in der Studie eingehend dargestellten „Feuerüberfall auf eine Gruppe von SS-Leuten", wobei u. a. Langenberg von der Schußwaffe Gebrauch macht. Dabei habe er „offensichtlich ‚nur' in die Luft geschossen" (S. 69). Im Unterschied zu einem Mitangeklagten entzieht sich Langenberg nach seiner Verhaftung durch „spektakuläre Flucht" der Untersuchungshaft und geht erstmalig in die Illegalität. Fügt man hinzu, daß sich die KPD von diesem Vorfall distanziert, so sind bereits hier in gleichsam abgemilderter Form der noch existierenden Weimarer Republik alle späteren Aktionsformen seitens Staat, Polizei, Justiz, KPD sowie von Langenberg selbst vorhanden bzw. vorweggenommen. Das gilt auch für die Unterstützungsleistungen aus dem sozialen Umfeld Langenbergs in seiner Illegalität und die „Provokation" der Staatsgewalt, wie sie in einem Brief Langenbergs nach seiner Flucht an den Staatsanwalt deutlich wird (S. 77 f.). Darin zeigt sich ebenfalls und erneut das ambivalente Verhältnis

Willy Langenbergs zu Verhaltens- und Handlungsnormen der KPD.

Langenbergs Illegalität endet mit der „Dezemberamnestie" 1932. Nach tätlichen Auseinandersetzungen zwischen SA- und KPD-Angehörigen im Zuge der Lippischen Landtagswahlen 1933 wird er erneut verhaftet und zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Zum Zeitpunkt seiner Verurteilung (8. 4. 1933) befand er sich allerdings bereits in sog. Schutzhaft, was zugleich auf die Beteiligung Langenbergs an Aktionen und Organisationen im KPD-Umfeld und die Einschätzung seiner Beteiligung durch staatliche Behörden verweist. Aus der Schutzhaft wird Langenberg am 6. 6. 1933 entlassen, um dann am 18. 7. seine dreimonatige Haftstrafe anzutreten. Die Beteiligungen Langenbergs werden in der Studie sowohl in das übergeordnete Geschehen des Machteroberungsprozesses der Nazis – Straßenterror der SA, Aktionen der KPD, staatliche Verordnungen, Verhaftungswellen von KPD-Mitgliedern, systematische Zerschlagung der politischen Opposition, Schutzhaft und Terrormaßnahmen – als auch in den „illegalen Kampf der KPD" 1933/34 einbezogen. Mit dem Organisationsaufbau der KPD, den Wandlungen unter Illegalitätsbedingungen, den Verhaftungswellen und Neustrukturierungen wird Langenbergs Einbindung in das organisatorische Netzwerk des KPD-Widerstandes thematisiert. Die Widerstandsaktionen führen dazu, daß der „maßgeblich an der Fortführung der KPD in Lippe" (S. 107) beteiligte Langenberg am 24. 9. 1934 verhaftet und zu viereinhalb Jahren Haft verurteilt wird. Die Verhaftung erfolgt dabei im Zuge der endgültigen Zerschlagung der KPD in Lippe. Die Informationen zur Haftzeit Langenbergs sind – kaum verwunderlich – spärlich. Am 25. 3. 1939 wird er unter Auflagen aus dem Zuchthaus entlassen.

Zum Zeitpunkt der Entlassung Langenbergs hatte sich die gesellschaftliche – „politische" (S. 119) ist viel zu schwach ausgedrückt! – Situation „grundlegend gewandelt": Dem Machteroberungsprozeß war eine Konstituierungsphase des NS-Regimes gefolgt (typischerweise – und von der historischen Forschung immer noch kaum zur Kenntnis genommen – bis zu *dem* zentralen Ereignis dieser Phase, den Olympischen Spielen 1936 in Berlin, reichend). Diese Phase wurde wiederum durch zwei aufeinander folgende und in sich verschachtelte, nämlich nach innen und – als kriegsvorbereitende – nach außen gerichtete Radikalisierungsphasen des Regimes abgelöst. Die Stabilisierung des NS-Regimes, die systematische Überwachungssituation – und die konkrete gegenüber Langenberg nach der Haftentlassung –, die Kriegssituation sowie das damit verbundene „Verhalten der alten Genossen" führen dazu, daß es zwischen 1939 und 1941 „um die Person Willy Langenberg [...] merklich ruhiger" wird (S. 119). Individuelle Bestrebungen Langenbergs – geplante Selbständigkeit, Verlobung, Arbeitsstelle als Schneider –, persönliche Überwachungssituation und „öffentliche Atmosphäre in Lemgo" überschneiden sich.

Im Sommer 1941 allerdings scheint der als „wehrunwürdig" eingeschätzte Langenberg – gegenüber den „konspirativen Treffen" beim Skatspiel und dem Abhören von sog. Feindsendern der „alten Genossen" – „zu den wenigen Kommunisten in Lemgo und Umgebung" zu zählen, „die auf einen aktiven Widerstand gegen den NS-Staat drängten" (S. 125). Nach der Denunziation einer Gesprächsäußerung zum Überfall der Wehrmacht auf die Sowjetunion soll Langenberg Ende Juli 1941 erneut verhaftet werden. In der Zwangslage – „Haft und KZ-Aufenthalt oder Illegalität?" (S. 128) – entzieht sich Langenberg der Verhaftung, wobei das „enge soziale Netz um Willy Langenberg auch als Fluchthilfeinstrument funktionierte" (S. 130). Neben diesem Netzwerk sind es seine Kenntnisse der sozial-räumlichen Umgebung, sein „Wandlungsvermögen" – etwa Auftreten in Frauenkleidern in der Zeit der Illegalität oder in Wehrmachtsuniform bei Widerstandsaktionen –, und über die Region hinausgehende Beziehungen, die seine Zeit in der Illegalität von 1941 bis 1944 und damit die „geringe Effizienz" der Ermittlungsbehörden erklärlich machen. Was sich in der Illegalität und in den Aktionen Langenbergs zunehmend verstärkt, ist die Distanz gegenüber den und umgekehrt der „kommunistischen Genossen". Zum Kreis der direkt an den Widerstandsaktionen Beteiligten zählen in der ersten Phase „zwei langjährige Bekannte aus dem kommunistischen Milieu Lemgos", wobei sich die Gruppe durch Einziehung der Beteiligten zur Wehrmacht auflöst. In der Endphase schließt sich ab 1943 neben seiner Verlobten Anneliese Ilert der in die Garnisonsstadt Lemgo abkommandierte, 19jährige Soldat Christian Bausch Langenberg an.

Aus den „anfangs eher zufälligen und spontanen" Handlungen werden seit Januar 1942 „gezielte Widerstandsaktionen" (S. 137). Neben Flugzetteln, Transparenten und Parolen an Wänden, einem fehlgeschlagenen Anschlag, der einen Zug entgleisen lassen sollte, sind es „Sabotageakte",

die „dem NS-Staat möglichst großen materiellen Schaden zuführen" sollten (S. 144). Und die Aktionen richten sich gegen die NS-Schergen vor Ort, z. B. „Abfackeln" der Garage incl. Auto etc. des NSKK-Führers in Lemgo. Die Zuspitzung der Situation läßt sich dabei als prozessuale Entwicklung unterschiedlicher, aufeinander bezogener Faktoren fassen: die gesellschaftliche, auch kriegsbedingte Radikalisierung – von der Deportation jüdischer Bürger (Lemgos) bis zur Todesstrafe etwa für das Abhören von sog. Feindsendern –, die „verstärkte Kriegsfahndung" nach Langenberg und die Radikalisierung der Widerstandsaktionen: „Überfall auf ein Waffen- und Ausrüstungsdepot" der Wehrmacht, Befreiungsaktion der inhaftierten Anneliese Ilert. Offen bleibt trotz gleichsam kriminalistischen Rekonstruktionsversuches in der Studie, ob Langenberg für die Erschießungen eines Stabsfeldwebels und Standortvorstehers der Garnisonsarrestanstalt in Hannover und eines Sprengmeisters in einem seiner Verstecke, die ihm angelastet wurden, tatsächlich verantwortlich ist.

Was hier über die Widerstandsaktionen hinausgehend deutlich wird, ist, wie tief die Spaltung in der deutschen Gesellschaft der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts reicht. Denn die kleinstädtisch-ländlichen Verhältnisse sind nicht nur für die Unterstützung und Unterbringung von Langenberg in dessen Illegalität, sondern ebenfalls durch die Denunziationen für seine Ergreifung und die der am Widerstand Beteiligten mitverantwortlich. Und was sich ebenfalls an den Denunziationen ablesen läßt, ist in der wissenschaftlichen Denunziationsforschung der vergangenen Jahre aufgezeigt worden: die Beteiligung der deutschen Gesellschaft am Terror, das Einverständnis weiter Kreise der deutschen Bevölkerung mit dem NS-Regime (bis zum Ende). Ist die Denunziation von 1941 überhaupt erst der konkrete Anlaß für die Illegalität Langenbergs, so werden infolge der Denunziationen des Jahres 1944 die Aufenthaltsorte der am Widerstand Beteiligten aufgedeckt, wodurch zugleich eine Zuspitzung der Situation erfolgt: Der Verrat des Aufenthaltsortes des 19jährigen, ab 1944 selbst in der Illegalität lebenden Christian Bausch führt dazu, daß er bei der „Razzia" sich selbst erschießt. Auch die wohl zentrale Figur aus dem Unterstützerkreis der Widerstandsgruppe begeht nach seiner Verhaftung im Gestapogefängnis in Bielefeld Selbstmord. Die Denunziation von Langenbergs und Anneliese Ilerts Aufenthaltsort und der Versuch der Verhaftung haben eine Schießerei zur Folge, bei der ein Polizist und Anneliese Ilert verletzt werden, wobei Langenberg seine Verlobte „auf Verlangen selbst tötet" – so die Darstellung in der Studie (S. 178). Langenberg gelingt nochmals durch Schüsse verletzt die Flucht. Aber wiederum nach einer Denunziation wird er am 31. 3. 1944 gestellt. Nach einem Schußwechsel erschießt er zunächst einen Gendarmeriemeister und dann sich selbst.

Der Schilderung der zum Tod Langenbergs führenden Ereignisse werden noch Kapitel zum weiteren „Schicksal der im Fall Langenberg Verhafteten" – in der Regel nach den Verhaftungsaktionen im März 1944 bis Kriegsende 1945 inhaftiert –, zur Befreiung Lippes, zur Frage der Wiedergutmachung und zum „öffentlichen Umgang mit Willy Langenberg nach seinem Tod" hinzugefügt. Die einleitenden Ausführungen zur öffentlichen Diskussion um Langenberg werden hier wieder aufgenommen und insbesondere das Bemühen um dessen Anerkennung durch die Mitglieder des „Archivs für die Geschichte des Arbeitersports in Lippe" aufgeführt. Am Schluß wird die Frage nach Widerstand und Gewaltanwendung in einem geweiteten Blickwinkel des Widerstandes in Deutschland diskutiert und auf die moralische Legitimation der Aktionen Langenbergs verwiesen.

Die regionalgeschichtliche Studie ist insgesamt als dichte Beschreibung der Lebensgeschichte und der unterschiedlichen Widerstandsaktionen Langenbergs zu bezeichnen. Stiller geht insbesondere dem inneren Entwicklungsgang der Aktionen im lokalen Umfeld von der Zeit der Weimarer Republik bis zur Zuspitzung der Situation und zum Tode Langenbergs 1944 nach. Damit soll zugleich ein Beitrag für die öffentliche und „städtische Würdigung" Langenbergs geleistet werden. Diesem Selbstverständnis wird die Studie sicherlich gerecht, legt man die Meßlatte allerdings etwas höher, so zeigt sich eine bereits angesprochene Problematik, die insbesondere die Darstellung der sozialen Umgebung, die der Person Langenbergs und die – nicht explizit diskutierte – theoretische Einbettung betrifft.

Trotz der Darstellung struktureller Grundlagen und historischer Situationen bleiben die Konturen von Region und Kleinstadt Lemgo relativ blaß. So wird die Besonderheit des in die lokalen Verhältnisse eingebetteten Widerstandes durch die Darlegungen des chronologischen Ablaufes – gleichsam einer inneren Logik der Entwicklung der Aktionen folgend – und die Rückführung auf ein „proletarisches Milieu" eingeebnet, d. h. letztlich wird die Frage, warum in Lemgo eine solche

Form von Widerstand entstehen konnte, ausgeklammert. Somit bleibt der Anteil der lokalen Situation sowohl am Zustandekommen der Aktionen als auch an deren Bedingungen und komplementären Zusammenhängen, nämlich dem vor Ort umgesetzten Terror, weitgehend unberücksichtigt. In der Studie wird die „Lemgoer Atmosphäre" zwar angedeutet (S. 120–122), aber nicht auf das Verhalten Langenbergs bezogen. In der Konfrontation der Widerstandsaktionen mit dem systematischen – staatlich legitimierten, institutionell abgesicherten, normativ verankerten, alltäglich ausgeübten sowie regional und vor Ort, wie in Lemgo, umgesetzten – Gewaltausbruch der deutschen Gesellschaft, dem „Zusammenbruch der Zivilisation" wäre deutlicher geworden, daß Langenbergs Aktionen nicht nur als „moralisch legitim" zu bezeichnen sind. Vielmehr stehen sie zum ersten in ihrer Radikalisierung in einem Beziehungszusammenhang zum sich steigernden Alltagsterror und sind zum zweiten in ihrem Verhältnis dazu marginal sowohl in ihrer Wirkung als auch in ihrer Gewaltdimension. Es wäre zudem offensichtlich geworden, daß die Radikalisierung der Aktionen Langenbergs sich nur vor dem Hintergrund der Radikalisierung des NS-Regimes verstehen läßt. Damit wäre nicht nur die (öffentlich diskutierte) Gewaltdimension, sondern auch die Verantwortlichkeit für die Radikalisierung vom „Kopf auf die Füße" gestellt worden.

Der zweite o. g. problematische Aspekt steht in enger Verbindung zum ersten: Neben den Konturen der Region bleibt nämlich auch die der Persönlichkeit Langenbergs merkwürdig blaß. Es wird „[k]ein zusammenfassendes Bild der Persönlichkeit" entworfen – so Karl Heinrich Pohl in der Kritik an einer Biographie des Zentrumspolitikers Joseph Wirth.[1] Zwar werden immer wieder Hinweise zu charakteristischen Verhaltensweisen Langenbergs im Text gegeben, aber die Konfrontation subjektiven Handelns mit sozialen Situationen, die Diskussion der Bezugnahme als Bildungsprozeß und Ausdruck von personeller Identität bleiben aus – wie bereits im Beispiel Arbeitersport aufgeführt. Mehr noch: Im Text erörterte Details und in abgedruckten Äußerungen Langenbergs deutlich werdende spezifische und subjektive Verhaltensweisen – wie die sich in den Aktionen zeigenden „Besonderheiten des Verhaltens" (Klönne) – stehen in offensichtlichem Widerspruch zu den zusammenfassenden, systematisierenden Aussagen über das Persönlichkeitsbild. Dieser Sachverhalt ist wieder eng mit dem o. g. dritten problematischen Aspekt verbunden: der nicht thematisierten, theoretischen Konzeptionalisierung, nämlich dem milieutheoretischen Rückgriff. Dadurch werden der individuelle Bildungsprozeß und die gerade aus der Distanz zu sozialen Situationen wie politischen Organisationen zu erklärenden Besonderheiten der Person im „Milieu" verankert und systematisch eingeebnet. Der „nicht ins Bild passende" Langenberg (Klönne) wird ins Bild einer „Sozialisation im proletarischen Milieu" eingepaßt, die Verhaltensweisen und Aktionen damit in das Korsett eines Erfahrungshorizontes gepreßt, von dem sich Langenbergs Haltungen, Orientierungen und Äußerungen gerade unterscheiden. Dabei werden nicht nur gewichtige sozialisatorische Erfahrungen – wie konfessionelle Orientierungen im Elternhaus, berufliche Selbständigkeit des Vaters – in der verallgemeinernden interpretatorischen Orientierung ausgeklammert, sondern das „für die damaligen Verhältnisse sehr undogmatische" Verhalten Langenbergs (S. 40) sowohl aus seiner lebensgeschichtlichen Verankerung als auch aus seiner spezifischen Funktion im konkreten Handlungskontext herausgelöst.

Die Aktionen Langenbergs jedenfalls lassen sich weit eher verstehen und erklären, wenn sie in einer lebensgeschichtlich verankerten Distanzerfahrung verortet werden. Im Anknüpfen an politische, kommunistische Orientierungen, in Bezugnahme und zugleich in Distanz zu Handlungsnormen kommunistischer Organisationen sowie in der Betonung eigenständigen Handelns zeigt sich dann nicht nur die Besonderheit Langenbergs, sondern auch ein für biographische Darstellungen gewichtiger Sachverhalt: industriegesellschaftliche Ausdifferenzierungsprozesse sind hier als unterschiedliche Beteiligungsformen in individuellen Lebensgeschichten einzubeziehen, damit erweisen sich subjektive Verhaltensweisen und Orientierungen sowie Persönlichkeitsbildung als grundsätzlich ambivalent. Deshalb erfordern biographische Darstellungen auch keinen milieutheoretischen, sondern einen ausdifferenzierungstheoretischen Blickwinkel, wodurch zugleich wiederum eine Typisierung unterschiedlicher Widerstandsformen im Nationalsozialismus ermöglicht wird. Auffällig nämlich sind neben dem individuellen und gewaltsamen Widerstand (und dessen begrenzter Wirkung) Parallelen zwischen dem Lebensweg von Willy Langenberg und Georg Elser: vom Aufwachsen in bescheidenen Verhältnissen ohne Notsituation, vom beruflichen Selbständigkeitsstreben der Väter und aus deren Alkoholproblemen resultierende Verantwortungsübernahme

der Söhne für familiäre Belange, von den „undogmatischen" Beziehungen zu Frauen, der radikalen Ablehnung des Nationalsozialismus bis hin zur Politisierung über „Vorfeldorganisationen" der KPD und einer gleichzeitigen Distanzierung von Verhaltensnormen der KPD, nämlich in der Wertschätzung persönlicher Unabhängigkeit (und bis dahin reichend, daß beider Biographien auch nach 1945 nicht „ins vorherrschende Bild" – nämlich aus der Zeit des Wilhelminismus herüberreichender, auch im Widerstand verankerter staatsautoritärer bis -totalitärer Orientierungen – paßten). Die Besonderheit der Aktionen Langenbergs verweist damit auf die in biographischen Darstellungen einzubeziehende Systematik vielfältig ausdifferenzierter und damit auch ambivalenter Lebenserfahrungen. Diesem Sachverhalt der Besonderheit Langenbergs (und der Region) im Detail Ausdruck verliehen zu haben, ist ein Verdienst der Verfasser der Studie, sie im milieutheoretischen Rückgriff wieder einzuebnen, ihr Problem.

1 *Karl Heinrich Pohl, Joseph Wirth (1879–1956). Überlegungen zu seiner Biographie, in: IWK, Jg. 35 (1999), H. 3, S. 349–361, hier S. 355.*

Hubert Dwertmann

FRERICHS, Holger: **Von der Monarchie zur Republik. Der politische Umbruch in Varel, der Friesischen Wehde und in Jade/Schweiburg 1918/19.** – Varel: Centrum Carthographie Verlag 2001. 160 S.

Der „politische Umbruch" in Varel begann am Abend, dem 6. November 1918, als eine Kompanie der dort stationierten Seewehrabteilung einen Demonstrationsmarsch durch den Ort unternahm – mit Musikkapelle und roter Fahne voneweg –, die mit Ansprachen und einer „Sympathiebezeugung" für die Kameraden der Matrosenbewegung in Kiel und Wilhelmshaven endete. Am folgenden Tag streikte die Arbeiterschaft und formierte einen Demonstrationszug, der sich zu einer Massenversammlung ausweitete. Auf dieser wurde spontan ein Arbeiterrat gebildet, der mit dem am Vortag gegründeten Soldatenrat den Arbeiter- und Soldatenrat Varel bildete. Er übernahm die Verantwortung für die Sicherstellung der Ernährung, der Demobilisierung der Truppen und bei der Arbeitsbeschaffung. Der überwiegend mit Unabhängigen Sozialdemokraten besetzte Arbeiterrat ließ sich ein Büro zur Verfügung stellen, das bald einen Telefonanschluß erhielt, ließ seine Mitglieder besolden und kündigte eine Aufsicht über die Verwaltung an, an deren Ordnung im übrigen „nichts geändert werden (soll)" (S. 19). Der Magistrat konnte also die städtische Verwaltung erfolgreich gegen eine Kontrolle durch die Räte abschirmen. So die Anfangsphase der Entwicklung während der Deutschen Revolution von 1918/1919 in der oldenburgischen Kleinstadt Varel nahe des Jadebusens.

Die Umsturzbewegung des Oktober und November 1918 ging also nicht an Varel vorbei. Sie trat pünktlich mit einer Gruppe meuternder Soldaten auf. Oder war es gar eine revolutionäre Bewegung? Warum aber wurden in den nahe gelegenen Dörfern, d.h. in den beiden östlichen Gemeinden des Amtes Varel, in Jade und in Schweiburg, keine Räte gebildet? Besaßen diese Orte keinen Bahnanschluß, so daß die revolutionären Matrosen vielleicht daran vorbeifuhren oder fehlte ein passendes Gebäude, auf dem sie die rote Fahne hätten hissen können?

Die Vareler Räteorgane gerieten bald in das Spannungsfeld zwischen den beiden miteinander konkurrierenden und sich bekämpfenden Machtzentren: Wilhelmshaven mit seinem radikalen 21er Rat und Oldenburg, wo sich nach der Absetzung des Großherzogs eine gemäßigte provisorische Regierung, das sogenannte Landesdirektorium, gebildet hatte. Zu den Rahmenbedingungen, die die Entwicklung in Varel beeinflußt haben, gehört auch der sogenannte Spartakisten-Putsch Ende Januar 1919 in Wilhelmshaven und die militärische Niederschlagung der Bremer Räterepublik am 4. Februar 1919. Anschließend ließ Gustav Noske diese Operation zur „Befriedung" Nordwestdeutschlands fortsetzen: Wilhelmshaven wurde am 20./21. Februar 1919 und auch Varel kurzfristig von einer Abteilung der Division Gerstenberg besetzt, die am 20. Februar die auf dem Bahnhof wehende rote Fahne niederholte.

Finanziert durch einen Druckkostenzuschuß eines heimischen Unternehmens und eingeleitet sowie abgesegnet vom Vorsitzenden des Heimatvereins Varel e. V. legt Holger Frerichs eine Arbeit über die revolutionäre Entwicklung in Varel und Umgebung in den Jahren 1918/1919 vor, eine regionale Untersuchung also. Seine Arbeit ist in drei Kapitel untergliedert, beginnend mit einer chronologischen Darstellung der Novemberrevolution in Varel und Umgegend, im Mittelteil eine Untersuchung über Existenz und Wirken von Arbeiter- und Soldatenräten in dieser Region und

zuletzt die Entwicklung der politischen (insbesondere sozialistischen) Parteien und die von ihnen in den auf die Revolution folgenden Wahlen erzielten Ergebnisse. Zwei Text-Dokumente und ein Quellen- und Literaturverzeichnis schließen die Publikation ab.

Über die Materiallage und den Forschungsstand gibt der Verf. keinen Überblick. Eine Zielsetzung der Untersuchung wird vom Vorsitzenden des Heimatvereins Varel e.V. nur hilflos im Vorwort angesprochen. Da jegliche komparativen Aspekte fehlen, bietet der Autor auch kaum Erklärungsmuster für spezifische Sonderentwicklungen an; die entsprechenden Fragen nach deren Ursachen werden erst gar nicht gestellt.

Mit der Publikation von Frerichs liegt das Ergebnis ernsthafter und gewissenhafter Recherchen vor. Allerdings hapert es bei der Darstellung der untersuchten Sachverhalte und Entwicklungen, weil der Autor es nicht versteht, die benutzte Literatur gedanklich und sprachlich zu verarbeiten. Stattdessen bringt er spalten- und seitenweise wörtlich zitierte Text-Passagen aus den relevanten Darstellungen von Eberhard Kolb über die Rätebewegung und von Wolfgang Günther über die revolutionäre Entwicklung im ehemaligen Großherzogtum Oldenburg, um seine Untersuchung in den Rahmen der regionalen oldenburgischen und der nationalen Entwicklung in Deutschland einzuordnen.

Die Arbeit von Frerichs hat einen eher heimatkundlichen Charakter, der sich auch in der spezifischen Optik zeigt: das eigene Umfeld wird als bekannt vorausgesetzt, so daß es in der Publikation nicht breiter dargestellt wird. Ein Kurzschluß, der der eigenen Arbeit nur ein Bein stellt, indem z. B. die Chance, im Vareler Mikrokosmos auch Lebensläufe und Entwicklungen einzelner Personen näher unter die Lupe zu nehmen, verschenkt wird. Immerhin bringt Frerichs zu dem 1. Vorsitzenden des Arbeiter- und Soldatenrates in Varel, Albert Sonnenmoser (S. 43), und dem linksliberalen Zeitungsredakteur Paul Henk (S. 22 f. und 150) kurze, aber aufschlußreiche biographische Angaben. Auch werden die in die Räteorgane delegierten bzw. gewählten Personen vom Autor namentlich angeführt. Doch erfolgt keine Rückkoppelung auf deren jeweiligen Beruf und betrieblichen Tätigkeitsbereich und Hintergrund, die Akteure werden also nicht bezüglich ihrer Schichtzugehörigkeit verortet.

Unsicher- oder Unerfahrenheit spiegeln sich in der handwerklich sauber belegten Publikation in der wechselnden Perspektive des Autors wider, der in der Regel Personen mit Vor- und Familiennamen nennt, manchmal allerdings auch als „Herr" (S. 25) oder „Genosse" (S. 30) bezeichnet, den letzteren allerdings in Anführungszeichen.

Die Veröffentlichung ist reich illustriert. Allerdings dienen als Illustration – neben wenigen, aber ausdrucksstarken Fotos vom Vertrauensmännerkörper sowie dem Arbeiterrat Varel, von Bernhard Kuhnt, dem Chef des 21er Rates in Wilhelmshaven und „Präsident" des Freistaates Oldenburg, dem Arbeiterführer Albert Sonnenmoser und von Mitgliedern der Division Gerstenberg vor dem Bremer Rathaus sowie einigen schematischen Darstellungen zu den drei auf die Novemberrevolution folgenden Wahlen (in Form der berühmten „Torten") – vor allem unzählige als Faksimile wiedergegebenen Kleinanzeigen, insbesondere über Veranstaltungsankündigungen. Da lädt dann das Gewerkschaftskartell ein, der Arbeiter- und Soldatenrat natürlich, der Sozialdemokratische Wahlverein, die Unabhängigen Sozialdemokraten und zuletzt auch die Kommunisten, allerdings noch unter der Firmierung „Internationale Kommunisten Deutschlands" auftretend. Da lädt ein: der Neue Bürgerverein, der gar nicht so neu ist, der Oldenburger Landbund. Und auch die bürgerlichen Parteien: DDP und DVP. Diese Faksimiles sind störend und überflüssig, weil in der Regel nichtssagend. Die wirklich wichtigen Text-Dokumente, so der „Aufruf des 21er Rates" (S. 21) und die „Grundsätze des Vareler Arbeiter- und Soldatenrates" (S. 49) gehen in der faksimilierten Bleiwüste dann fast schon unter. Sinnlos ist m. E. auch die Aneinanderreihung von Wahlvorschlägen für die insgesamt drei Wahlen in den verschiedenen Orten des Vareler Umfeldes (S. 146–149). Dagegen wäre bei der Bebilderung eine Karte über das wirtschaftliche und politische Umfeld von Varel zwischen den beiden Machtzentren Wilhelmshaven und Oldenburg (und möglichst auch noch Bremen) nötig und für den Leser, der nicht aus Varel stammt, hilfreich gewesen.

Schade, das hätte ein Buch werden können; tatsächlich erschienen ist ein halbfertiges Manuskript; denn streckenweise liest es sich eher wie eine geordnete Materialsammlung. Insgesamt scheint die vorliegende Publikation das Optimum dessen zu sein, was eine im Bereich der Heimatvereine angesiedelte und von diesen getragene historische Recherche und Aufbereitung leisten kann. Unter diesem Blickwinkel verdient der Autor allen Respekt. Vermutlich aber wäre – läßt man die zumeist sinn- und funktionslosen Illustrationen sowie die seitenlangen wörtlichen

Zitat-Passagen weg – ein straffer Aufsatz über die revolutionären Ereignisse in Varel-Stadt und -Land (wobei die Wahlergebnisse und dgl. als mögliche Anlagen gut aufgehoben wären) bei einer intensiveren Verarbeitung und Durchdringung sowie Darstellung des ausgebreiteten Materials sinnvoller gewesen.

Peter Kuckuk

KITTEL, Manfred: **Provinz zwischen Reich und Republik. Politische Mentalitäten in Deutschland und Frankreich 1918–1933/36** (= Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, Bd. 47). – München: Oldenbourg Verlag 2000. XXII, 854 S.

Der hier vorgelegte Vergleich zweier regionalspezifischer Milieus in Deutschland und Frankreich will dazu beitragen, die Frage zu beantworten, ob der Erfolg des Nationalsozialismus das Ergebnis eines spezifischen deutschen Sonderwegs im 19. Jahrhundert war. Anders gewendet lautet dieselbe Frage: Gab es Gründe für die größere Stabilität westlicher Demokratien, für die hier Frankreich stellvertretend einsteht? Kittel vergleicht das westliche Mittelfranken mit der Corrèze, ein typisch agrarprotestantisches Gebiet in Deutschland mit hoher Anfälligkeit für den Nationalsozialismus mit einem der ländlichen Hochburgen des Republikanismus in Frankreich, die bei dem knappen Wahlsieg der Volksfront 1936 so entscheidend waren.

Im ersten Kapitel kontrastiert Kittel idealtypisch die Entwicklungslinien beider Regionen im 19. Jahrhundert. Dabei stellt er Antiklerikalismus und Entkirchlichung in der Corrèze einem starken Neokonfessionalismus in Westmittelfranken gegenüber. Dieser verband sich frühzeitig mit antimodernen, antiurbanen und antisemitischen Affekten, die in der Corrèze vergleichsweise schwach ausgeprägt waren, was im Ergebnis auch in der wirtschaftlich katastrophaleren Lage Westmittelfrankens verortet wird. Bei der Herausbildung beider Milieus wird den Lehrern und Pfarrern eine besondere Bedeutung zugesprochen. Politisch band sich die Corrèze an den Republikanismus, während in Westmittelfranken der Nationalliberalismus dominierte.

Das zweite Kapitel widmet sich der Zeit unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg, als in beiden Regionen die politisch dominierenden Kräfte für kurze Zeit in die Defensive gerieten. Während die SPD an dem antimarxistischen Ressentiment der evangelischen Bevölkerung Westmittelfrankens scheiterte, von dem dann bald die eng mit dem Landbund verknüpfte Deutschnationale Volkspartei (DNVP) profitieren sollte, gewannen in der Corrèze die Radicaux zusammen mit den Sozialisten und den sich fest etablierenden Kommunisten bald wieder die Oberhand über den Bloc National. Das dritte Kapitel widmet sich dann ganz der Beharrung und dem Wandel der regionalen Mentalitäten in der Weimarer Republik. Während das Versailler Trauma die Voraussetzung für eine effektive Verbindung von Nationalismus und völkischem Denken in Westmittelfranken war, stärkte der Sieg Frankreichs im ersten Weltkrieg den republikanischen Nationalismus der Radicaux erheblich. Kittel stellt außerdem den in der Corrèze gerade von den Veteranenverbänden getragenen Pazifismus dem stark von Revanchegefühlen getragenen Militarismus in Westmittelfranken gegenüber. Im Zuge schwerer landwirtschaftlicher Krisen, von denen beide Regionen (in allerdings ungleicher Weise) betroffen waren, konnte eine „agrarromantische Wendung" in Frankreich republikanisch aufgefangen werden, während sie in Deutschland den Republikfeinden zugute kam. Zu ähnlich unterschiedlichen Befunden kommt Kittel auch für die starken regionalistischen Potentiale in beiden Regionen. Wurden sie in Westmittelfranken von der rechten Volksbewegung aufgegriffen, so vermochte in der Corrèze auch die politische Linke, Regionalismus zu mobilisieren.

In einem vierten Kapitel werden die Vor- und Umfelder der politischen Parteien in beiden Regionen untersucht, wobei Kittel vor allem auf den erheblichen Einfluß ländlicher Lebenswelten in der Dorfgemeinschaft hinweist. Sein besonderes Augenmerk gilt den „mentalitätsprägenden" lokalen Eliten, die in Medien, Vereinen und Massenverbänden nach 1918 zu einer Nationalisierung und Politisierung dörflicher Lebensgemeinschaften maßgeblich beitrugen. In der in Westmittelfranken wesentlich schwächer ausgeprägten Freimaurerei sieht Kittel die zentrale Stütze republikanischen Gedankenguts in beiden Regionen. Die Gesangsvereine dagegen waren in Westmittelfranken mit Ausnahme der Arbeitersänger antirepublikanischer als in der Corrèze eingestellt. Bereitete der Landbund den Boden für den Nationalsozialismus, so stärkte die linksrepublikanische Orientierung der Fédération Faure (FF) die Radicaux.

Der Parteienlandschaft der 1920er Jahre widmet sich das fünfte Kapitel der Untersuchung.

Vor dem Hintergrund einer schwächeren Inflation in Frankreich kann sich der Linksrepublikanismus in der Corrèze konsolidieren, während in Westmittelfranken die völkische Bewegung zum ersten Mal größere Erfolge verzeichnen kann. Radicaux und DNVP werden als regionale Milieuparteien eindringlich beschrieben. Vor dem Hintergrund der Weltwirtschaftskrise von 1929 zeichnet das sechste Kapitel nach, wie es dem Nationalsozialismus in Westmittelfranken gelang, als radikal antibolschewistische, nationalistische und antikatholische Alternative zur DNVP eine Symbiose mit dem Protestantismus der Region einzugehen. Die „mentale Machtergreifung" der NSDAP hatte nicht nur ökonomische Gründe. Von der Krise der Radicaux in der Corrèze zum selben Zeitpunkt profitierten vor allem die SFIO und die PCF. Das Bedürfnis nach Neuerung und Umbruch äußerte sich in beiden Regionen also gegensätzlich: Faschismusfurcht und republikanischer Laizismus in der Corrèze gab der politischen Linken Auftrieb, während völkischer Nationalismus und Antibolschewismus in Westmittelfranken die NSDAP begünstigte.

In einem kurzen Epilog deutet Kittel die Wirkmächtigkeit der regionalen Milieus auch über 1936 hinaus an. Stabilisierte sich der Stimmenanteil für die Radicaux in der Corrèze bereits 1937/38 wieder, so stieß der Versuch der Nationalsozialisten, die evangelisch-lutherische Kirche Bayerns in die neue Reichskirche einzugliedern, in Westmittelfranken auf erbitterten Widerstand. Nach 1945 blieb Westmittelfranken für lange Zeit FDP orientiert und NPD anfällig, während der Gaullismus in der Corrèze erst dann Erfolg hatte, als er bewußt an die Traditionen der Radicaux anzuknüpfen begann.

Insgesamt bestätigt Kittels eindrucksvolle vergleichende Arbeit die These Heinrich August Winklers, daß von einem Sonderweg Deutschlands in der Hinsicht geredet werden kann, daß Nations- und Staatsbildung zur selben Zeit auf der Tagesordnung standen wie die Lösung sozialer Konflikte und die Herausbildung stabiler demokratischer Strukturen. Außerdem verweist Kittels Studie regionalspezifischer Milieus nachdrücklich auf die Bedeutsamkeit der Konfession. In Westmittelfranken blieb durch die Neokonfessionalisierung eine vormoderne Einheit von Religion und Agrargesellschaft länger erhalten als in der Corrèze. Ohne den Konfessionalismus in Westmittelfranken und den Antiklerikalismus in der Corrèze ließe sich die politische Entwicklung beider Regionen nicht verstehen. Fraglich bleibt am Ende allerdings, ob die These von einem deutschen Sonderweg nicht durch einen Vergleich mit Ost- und Südeuropa viel stärker relativiert würde als dies hier geschieht. Waren in der Zwischenkriegszeit nicht gerade Frankreich und Großbritannien die großen Ausnahmen in einer Zeit, zu der rechtsautoritäre und faschistische Regimes in zahlreichen Ländern Europas liberal-demokratische Systeme ablösten? Nicht überall waren die primären Erklärungsmuster in der konfessionalen Spaltung und deren Auswirkungen zu lokalisieren. Besonders herauszustellen ist auch die methodische Ambitioniertheit der Arbeit: sie liegt nicht nur in einer überzeugenden Anwendung der vergleichenden Methode, sondern auch in einer an der französischen Annales-Schule angelehnten longue durée Perspektive. Selbst wenn hier sicher anzumerken ist, daß es sich insgesamt eher um eine politische Sozialgeschichte (mit der Betonung auf dem Adjektiv) denn um eine Mentalitätsgeschichte handelt und daß ein traditionelles hermeneutisches Verfahren die Arbeit stärker charakterisiert als eine an Clifford Geertz angelehnte „dichte Beschreibung", so bleibt doch unter dem Strich eine herausragende vergleichende Arbeit übrig, der man nur viele aufmerksame Leser wünschen kann.

Stefan Berger

STEGMANN, Dirk: **Politische Radikalisierung in der Provinz. Lageberichte und Stärkemeldungen der Politischen Polizei und der Regierungspräsidenten für Osthannover 1922–1933** (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, Bd. 35; Quellen und Untersuchungen zur allgemeinen Geschichte Niedersachsens in der Neuzeit, Bd. 16). – Hannover: Verlag Hahnsche Buchhandlung 1999. 488 S.

Für die Erforschung der Geschichte der politischen Bewegungen in der Weimarer Republik sind die Lageberichte der politischen Polizei und anderer staatlicher und nichtstaatlicher Institutionen eine wichtige Quelle. Erinnert sei hier nur an die schon vor Jahren veröffentlichten Lageberichte des Reichskommissars für Überwachung der öffentlichen Ordnung (RKO),[1] die im wesentlichen auf den Berichten aus den Ländern und großen Städten des Reiches basieren. Da das Urmaterial für die zentralen Berichte nur noch im begrenzten Umfang erhalten geblieben ist, stellt die Veröffentlichung regionaler Quellen für die

wissenschaftliche Forschung eine wesentliche Ergänzung und Konkretisierung dar.

Im Unterschied zur Publikation der Lageberichte des RKO, bei der es um die Wiedergabe der vollständigen Sammlung der zentralen Berichte anhand einer Provenienz ging, hat Stegmann Berichte, Erlasse und ähnliche Dokumente unterschiedlicher Provenienz unter dem Gesichtspunkt der obengenannten Thematik zusammengetragen.

Er gibt in seiner Arbeit sowohl die Quellen als auch das Ergebnis ihrer Auswertung wieder, die er dem Dokumententeil als Analyse der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung im Gebiet Ost-Hannover zwischen dem Ende des Ersten Weltkriegs und 1933 voranstellt.

Anliegen der Analyse Stegmanns ist es vor allem, die zunehmende Rechtsradikalisierung, insbesondere das Anwachsen der faschistischen Bewegung, in den ländlichen Gebieten des Wahlkreises Ost-Hannover, dem Gebiet zwischen den Großstädten Hamburg, Bremen und Hannover während der Jahre 1922 und 1933 zu verfolgen.

Dirk Stegmann als ausgewiesener Fachmann für Wirtschaftsgeschichte und Geschichte der nationalsozialistischen Bewegung in den zwanziger Jahren in Deutschland untersucht dabei die regionalgeschichtliche Problematik im Rahmen der deutschen Nationalgeschichte.

Ausgehend von jüngsten internationalen Forschungen zum Nationalsozialismus sind es drei Kriterien, die Stegmann seiner Analyse der sich entwickelnden faschistischen Bewegung in diesem Territorium zugrunde legt: die Sozialstruktur, die Urbanisierungsquote und die tradierten Mentalitäten der überwiegend ländlich orientierten Einwohner. Im Ergebnis seiner regionalgeschichtlichen Forschungen unterstützt er die These, daß „die ländliche Gesellschaft in der Provinz [...] der eigentliche Humus für den Aufstieg der NSDAP" gewesen sei (S. 10). Für die weitere Erforschung des Nationalsozialismus vermittelt er Denkanstöße u. a. zur Struktur der Wähler der NSDAP, der sozialen Zusammensetzung der Funktionäre und der der Partei angegliederten Organisationen.

Die Wirtschaft des Gebietes Ost-Hannover war weitgehend von der Landwirtschaft bestimmt, deren Entwicklung nicht unbeeinflußt vom Weltagrarmarkt blieb. Diese Verflechtung trug 1927 mit zum Ausbruch einer Agrarkrise bei, die durch die 1929 einsetzende Weltwirtschaftskrise noch verschärft wurde. Die Folgen waren u. a. Verschuldung und Zwangsversteigerungen in der Landwirtschaft und rasch anwachsende Arbeitslosigkeit in Industrie und Gewerbe.

Vor diesem Hintergrund vollzog sich die Entwicklung und Einflußnahme der verschiedenen politischen Parteien und Organisationen.

Für beide Arbeiterparteien stellt Stegmann fest, daß ihre Mitgliedschaft weitgehend in den Städten zu finden war und sich aus Arbeitern, Handwerkern, teilweise aus Intellektuellen und Beamten zusammensetzte. Die traditionelle Schwäche beider Parteien in der Zusammenarbeit mit der bäuerlichen Landbevölkerung machte sich in diesem Gebiet besonders deutlich bemerkbar.

Solidarisierungsmomente zu den von der Krise schwer betroffenen Bauern ergaben sich erst sehr spät, im wesentlichen im Zusammenhang mit den Protestaktionen gegen die Zwangsversteigerungen 1931. Darüberhinaus verhinderten politische Kontroversen und mangelndes Zusammengehen von KPD und SPD ein wirksames Auftreten gegen die anwachsende faschistische Bewegung.

Wie Stegmann festellt, war die NSDAP „Nutznießerin dieser fundamentalen Um- und Neuorientierung im bürgerlichen und bäuerlichen Sozialmilieu im Gefolge der Agrarkrise" (S. 72). Er weist daraufhin, daß Hitler schon 1927 sehr erfolgreich auf bäuerlichen Massenveranstaltungen auftrat und sich dabei auf rechtsradikale Bewegungen stützen konnte, die bis in das Jahr 1922 zurückreichten.

Agrar- und Weltwirtschaftskrise brachten der NSDAP in den Wahlen Ende 1930, vor allem in den ländlichen Gebieten und durch das Einschwenken des Deutsch-Nationalen Blocks auf die NSDAP-Linie, einen über dem gesamtdeutschen liegenden Stimmenzuwachs. Von diesem Zeitpunkt an entwickelte sich die NSDAP „zur schlagkräftigen Massenpartei des bäuerlichen und bürgerlichen Mittelstandes" (S. 83). Trotz Wahlverlusten und innerparteilichen Querelen konnte sie diese Position bis 1933 halten.

Die Darstellungen zu den Parteien und politischen Bewegungen werden durch zahlreiche Statistiken zur wirtschaftlichen Lage, zu Strukturen und Wahlergebnissen der Parteien belegt.

Die Beurteilung des politischen Kräfteverhältnisses im Territorium, die Erfassung der Informationsbeziehungen zwischen den staatlichen Behörden, das Verständnis der Dokumente und ihres Quellenwertes werden durch zwei Abschnitte zur staatlichen Verwaltung in Ost-Hannover, insbesondere zum Aufbau und zur Organisation der Politischen Polizei durchschaubar gemacht. Nachdenkenswert ist die Feststellung Stegmanns, daß die „preußische Politische Polizei [...] bruchlos von der Gestapo [...] übernommen wurde" (S. 132).

Hauptteil des Bandes sind die 131 Dokumente, die von Erlassen, Berichten bis zu parteiinternen Materialien der NSDAP reichen.

Der Dokumententeil ist chronologisch, den wesentlichen Etappen der politischen Entwicklung im Territorium zwischen 1922 und 1933 folgend, gegliedert.

Die Vierteljahres- und Monatsberichte einzelner Polizeidirektionen aus dem Gebiet Ost-Hannover vermitteln v. a. für die Zeit zwischen 1929 und 1933, die zugleich den zahlenmäßig größten Teil der Dokumente umfassen, einen relativ detaillierten Überblick über die politische Wirksamkeit der linken Kräfte im Umfeld von KPD, SPD und Gewerkschaften und das Agieren der Landvolkbewegung und der NSDAP.

Hilfreich sind die drei Register im Anhang der Arbeit. Besonders das Personenregister, angereichert mit biographischen Angaben, erleichtert die Benutzung vor allem des Quellenteils des Bandes. Es ist eigentlich nicht unbedingt üblich, eine Rezension mit einem aktuellen Zeitbezug zu verbinden. Die vorliegende Arbeit bietet sich dazu jedoch nachgerade an.

Betrachtet man die Berichte, so kann man feststellen, daß die staatlichen Einrichtungen, angefangen beim Reichsminister des Innern, dem Preußischen Staats- und dem Reichskommissar für Überwachung der öffentlichen Ordnung, dem sozialdemokratischen Oberpräsidenten Gustav Noske bis zu den Regierungspräsidenten, Landräten und den Ortspolizeibehörden das deutlich sichtbare Anwachsen der faschistischen Bewegung von 1922 an registrierten, aber kaum etwas dagegen unternahmen.

Heute wird zwar nicht nur registriert, sondern auch etwas unternommen. Aber daß die rechte Bewegung trotzdem anwächst, scheint auch damit zusammenzuhängen, daß den eingangs von Stegmann genannten Momenten wie der Untersuchung der sozialen Bedingungen, der Sozialstruktur und auch der Mentalitätsfragen nur ungenügende Aufmerksamkeit zugewandt wird, obwohl historische Erfahrungen und wissenschaftliche Erkenntnisse in umfassendem Maße vorliegen.

1 *Reichskommissar für Überwachung der öffentlichen Ordnung und Nachrichtensammelstelle im Reichsministerium des Innern. Lageberichte (1920–1929) und Meldungen (1929–1933). Hrsg. von Ernst Ritter, München, New York, London und Paris 1979.*

Gerlinde Grahn

WILHELM, Friedrich: **Die Polizei im NS-Staat. Geschichte ihrer Organisation im Überblick.** 2., durchges. und verb. Aufl. (= Sammlung Schöningh zur Geschichte und Gegenwart). – Paderborn, München, Wien und Zürich: Verlag Ferdinand Schöningh 1999. 290 S.

Die hier anzuzeigende Studie entstand aus einer an der Universität Stuttgart angefertigten geschichtswissenschaftlichen Dissertation aus dem Jahr 1990. Der Verfasser versucht sich an einer Organisationsgeschichte der Polizei während der NS-Herrschaft. Die Arbeit fußt auf der Auswertung von Erlassen und ist in neun Kapitel unterteilt. In Kapitel drei z. B. wird der „Zugriff der Nationalsozialisten auf die Polizei" geschildert. Im vierten und fünften Kapitel widmet sich der Autor zum einen der „Verreichlichung" der Polizei und ihrer Verschmelzung mit der SS sowie zum anderen den Kriegsvorbereitungen „auf dem Polizeisektor". Im längsten, dem sechsten Kapitel der Studie geht es um die Machtausweitung der Polizei im Krieg. Danach folgen nur noch jeweils etwa sechsseitige Kurzabschnitte zur Übernahme des Reichsinnenministeriums durch Himmler sowie über das Ende der nationalsozialistischen Reichspolizei. Auf die knapp dreiseitige Schlußbetrachtung folgen 85 Kurzbiographien wichtiger Funktionsträger der Polizei. Im Anhang sind einige Dokumente abgedruckt, u. a. Übersichten über SS- und Polizeidienstgrade sowie über Polizeigehälter, aber auch über die Kriegsgliederung von Polizeiverbänden bzw. der Einsatzkräfte der Sicherheitspolizei und des SD.

Die Stärken des Buchs liegen in der Schilderung organisatorischer Veränderungen der Polizei aus der Sicht von oben. Wilhelm beschreibt aber auch die Entwicklung der Konzentrationslager, die Organisation des Reichssicherheitshaupamts sowie die Aufstellung, Marschwege und Aktionsräume der Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei und des SD im Zweiten Weltkrieg. Diese Ausführungen basieren allerdings auf veröffentlichten Materialien. Erwähnenswert ist schließlich noch seine Zusammenstellung über den Einsatz der Ordnungspolizei (einschließlich der Polizeibataillone) bei Mordaktionen in Polen und in der Sowjetunion (S. 156–166).

Die Wertungen des Autors sind bisweilen unreflektiert. So übernimmt Wilhelm häufig zeitgenössische Urteile, ohne deren politische Implikationen zu berücksichtigen. Mit Blick auf die Dezember 1938 beschlossene Aufstellung einer „Volkskartei" betont Wilhelm beiläufig, die „Karten von

Juden beiderlei Geschlechts sollten mit einem ‚J' versehen werden". Danach urteilt er unter Bezug auf einen Artikel aus einer Polizeizeitschrift von 1940, die Kartei „soll sich in vollem Umfang bewährt haben" (S. 110). Schließlich schreibt Wilhelm über den Einsatz des Hamburger Polizeibataillons 104, es sei bei „einer Reihe von Großaktionen [...] zur Bekämpfung des Bandenunwesens und des Schleichhandels eingesetzt" worden (S. 158). Mit dem Terminus der „Bandenbekämpfung", die sehr oft mit (Massen-)Mordaktionen an der Zivilbevölkerung verbunden war, übernimmt er nicht nur die Rechtfertigungslegende der Polizei, sondern ignoriert auch den neueren Forschungsstand. Später listet Wilhelm, erneut ohne die hinter dieser Behördensprache stehenden Verbrechen zu problematisieren, die Obliegenheiten der Ordnungspolizei in Polen und in der Sowjetunion auf; dort sei es u.a. um die „Bekämpfung des Schmuggler- und Verbrecherunwesens, Evakuierungen, Transportbegleitungen, Ghettobewachungen" gegangen (S. 160).

Wilhelm bemüht sich zwar zurückhaltend, aber dennoch deutlich, die Beteiligung der Ordnungspolizei an Massenmorden zu relativieren. So unterstreicht er zum einen, weder alle Polizeibataillone noch die Ordnungspolizei könnten „generell mit dem Odium des Massenmords belastet werden" (S. 156). Zudem stimmt er – am Ende des Buchs eingefügt – in den Chor der Goldhagen-Kritiker ein und betont, daß von insgesamt 101 Polizeibataillonen immerhin 60 „bislang nicht mit dem Holocaust in Verbindung gebracht" wurden (S. 192). Mit beiden Urteilen mag er vielleicht nicht völlig falsch liegen, jedoch wagt er sich damit auf ein Gebiet, das er aufgrund seines Forschungsansatzes nicht beurteilen kann. Hierzu reicht eine Auswertung von Erlassen nicht aus.

Nach der Lektüre des Buchs bleibt der Eindruck – auch das eine Konsequenz seines Ansatzes –, als ob die Polizei während der NS-Herrschaft nur passives Objekt von übergeordneten Mächten oder eines unabwendbaren Schicksals gewesen sei (S. 158, S. 191). Das Buch kann als eine ergänzte Version der Publikation von Hans-Joachim Neufeldt, Jürgen Huck und Georg Tessin (Zur Geschichte der Ordnungspolizei 1936–1945) aus dem Jahr 1957 gelten. Da es aber am Ende der neunziger Jahre veröffentlicht wurde, hätte Friedrich Wilhelm mit einem reflektierteren und breiteren Ansatz arbeiten müssen. Der Autor hätte sich konsequenter auf eine Organisationsgeschichte beschränken sollen.

Klaus Weinhauer

RÖLL, Wolfgang: **Sozialdemokraten im Konzentrationslager Buchenwald 1937–1945. Unter Einbeziehung biographischer Skizzen.** – Göttingen: Wallstein Verlag 2000. 357 S.

Von Sozialdemokraten in NS-Konzentrationslagern handelte neben Erinnerungsberichten und Biographien nur eine Handvoll Publikationen über die SPD, die SAP, den ISK und weitere kleine Organisationen. Gänzlich fehlten Untersuchungen über sie in einzelnen Lagern. Das lag zum einen in der Blickverengung in der alten BRD auf die Fronde, die im 20. Juli 1944 gipfelte, wie in der DDR auf die Kommunisten. Zum anderen verzeichneten die Akten über die in Konzentrationslager Eingesperrten lediglich deren Haftkategorie, im konkreten Fall: politisch, jedoch nicht die parteipolitische Orientierung und Zugehörigkeit. Röll, langjähriger Mitarbeiter der Gedenkstätte Buchenwald und schon mit einer Studie über eine andere weitgehend ignorierte Häftlingsgruppe hervorgetreten,[1] nutzte die Sammlung auf dem Ettersberg, Akten in Landes- bis hin zu Stadtarchiven, holte Auskünfte und Berichte ein und sichtete Publikationen, vor allem mit regionalem und lokalem Bezug. Derart konnte er 134 deutsche und 44 österreichische Sozialdemokraten, einschließlich Angehörige der kleineren Parteien und Gruppierungen benennen.

Ihre Biographien verzeichnet er z.T. im Text und kürzer im Anhang. Röll schätzt, daß er etwa ein Fünftel der Sozialdemokraten – ohne die aus nicht deutschsprachigen Ländern – feststellen konnte, die Buchenwald durchlitten[2] – allein schon nicht nur hinsichtlich des Aufwandes ein respektables Resultat – Doch daraus ergab sich mehr. Nach einem knappen Blick auf Widerstand und Verfolgung von Sozialdemokraten breitet Röll seine Rechercheergebnisse aus: die Überführung aus aufgelösten frühen Konzentrationslagern nach Buchenwald im Sommer 1937, Transporte von Sozialdemokraten jüdischer Herkunft aus Dachau im Herbst 1938 sowie aus Justizhaftanstalten, die Verhaftungsaktionen bei Kriegsentfesselung und ehemaliger Mandatsträger im August 1944. Dabei stechen die Abschnitte über den im Mai 1938 aus Buchenwald geflohenen und nach seiner Auslieferung aus Prag im Dezember 1938 dort hingerichteten Peter Forster hervor, der als Sozialdemokrat nach 1933 Kommunisten im Widerstand unterstützt hatte, und über die so genannte Aktion Gitter im Sommer 1944 mit schätzungsweise 1000 ehemaligen Abgeordneten und Funktionären der Arbeiter- und

bürgerlichen Parteien in Buchenwald mit ihrem beträchtlichen Anteil an Sozialdemokraten, da Kommunisten meist schon inhaftiert waren. Weiter analysiert Röll die Funktionen der Buchenwalder Sozialdemokraten als mehrheitlich regional und lokal und stellt darüber hinaus Rudolf Breitscheid, Ernst Heilmann und Carlo Mierendorff heraus. Soziale und geographische Herkunft, Altersstruktur, Berufe, Dauer der Parteizugehörigkeit und der Haft sowie Ermordung und Tod von Sozialdemokraten in Buchenwald vervollständigen die Auswertung der Biographien. Anschließend geht er auf den Widerstand von Sozialdemokraten auf dem Ettersberg ein, so auf die Übernahme von Lagerfunktionen, wodurch Sozialdemokraten in der Schreibstube beträchtliche Solidarität und Hilfe für neu eingelieferte politische Häftlinge oder als Kapos leisten konnten, sowie auf eine konspirative Gruppe, die bis 1940 existierte. Sachlich und zeitlich unterschiedlich gestaltete sich das Verhältnis zwischen deutschen Kommunisten und Sozialdemokraten, das Benedikt Kautsky auf 10 zu 1 veranschlagte. In der Anfangsphase Buchenwalds überwogen wohl noch die Differenzen zwischen den Angehörigen der beiden Parteien und kulminierten durch den deutsch-sowjetischen Nichtangriffsvertrag. Doch nach dem Überfall auf die UdSSR und sicher auch mit dem sich auswirkenden konspirativen Einfluß politischer Häftlinge, insbesondere von Kommunisten, auf die Lagersituation trat eine Wende zum Positiven ein. Sie ging über das persönliche Verhältnis hinaus und zeigte sich in Zusammenarbeit aller Häftlinge und im Deutschen Volksfrontkomittee ab 1944 um der Zukunft willen. Daraus gingen programmatische Ausarbeitungen hervor, die in dem von dem Sozialdemokraten Hermann Brill entworfenen und mit anderen Sozialdemokraten diskutierten Manifest deutscher Sozialisten und in der Entschließung deutscher Kommunisten vom April 1945 gipfelten. Röll untersucht die weittragenden sozialdemokratischen Ziele und vergleicht sie knapp mit den eher dringenden kommunistischen Schritten. Die davor liegenden Forderungen des Deutschen Volksfrontkomittees in Buchenwald, dem Brill angehörte, bezieht der Verf. allerdings nicht mit ein.[3] Die Kapitel über Solidarität, Widerstand und Programmatik bieten anhand von Äußerungen Buchenwalder sozialdemokratischer und anderer ehemaliger Häftlinge ein differenzierteres Bild von den „roten Kapos" und ihrem Anteil am Lageralltag als ein US-amerikanischer Geheimdienstbericht 1945, z.T. sich auf Äußerungen antikommunistischer ausländischer Häftlinge beziehend, und Vorwürfe vor nicht allzulanger Zeit. Abschließend wirft Röll noch einen kritischen Blick auf die Erwähnung von Sozialdemokraten in der Gedenkstätte in der DDR-Ära, da sie sich lediglich auf Breitscheid und Heilmann erstreckte.

1 *Wolfgang Röll, Homosexuelle Häftlinge im Konzentrationslager Buchenwald, Weimar 1991.*

2 *Zwei weitere Sozialdemokraten in Buchenwald erwähnen: Udo Wohlfeld, Das Konzentrationslager in Bad Sulza 1933–1937. Der Übergang zu nationalsozialistischen Konzentrationslagern, in: Udo Wohlfeld und Peter Franz, Gefangen im Netz. Die Konzentrationslager in Thüringen 1933–1937. Weimar 2000, S. 164, und Peter Franz, Die Stadt Apolda und die umliegenden Konzentrationslager, in: ebd., S. 109 f. Im KZ Bad Sulza, einem Vorgängerlager von Buchenwald, waren übrigens weitere Sozialdemokraten inhaftiert.*

3 *Bei Emil Carlebach, Willy Schmidt und Ulrich Schneider, Buchenwald ein Konzentrationslager. Berichte, Bilder, Dokumente. Hrsg. im Auftrag der Lagergemeinschaft Buchenwald-Dora, 2., erweiterte Aufl., Bonn: Verlag Pahl-Rugenstein 2000, 186 S., sind die drei programmatischen Vorstellungen abgedruckt und mit ihren Gemeinsamkeiten gewichtet (S. 154 ff. und 18). Diese 2., erweiterte Auflage bietet Einblicke in die Buchenwalder Haftbedingungen und die SS-Untaten sowie den Häftlingswiderstand, meist schon anderweitig publiziert.*

Klaus Drobisch

RATHMER, Christian: **„Ich erinnere mich nur an Tränen und Trauer ...". Zwangsarbeit in Lübeck 1939 bis 1945.** Dokumentation zur Ausstellung in der Geschichtswerkstatt Herrenwyk vom 4. Mai 1997 bis zum 1. Februar 1998. Hrsg. vom Kulturforum Burgkloster und der Geschichtswerkstatt Herrenwyk. Übersetzungen aus dem Französischen von Wolfgang Muth. Übersetzungen aus dem Russischen von Katja Freter-Bachnak. – Essen: Klartext-Verlag 1999. 143 S.

LIEDKE, Karl: **„Gesichter der Zwangsarbeit". Polen in Braunschweig 1939–1945.** Braunschweig: Arbeitskreis Andere Geschichte und Döring Druck 1997. 223 S.

Seit Beginn der achtziger Jahren hat die Erforschung des Phänomens der NS-Zwangsarbeit nach langer Vernachlässigung zunehmende Beachtung gefunden. In vielen Regionen und Städten wurde durch die Arbeit lokaler Bügerinitiativen wie Geschichtswerkstätten die Spuren dieser Zeit wieder ausgegraben. Der Geschichtswerkstatt Herrenwyk in Lübeck und dem Arbeitskreis Andere Geschichte e. V. in Braunschweig gelang es 1994, öffentliche Mittel für die Finanzierung von Forschungsprojekten in den beiden Regionen zu erlangen.[1] Beide Publikationen weisen dabei eine Reihe Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede auf, was ihren Charakter und die anvisierte Leserschaft angeht.

Die Bearbeiter der beiden Projekte – Christian Rathmer und Katja Freter-Bachnak für Lübeck sowie Karl Liedke für Braunschweig – hatten trotz umfangreicher Archivrecherchen wie die meisten Historiker in diesem Feld mit speziellen Quellenproblemen zu kämpfen: Viele Quellen aus der NS-Zeit sind nicht erhalten, andere aus Datenschutzgründen noch gesperrt, Firmen verwehren regelmäßig den Einblick für unabhängige Historiker oder behaupten pauschal die Vernichtung der Akten aufgrund von Kriegsereignissen. Als besonders bedauerlich hervorzuheben ist dabei allerdings, daß auch eine öffentliche Institution wie das Braunschweiger Landesmuseum, in dem die Betriebsakten der Brunsviga-Rechenmaschinenfabrik verwahrt werden, die Forschung nicht zu unterstützten bereit war.[2]

Beide Projekte suchten diese Schwierigkeiten durch die Einbeziehung der Erinnerungen ehemaliger Zwangsarbeiter zu überwinden. Für beide Regionen wurden Fragebogenaktionen gestartet. Für Lübeck kontaktierte man über die russische Selbsthilfeorganisation MEMORIAL vorwiegend Zwangsarbeiter aus den Ländern der ehemaligen UdSSR, also sogenannte „Ostarbeiter", für Braunschweig wurde im Gegensatz dazu in Zusammenarbeit mit der Stiftung Deutsch-Polnische Aussöhnung die nach den „Ostarbeitern" zweitstärkste Gruppe der ehemaligen polnischen Zwangsarbeiter angeschrieben. Die Bereitschaft der ehemaligen Zwangsarbeiter, sich an die durchlittene Zeit zu erinnern und ihre Erfahrungen mitzuteilen, war in beiden Fällen beachtlich, neben zirka 400 Fragebögen für Lübeck und 490 für Braunschweig ermöglichten darüberhinaus viele ausführliche Berichte sowie eingesandte Dokumente und Fotos die öffentliche Dokumentation ihrer Lebens- und Arbeitsbedingungen in zwei Ausstellungen.[3]

Hieran knüpft sich auch der wesentliche Unterschied der beiden Publikationen, da es sich einmal um den Austellungskatalog der gleichnamigen Ausstellung in Lübeck und bei dem Buch zur Zwangsarbeit von Polen in Braunschweig mit Erörterung von Forschungsstand, Quellenlage und Fragestellung auch formal um ein wissenschaftliches Werk handelt. Dies soll aber keinesfalls als Abwertung des Kataloges verstanden werden. Besonders hervorzuheben ist beispielsweise die Einführung[4] von Katja Freter-Bachnak, die in angenehm allgemeinverständlicher Form die damalige und heutige Situation der Zwangsarbeiter darstellt und ihre Erfahrungsebenen und Erinnerungsarbeit mit den Berichten in Beziehung setzt und so die Möglichkeiten und Grenzen der Benutzung von Erinnerungsberichten quellenkritisch erläutert.

Die Autoren und Mitarbeiter beider Publikationen fühlen sich dem Anliegen verpflichtet, den Zwangsarbeitern durch „sprechende" Quellen wieder eine Stimme zu geben. Sie wollen ihren Weg nach Deutschland darstellen, ihren Alltag in differenzierter Form anschaulich machen und über die Faktoren Auskunft geben, welche die Lebens- und Arbeitssituation beeinflußten. Entsprechend nehmen die Zitate aus den Berichten und Briefen der ehemaligen Zwangsarbeiter breiten Raum ein.

Deutlich wird, daß der Alltag der oft noch sehr jungen Polen und „Ostarbeiter" – laut Liedke waren fast 30 Prozent der Frauen und 20 Prozent der Männer unter 17 Jahre alt – in gleicher Weise von Diskriminierungen, entwürdigender Behandlung und großem Mangel geprägt war. Durch die Zitate wird plastisch nachvollziehbar, was Kennzeichnungspflicht und Kontaktverbote, die oft schwere Arbeit bei unzureichender Versorgung mit Wohnraum, Kleidung und Nahrung, Mißhandlungen durch deutsche Vorgesetzte oder Werkschutz, auch die Gefahr durch Sabotagevorwurf oder Meldungen an die Gestapo für die in Deutschland zur Arbeit Gezwungenen bedeutete. In beiden Regionen war der Handlungsspielraum der Betriebsleitungen, Arbeitgeber und Vorgesetzten beträchtlich. Wie Liedke herausarbeitet, hing davon beispielsweise entscheidend ab, ob die Zwangsarbeiterinnen medizinische Versorgung erhielten oder nicht. Insgesamt scheinen die Verhältnisse auf dem Land gegenüber Industriebetrieben besser gewesen zu sein, vermutlich aufgrund der Traditionen bäuerlichen Wirtschaftens und der kleineren Produktionseinheiten, die eine persönliche Bindung zwischen Arbeitgeber und Beschäftigten beförderte.[5]

Als zentrales Anliegen der Verfasser sollen beide Lokalstudien das „Wiederauffinden verlorener Erinnerung" (Liedke) befördern. Anknüpfungspunkte bilden hierfür die Adressen und Standorte von Arbeitsstätten und Wohnlagern, die unübersehbar deutlich machen, daß sich diese inmitten des jeweiligen Stadtbildes und vor den Augen der deutschen Bevölkerung befunden haben. Am besten gelöst scheint dies bei Rathmer mit einer übersichtlichen Auflistung damaliger und heutiger Adressen und Firmenbezeichnungen, verbunden mit Verweisen zu einer Karte Lübecks.[6] Bei Liedke sind diese Hinweise im Text weniger leicht aufzufinden. Vermißt wird für beide Bände aber ein Register, was ihren Charakter als die Spurensuche unterstützendes Handbuch für die jeweiligen Regionen noch verstärkt hätte.

Im Zusammenhang mit diesem Anliegen wird auch das Verhalten der deutschen Bevölkerung gegenüber den Zwangsarbeitern und deren Strategien zur Selbstbehauptung thematisiert. Bei den Deutschen überwog die ängstliche Zurückhaltung angesichts des Kontaktverbots, der bereits oben angesprochene Handlingsspielraum von Vorgesetzten und Arbeitgebern wurde nur selten für eine Verbesserung der Situation der Zwangsarbeiter genutzt. Die ehemaligen Zwangsarbeiter würdigen in ihren Berichten die seltenen Ausnahmen. Auffällig ist, wie Liedke für Braunschweig berichtet, daß die Bereitschaft für Kontakte mit der Möglichkeit gegenseitiger Hilfe (z. B. Reparaturen im Haushalt gegen Essen) mit dem Näherrücken des Kriegsendes und der Verschlechterung auch der Lebenssituaton der deutschen Bevölkerung gestiegen sei.

Die Zwangsarbeiter waren trotz sich ständig verringernder Freizeit, die sie zunehmend zur Aufbesserung der desolaten Ernährungssituation nutzen mußten, darum bemüht, durch kulturelle Aktivitäten, Sportwettkämpfe, Feste mit Musik, dem – illegalen – Besuch von Kino und Theater, das Beschaffen von Lesestoff, ihren Freiraum zu behaupten. Zeugnis hiervon geben die zahlreichen Photos, die vermutlich durch Hilfe von „Westarbeitern" oder Deutschen entstanden sind, denn weder „Ostarbeitern" noch polnischen Zwangsarbeitern war der Besitz eines Photoapparates gestattet.

In beiden Projekten werden auch spezifische, mit Geschlecht oder Herkunft verbundene Probleme untersucht. Sie zeigen beispielsweise die Folgen des Heiratsverbots für „Ostarbeiter" und Polen und des Verbot der Religionsausübung für die polnischen – katholischen! – Zwangsarbeiter auf. Die Folgen der zahlreichen Schwangerschaften für die Zwangsarbeiterinnen und ihre Kinder werden jeweils in eigenen Kapiteln behandelt, Liedke kann aufgrund der besseren Quellenlage erschütternde Einzelheiten über die Verhältnisse im sogenannten „Entbindungsheim Broitzener Straße" in Braunschweig berichten. Dort kamen ab Frühjahr 1943 von 537 dort geborenen Säuglingen mindestens 328 durch Vernachlässigung bzw. Verweigerung von medizinischer Versorgung ums Leben.[7] Auch in Lübeck betrieb die Rüstungsfirma Maschinen für Massenverpackungen GmbH (MfM) im Steinlager Brandenbaum ein Entbindungsheim, die Bearbeiter können aufgrund der weniger guten Quellenlage aber nur auf die Verhältnisse in Niedersachsen verweisen.

Die vorliegenden Arbeiten vermitteln für beide Regionen einen detaillierten und facettenreichen Einblick in die Lebens- und Arbeitsverhältnisse osteuropäischer Zwangsarbeiter. Sie können insbesondere den Forschenden eine wertvolle Hilfe sein, die augenblicklich sich bemühen, in Privatinitiative oder den neu geschaffenenen kommunalen Koordinierungsstellen in einem Wettlauf gegen die Zeit den überlebenden Zwangsarbeitern Osteuropas die für die Auszahlung der Entschädigung notwendigen Nachweise zu beschaffen.[8] Für diese Aufgabe, wie auch für die weitere Erforschung der NS-Zwangsarbeit sind beide Bände eine gute Arbeitsgrundlage und für die untersuchten Regionen als Handbücher anzusprechen.

Mit seinen genauen und ausführlichen Quellennachweisen richtet sich Liedke dabei am deutlichsten an den Forschenden. Bei der Abfassung hätte man Liedke allerdings etwas mehr Bemühen um Gewichtung gewünscht. Sein Buch enthält zwar eine Fülle an Informationen, doch erscheinen diese eher aneinandergereiht; der Leser, sofern nicht schon Spezialist auf diesem Gebiet, muß deutlich mehr Mühe aufwenden, um ein Fazit daraus zu ziehen.

Rathmers Arbeit zeichnet sich dagegen durch die allgemeinverständliche und anschauliche Sprache aus, durch die sich die Materie Laien und gerade jüngeren Menschen leichter erschließt. Für Lehrer, die mit ihren Schülern in und um Lübeck auf die Suche nach Spuren der NS-Zwangsarbeit gehen wollen, bietet der Katalog ein wertvolles Arbeitsmittel.

1 *Etwas kurios mutet dabei an, daß im Grußwort von „Ich erinnere mich nur an Tränen und Trauer ..." der Kultursenator Lübecks die Initiative für den Beschluß der Bürgerschaft bei der*

SPD sieht, während das erklärende Begleitschreiben für die Fragebogenaktion unter ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern dies der Partei Bündnis 90/Die Grünen zuschreibt. Vgl. Christian Rathmer, „Ich erinnere mich nur an Tränen und Trauer …". Zwangsarbeit in Lübeck 1939 bis 1945, Essen 1999, S. 5 und S. 16.

2 *Wie Liedke ausführt, antwortete der Direktor des Braunschweigischen Landesmuseums auch auf mehrmalige schriftliche Anfrage bzw. Bitte um Einsicht in Archivalien nicht! Vgl. Karl Liedke, Gesichter der Zwangsarbeit. Polen in Braunschweig 1939–1945, Braunschweig 1997, S. 16, Anm. 67.*

3 *In Lübeck unter dem Titel „Ich erinnere mich nur an Tränen und Trauer…". Zwangsarbeit in Lübeck 1939 bis 1945, vom 4. 5. 1997 bis 1. 2. 1998, in Braunschweig unter dem Titel: „Gesichter der Zwangsarbeit. Polen in Braunschweig 1939 bis 1945" eröffnet im November 1996.*

4 *Katja Freter-Bachnak, „Verlorene Jugend kann man nicht ersetzen …". Briefe ehemaliger sowjetischer Zwangsarbeiterlinnen an die Geschichtswerkstatt Herrenwyk, in: Christian Rathmer, „Ich erinnere mich nur an Tränen und Trauer…", S. 11–21.*

5 *Vgl. hierzu die auf einer Tagung im Mai 1998 in Sachsenhausen präsentierten Ergebnisse der Untersuchung von Frank Schmidt (Der Ausländereinsatz in der brandenburgischen Landwirtschaft – Reglementierung der Lebensverhältnisse) für das Land Brandenburg; siehe Rolf Schmolling, Zwangsarbeit während der NS-Zeit in Berlin und Brandenburg – Formen, Funktion und Rezeption. Ein Tagungsbericht, in: IWK, Jg. 34 (1998), H. 3–4, S. 510–518, hier S. 512–513, sowie den jüngst erschienenen Tagungsband: Zwangsarbeit in Berlin und Brandenburg während der NS-Zeit. Formen, Funktion und Rezeption. Hrsg. von Klaus Neitmann und Winfried Meyer, Berlin 2001.*

6 *Allerdings leidet die Nützlichkeit der Karte unter der notwendigen Verkleinerung für den Druck. Vgl. Christian Rathmer, „Ich erinnere mich nur an Tränen und Trauer…", S. 52.*

7 *Vgl. auch Bernhild Vögel, Entbindungsheim für Ostarbeiterinnen. Braunschweig, Broitzemer Str. 200, Hamburg 1989. Liedke veröffentlicht eine Liste von 134 im Entbindungsheim verstorbener Kinder mit der gegenüber Vögel korrekten, polnischen Schreibweise der Namen. Vgl. Karl Liedke, Gesichter der Zwangsarbeit, S. 169 bis 171.*

8 *Vgl. hierzu die sich auf der Mailingliste „nszwangsarbeit@kbx7.de" bzw. „http://www.kbx7.de/list?enter=NS-Zwangsarbeit" dokumentierenden Bemühungen einer seit Januar 2001 ständig wachsenden Zahl von Institutionen und Einzelpersonen.*

Rolf Schmolling

AGDE, Günter; **Kämpfer. Biographie eines Films und seiner Macher.** – Berlin: Das Neue Berlin 2001. 207 S.

Die Aufführung des Films „Kämpfer" zur Buchvorstellung der von Günter Agde sorgfältig recherchierten „Biographie des Films und seiner Macher" am 22. Juni 2001 im Studiokino des Babylon war ausverkauft. Ein vergleichbares Interesse und der daran gebundene Verkaufserfolg ist dem Verlag zu wünschen, der es verstanden hat, ein Buch auf den Markt zu bringen, das ausgezeichnete Einblicke in die Filmgeschichte, die Geschichte der deutschen Emigration in der UdSSR und den Alltag in Moskau Mitte der dreißiger Jahre vermittelt.

Wie kein anderer verbindet der im Mittelpunkt des reichhaltig illustrierten Bandes stehende Film, an dem deutsche Künstler im Exil 1933 bis 1945 mitwirkten, „so dicht Filmgeschichte und Gesellschaftsgeschichte miteinander", hebt Agde im Nachwort hervor (S. 187). Die Story des ausschließlich mit deutschen Emigranten besetzten Films, der am 4. Dezember 1936 in Moskau uraufgeführt wurde, verknüpft einen authentischen und einen fiktiven Kriminalfall, den Reichstagsbrand und einen für den Film fabulierten Fabrikbrand in einer deutschen Kleinstadt.

In drei auf den Film zugeschnittenen Kapiteln skizziert der Autor die Sicht der in Vergessenheit geratenen unbekannten und bekannten Schauspieler und Statisten sowie ihrer prominenten Auftraggeber, kommentiert die wechselhafte Geschichte der Ideenfindung, erläutert die Schwierigkeiten ihrer Umsetzung und dokumentiert die Palette der Nachwirkungen.

Mit der Arbeit am Drehbuch wurde unmittelbar nach der Ankunft des im Reichstagsbrandprozeß freigesprochenen Georgi Dimitroff in Moskau begonnen. In der zweiten Auflage könnte die Chronik (S. 8–11) durch Dimitroffs, die Dreharbeiten und die Beratungen mit Alfred Kurella betreffenden Tagebucheintragungen erweitert werden. Im Kontext der im Nachwort mehr angedeuteten

als ausgeführten außerfilmischen, am Heldenbild festgemachten Umstände treten die Änderungen am Filmkonzept plastischer hervor. Der „Held von Leipzig" hat die vom „Lokomotivführer der Weltgeschichte" und dem „Herren im Hause UdSSR" Stalin ausgehenden Weisungen stets widerspruchslos umgesetzt.

„So lag in der Heldenwahl", betont Agde, „die einzig mögliche Chance des Films und zugleich die innere Ursache für sein späteres Verschwinden. Das wirkliche Ende von ‚Kämpfer' war Stalin" (S. 192). Alfred Kurella, der von Dimitroff später fallengelassene persönliche Sekretär, hat eine vergleichbare Erklärung für den Verzicht seines Chefs auf die Vollendung der zunächst stark personalisierten Autobiographie veröffentlicht. Agdes Kommentare zu den Änderungen im Drehbuch, die Beschreibung des im Film nicht verwendeten Materials sind ausgesprochen aufschlußreich.

Um diese Ausführungen zu unterstreichen, könnten in der Chronik die Verhaftung des in Leipzig gemeinsam mit Dimitroff angeklagten Popow durch das NKWD 1937 erwähnt und die letzte Eintragung über den Film in Dimitroffs Tagebuch am 8. Juni 1939 zitiert werden: „‚Borzy' in der ‚Barwicha' vorgestellt – das Publikum ist zufrieden?!" Sie beleuchtet schlaglichtartig die parteiliche Haltung der Patienten im Regierungskrankenhaus am Rande der Stadt.

Innerhalb des erweiterten chronologischen Rahmens könnte der dritte Moskauer Schauprozeß Erwähnung finden. Dieser Prozeß und der 5. Jahrestag des Reichstagsbrandprozesses lagen zu dicht beieinander, so daß die sowjetische Presse 1938 auf jeden Kommentar zum Ausgang des Reichstagsbrandprozesses verzichtete. Die Absetzung des Films am Vorabend des Hitler-Stalin-Paktes spricht Bände. Danach erschien der Film 1941 noch einmal kurz in den Kinos. Einige Eintragungen in der Chronik könnten genauer datiert und kleine Fehler, die – das sei an dieser Stelle ausdrücklich hervorgehoben – wirklich die Ausnahme und nicht die Regel sind, korrigiert werden.

„Das Buch folgt in seiner Struktur der Stabliste des Films, also der namentlichen Auflistung des Anteils, den jeder an dem Film hatte. Zugleich wird die Filmhandlung mit Szenenfotos und -beschreibungen in horizontaler Abfolge wiedergegeben" (S. 7). Viele Dokumente, die über den Lebensweg der von Agde identifizierten Filmemacher und Darsteller Aufschluß geben, sind zum ersten Mal in deutscher Sprache publiziert. Aus dem Gruppenbild verschwanden nacheinander die zu Unpersonen erklärten Deutschen. Zwei Drittel der zirka 40 Mitwirkenden waren betroffen. Ihre Leben wurden ausgelöscht, ihre Gesichter von den Werkfotos (Abbildung S. 180) gekratzt. Über einige an den Dreharbeiten Beteiligte konnten bisher keine Angaben ermittelt werden. Ihnen und den anderen Deutschen, die mit der Entscheidung für das sowjetische Exil die Flucht in die Verfolgung antraten, hat Agde mit seinem Buch ein Denkmal gesetzt.

Wladislaw Hedeler

WEIL, Francesca: **Herrschaftsanspruch und soziale Wirklichkeit. Zwei sächsische Betriebe in der DDR während der Honecker-Ära.** – Köln, Weimar und Wien: Böhlau Verlag 2000. VII, 248 S.

Der Alltag der Bürger in der DDR war auf den Betrieb ausgerichtet. Hier fanden neben der Erwerbsarbeit auch soziale Beziehungen, Freizeit und gesellschaftliche Betätigung ihren Mittelpunkt. Für die SED war der Betrieb Mittel zur Mobilisierung und Organisierung der Menschen, zur ideologischen Beeinflussung und politischen Kontrolle. In ihrer vergleichend angelegten Studie untersucht Francesca Weil zwei sächsische Betriebe der chemischen Industrie in der Ära Honecker: zum einen den VEB Goldring Markkleeberg, einen Kunststoffverarbeitungsbetrieb mit 200 bis 250 Beschäftigten, der als Zulieferer für die Konsumgüterindustrie unter anderem Haushaltsartikel, Verpackungsteile und Süßwaren produzierte, zum anderen den VEB Leipziger Arzneimittelwerk (LAW), der mit etwa 600 Beschäftigten eine breite Palette pharmazeutischer Produkte, wie Salben, Tabletten und Hustenbonbons, herstellte.

Weils Anliegen ist, den Grad der Durchsetzung bzw. die Grenzen des von der SED erhobenen politisch-ideologischen Anspruchs an einen volkseigenen Betrieb im Arbeitsalltag zu analysieren. Die Diskrepanz zwischen den Postulaten und den täglichen Erfahrungen der Arbeiterinnen und Arbeiter steht dabei im Vordergrund. Der Betrieb wird in Anlehnung an neuere Forschungsansätze der Industrie- und Arbeitergeschichte als „eigenständiges Beziehungsgeflecht innerhalb und zwischen den betrieblichen Sozialgruppen" verstanden, als „sozialer Raum", in dem „alle Beteiligten als sozial kompetente Akteure handeln". Bei ihrer Untersuchung stützt sich Weil auf die Betriebsakten sowie auf die Überlieferung der zuständigen SED-Stadtbezirksleitung.

Mit 32 Betriebsangehörigen führte sie Leitfadeninterviews, ferner floß die Auswertung eines von 48 ehemaligen Beschäftigten beantworteten standardisierten Fragebogens in die Untersuchung ein. In ihrer Argumentation haben die Auswertung der Interviews und des Fragebogens ein relativ großes Gewicht.

Die politische Einflußnahme der SED auf die Betriebe hing von der Stellung des Parteisekretärs im Betrieb ab. Vor allem wirtschaftliche Schwierigkeiten brachten Druck von der Partei. Im LAW, das ständig mit Planschulden zu kämpfen hatte, konnte die Betriebsparteiorganisation sogar für die Auswechslung des Direktors sorgen. Im kleineren und wirtschaftlich stabilen VEB Goldring hingegen „dominierte" der Betriebsdirektor den ehrenamtlich tätigen Parteisekretär und schaffte es so, den Betrieb zu einer „relativ politikfreien Zone" zu machen. Allerdings geht Weil den Ursachen der ökonomischen Probleme nur ansatzweise nach. Die Planerfüllung wird bei ihr vor allem vom geschickten Ausnutzen formaler und informeller Strukturen und den finanziellen Anreizen für die Belegschaft abhängig gemacht. Die Rolle der Gewerkschaft im Betrieb blieb blaß. Sie konnte die Interessen der Beschäftigten gegenüber Werks- und Parteileitung nicht vertreten und beschränkte sich auf „betriebliche Sozialpolitik".

Das Klima in den Betrieben war von einem starken „Wir-Gefühl" bestimmt. Weil kommt zu dem Ergebnis, daß Belegschaft und Betriebsleitung eine Interessengemeinschaft gegen die Partei und die übergeordneten staatlichen Instanzen bildeten. Der Herrschaftsanspruch des Staates sollte „draußen vor dem Werktor" bleiben. Die sozialen Beziehungen und die Betriebsverbundenheit unterschieden sich zwar, abhängig von der Qualität der Betriebsleitung und der Einflußnahme der Partei, im LAW und im VEB Goldring erheblich, die Bedeutung eines kollegialen und harmonischen Betriebsklimas wird aber allgemein betont. Dem steht eine striktere Trennung von Arbeits- und Privatleben seit der Wiedervereinigung entgegen. Die Betriebszentriertheit des Alltags ostdeutscher Beschäftigter ging nach dem Beitritt zur Bundesrepublik verloren; nur so ist zu verstehen, weshalb diese „die Veränderungen in ihren sozialen Beziehungen bis heute so drastisch und häufig thematisieren". In ihrem Resümee kommt Weil zu dem Schluß, daß Harmonie und Kollegialität in den DDR-Betrieben keine nostalgischen Verklärungen sind, sondern „Bestandteile einer erfahrenen Arbeitswelt darstellen, die in der Erinnerung durch Erfahrungen einer von ehemaligen DDR-Bürgern seit 1989/90 unruhig erlebten Zeit gebrochen wurden". Dieses „Sich-Einrichten in einer kleinen, heilen Welt" des Betriebes trug dazu bei, daß die DDR-Bürger Werte entwickelten, die das System stabilisierten und ihnen das Leben erleichterten.

Abgeschlossen wird der Band mit einer Dokumentation von vierzehn Quellen aus der Überlieferung der Betriebe.

Die Stärke der Studie liegt in ihrer erfahrungsgeschichtlichen Dimension. Dabei dominiert die Sicht von unten. Es wird deutlich, wie die Arbeiterinnen und Arbeiter die Partei, die Gewerkschaft oder die Betriebsleitung wahrnahmen bzw. wie sie sie nach dem Ende der DDR erinnern. Das Netzwerk informeller Beziehungen, das die Wirtschaft der DDR weitgehend prägte, wird in den ausführlich zitierten Interviews breit thematisiert. Strukturen, die sich in den Akten nicht oder kaum niederschlagen, können so sichtbar gemacht werden.

Es ist aber auch das Manko der Untersuchung, daß ihr Schwerpunkt auf den Interviews mit den ehemaligen Betriebsangehörigen liegt. Abgesehen von prinzipiellen Einwendungen gegen Leitfadeninterviews dürfte es auch bei deren Befürwortern höchst umstritten sein, inwieweit diese Methode geeignet ist, „Ereignisse, Beispiele und Details von den Befragten zu erfahren". Die Informationen über die Methode von Interviewführung und -auswertung sind spärlich, auch über die Interviewpartner (Position im Betrieb, Alter, Dauer der Betriebszugehörigkeit etc.) erfährt der Leser nicht allzuviel. Allerdings scheinen die meisten Zeitzeugen Arbeiterinnen und Arbeiter zu sein, was sich auf die Schwerpunktsetzung der Studie ausgewirkt hat. Das Agieren anderer betrieblicher Gruppen im „sozialen Raum", zum Beispiel der Angestellten und der technischen Intelligenz, so es eine gab, bleibt demgegenüber verschwommen. Dadurch bleiben Aspekte der Betriebsgeschichte wie die Entwicklung der Erzeugnisse und ihrer Qualität, die Rentabilität oder die Innovationsträgheit unterbelichtet. Zudem hat es bisweilen den Anschein, als hätte der Umgang mit den mündlichen Quellen etwas kritischer sein können, zum Beispiel bei der Bewertung des Betriebsdirektors des VEB Goldring oder bei der Beschreibung der Wiedereingliederung „kriminell gefährdeter Bürger" in den Betrieb. So ist die Studie vor allem als Beitrag zur Erforschung des Betriebsalltags der Arbeiterinnen und Arbeiter interessant. Den Betrieb als Ganzes kann sie jedoch nicht erfassen.

Jens Niederhut

CONZE, Susanne: **Sowjetische Industriearbeiterinnen in den vierziger Jahren. Die Auswirkungen des Zweiten Weltkriegs auf die Erwerbstätigkeit von Frauen in der UdSSR, 1941–1950** (= Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa, Bd. 58). – Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2001. 270 S.

Nach dem Beginn des deutsch-sowjetischen Krieges 1941, in der „Mobilisierungsphase der sowjetischen Kriegswirtschaft", wurde ein großer Teil der Industriearbeiter zum Militärdienst einberufen. Um den Arbeitskräftemangel auszugleichen, appellierte die politische Führung an die Frauen, ihre Männer an Werkbänken und Maschinen zu ersetzen. Der auch vor dem Krieg bereits recht hohe Anteil erwerbstätiger Frauen stieg zwischen 1941 und 1945 insbesondere in der Industrie deutlich an. In dem Einsatz der Frauen in der Kriegswirtschaft sahen die zeitgenössische Agitation wie auch eine Reihe späterer Untersuchungen den letzten und entscheidenden Schritt auf dem Weg zur umfassenden Gleichberechtigung. Die im Gegensatz zu westlichen Gesellschaften auch nach 1945 weiter steigende Frauenerwerbstätigkeit, gerade in den prestigeträchtigen Zweigen der sowjetischen Industrie, stützte diese Annahme. Susanne Conze hat sich in ihrer Bielefelder Dissertation die Aufgabe gestellt, zu prüfen, inwieweit die gestiegene wirtschaftliche Bedeutung weiblicher Erwerbsarbeit tatsächlich einen emanzipativen Effekt hatte oder ob trotz der quantitativen Zunahme eine Gleichstellung am Arbeitsplatz ausblieb.

Einer einführenden Skizze der Entwicklung der industriellen Frauenarbeit in Kriegs- und Nachkriegszeit schließen sich drei systematische Kapitel an. Die Analyse der Zeitschrift „Rabotnica" [Die Arbeiterin] verdeutlicht das bipolare Frauenbild der Stalinzeit. Während zu Beginn des Krieges das Ideal der arbeitenden Frau im Vordergrund stand, wurde seit 1944 mehr und mehr die „zweite staatsbürgerliche Pflicht" der Frauen propagiert: die Geburt und Erziehung möglichst vieler Kinder. Mütterlichkeit wurde zu einem zentralen Wert. Das Bild der berufstätigen Hausfrau und Mutter verdrängte das der Arbeiterin mit Familie. In den folgenden Abschnitten widmet sich die Autorin dem Frauenarbeitsschutz und der sozialen und medizinischen Betreuung der Arbeiterinnen. Conze stützt sich dabei auf Quellen aus Moskauer Archiven, vor allem auf Materialien des zentralen Gewerkschaftsrates und des Gesundheitsministeriums. Sie zeigt, daß die staatlichen Organe und vor allem die Betriebe die Spezifika weiblicher Arbeit nicht wahrnahmen und statt dessen die „männliche Norm" an alle Beschäftigten anlegten. Weder wurde die zusätzliche Belastung der Frauen durch die Hausarbeit berücksichtigt, noch die Befriedigung sozialer und medizinischer Bedürfnisse, wie zum Beispiel eine ausreichende gynäkologische Versorgung, sichergestellt. Der Frauenarbeitsschutz bildete oft genug nur ein Scheinargument, um Frauen aus gut bezahlten Arbeitsbereichen auf schlechtere Stellen zu versetzen, zumal seine Bestimmungen ohnehin nur in den seltensten Fällen eingehalten wurden, was freilich in der Sowjetunion für Arbeitsschutzbestimmungen allgemein galt.

Anschließend wird ein Perspektivwechsel vollzogen. In einer Fallstudie wird die betriebliche „Mikropolitik" gegenüber den weiblichen Beschäftigten betrachtet. Gegenstand der Untersuchung sind die Stalin-Automobilwerke, wobei der Vergleich mit dem Textilkombinat Trechgornaja Manufaktura in die Analyse einfließt. Conze hat im städtischen Archiv Moskaus Betriebsakten beider Unternehmen eingesehen, ferner die Überlieferung der Parteiorganisation des Automobilwerks ausgewertet. Die Betriebsstudie macht deutlich, daß trotz des gestiegenen Frauenanteils in der Industrie die Geschlechterhierarchie nicht aufgelöst wurde. In „männliche Berufe" drangen Frauen kaum vor. Sie verblieben meist am unteren Ende der betrieblichen Hierarchie, in Tätigkeiten monotonen Charakters, zu deren Ausübung nur eine geringe Qualifikation vonnöten war. Schon bei den Meistern waren Frauen deutlich unterrepräsentiert, in Führungspositionen traf man sie kaum an. Auch ihr politischer Einfluß blieb klein, wie die geringe Präsenz in den Gremien von Partei und Gewerkschaft zeigt. Das korrespondiert mit der schwachen Bedeutung einer Politik für Frauen. Ihre Anliegen konnten die weiblichen Beschäftigten nur selten in die Arbeit der gesellschaftlichen Organisationen einbringen.

Die Studie macht auch deutlich, wie Frauen in ihrer politischen Betätigung auf soziale Felder festgelegt wurden. Auf Gewerkschaftsversammlungen oder in Leserbriefen an die Betriebszeitung nehmen sie vor allem zu den Arbeitsbedingungen, zur Versorgungslage oder zur Wohnsituation kritisch Stellung. Ihre männliche Kollegen hingegen äußerten sich vornehmlich zu Mängeln im Produktionsprozeß.

Conze zeigt in ihrer Arbeit überzeugend, daß die Bedingungen weiblicher Erwerbstätigkeit in

der Kriegs- und Nachkriegszeit keine emanzipativen Möglichkeiten boten. Die Dichotomie von Männer- und Frauenarbeit blieb erhalten, ebenso die Hierarchie der Geschlechter innerhalb des Betriebs. Frauen wurden auf unqualifizierte Stellen abgedrängt, die ideologische Aufwertung der Mutterrolle verstärkte die Orientierung auf Geburt und Erziehung von Kindern. Insbesondere in der Betriebsstudie, die mit knapp einhundert Seiten einen Großteil der Arbeit ausmacht, werden die Arbeits- und Lebensbedingungen der weiblichen Beschäftigten sowie die Politik der Betriebsleitung und der übergeordneten Organe gegenüber den Frauen detailliert untersucht und durch zahlreiche Beispiele auch anschaulich dargestellt. Allerdings läßt die Konzentration auf die Politik gegenüber den Frauen die Arbeiterinnen als selbständig im betrieblichen Raum handelnde Akteure nicht oder kaum in Erscheinung treten. Sie bleiben vornehmlich Objekt der Maßnahmen anderer. Diesem Einwand zum Trotz liegt eine gelungene Studie vor, die nachhaltige Einblicke in die Geschlechterverhältnisse am Arbeitsplatz in der Sowjetunion der Kriegs- und Nachkriegszeit zuläßt.

Jens Niederhut

Präprintium. Moskauer Bücher aus dem Samizdat. Mit Multimedia-CD. Hrsg. von Günter HIRT und Sascha WONDERS (= Ausstellungskatalog der Staatsbibliothek zu Berlin / Preußischer Kulturbesitz, N. F. 28 und Dokumentation zur Kultur und Gesellschaft im östlichen Europa, Forschungsstelle Osteuropa an der Universität Bremen, Bd. 5). – Bremen: Edition Temmen 1998. 230 S.

György Konrád, der ungarische Schriftsteller, frühere Dissident und gegenwärtige Präsident der Akademie der Künste zu Berlin, schrieb unlängst: „Was für ein Ereignis der Anfänge: eine in Eigeninitiative ohne Genehmigung herausgegebene Zeitschrift! Der Seltenheitswert erhöht sich durch den Verbotswert. Es ist, als würdest du neben gepanschtem ein Glas unverfälschten Wein trinken. Da jetzt keine Druckgenehmigung mehr gebraucht wird, ist es mit dem Samizdat nun vorbei. Nichts anderes wollte er: den eigenen natürlichen Tod. Es ziemt sich, seiner zu gedenken: wie der Verblichene in seinem Untergrundleben gewesen ist."[1] Konrád fügte noch hinzu: „Der Samizdatleser ähnelt dem Samizdatautor. Auch er will sich von Angst freimachen." Mit anderen Worten: Samizdat bedeutet Emanzipation in der Diktatur.

Dem russischen Schriftsteller Nikolai Glaskow wird die Wortbildung „Samizdat" zugeschrieben. Glaskow hatte 1952 seine unveröffentlichten Gedichte zusammengeheftet und zunächst mit der Bezeichnung „Sam-sebja-izdat" [Verlag für sich selbst], später mit „Samizdat" [Selbstverlag] versehen und privat verteilt. Die Gedichte waren weder der Form noch dem Inhalt nach politisch bedenklich oder gar aufrührerisch. Gleichwohl war ein Wort gebildet worden, das zunächst in ironischer Anspielung auf sprachliche Ungetüme und die damit zusammenhängende Abkürzungsmanie in der Sowjetunion reagierte. Samizdat stand „Gosizdat" gegenüber, der „Staatsverlag". Zugleich beschrieb dieses Wort einen Umstand, der in Rußland weit zurückliegende Traditionen auffaßte. Denn bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhundert sind Gedichte und Romane, politische Pamphlete und philosophische Essays abgeschrieben, vervielfältigt und weitergereicht worden. Welche hohe gesellschaftliche Anerkennung diese Art der Verbreitung genoß wird nicht zuletzt an dem Umstand deutlich, daß die sowjetische Stalin-Hagiographie behauptete, Stalin hätte heimlich innerhalb weniger Tage Karl Marx' „Kapital" abgeschrieben und weitergegeben.

Der politische Samizdat entwickelte sich in der Sowjetunion vor allem ab den sechziger Jahren zu einer festen inoffiziellen Größe, wobei neben Einzelwerken im Samizdat eine Vielzahl von Periodika und Zeitschriften dazu gehörten. Einzelne Bücher verbotener Autoren sollen im russischen Samizdat höhere Auflagen erzielt haben als in westlichen Verlagen. Andere Autoren wiederum wollten gern im Samizdat verbreitet werden, fanden aber kein Gegeninteresse vor. „Der Samizdat [...] ist", wie die Herausgeber des vorliegenden Bandes betonen, „ein universeller Gegenkosmos, der von den Schriften russisch-nationalistischer Dissidenten bis zu Übersetzungen amerikanischer Soziologen, vom russisch-orthodoxen bis zum buddhistischen Schrifttum, von Gulag-Memoiren bis zu Pornoromanen reicht" (S. 22).

Samizdat bedeutet aber weit mehr als nur „Selbstverlag". Es ging nicht nur darum, Manuskripte selbst zu verfassen, selbst abzuschreiben, selbst zu vervielfältigen, selbst zu verbreiten, es ging zunächst darum, sich bürgerlicher Rechte und Freiheiten zu bedienen als seien sie vom Staat wie selbstverständlich garantiert. Diese Einstellung wiederum beförderte die Herausbildung eigener Kulturmilieus, die der politischen Opposition

als Hinterland, als praktischer Lebensbereich dienten. Samizdat bedeutet demnach also auch, ganz bewußt herrschende Vorgaben und Dogmen als inakzeptabel zu brandmarken. Allein der Versuch, dem staatlichen Monopolanspruch nicht nur zu entfliehen, sondern diesen Anspruch durch eine Tat, die allein das eigene Wollen und nicht das staatliche Erlaubniswesen legitimierte, zu konterkarieren, war politisch. Allerdings gesellte sich zur politischen Handlung auch der gegenpolitische Inhalt hinzu. Denn Samizdat macht nur dann Sinn, wenn bestimmte politische Stellungnahmen, Entwürfe, auch bestimmte literarische Texte offiziell nicht verbreitet werden dürfen bzw. unterdrückt werden. Das heißt, Samizdat ist nicht ein Teil der offiziellen „grauen Literatur", wie sie zu jeder Zeit und in jedem System existiert. Samizdat zielt eben nicht nur auf die Art der Produktionsbedingungen ab, sondern zugleich auf den Inhalt.

Samizdat war neben konkreten politischen Aktionen die wichtigste Artikulationsmöglichkeit der Opposition in den kommunistischen Staaten. Dabei war der Stellenwert in den einzelnen Staaten unterschiedlich. In der Sowjetunion fand der Samizdat eine weite Verbreitung, was zunächst mit dem historisch erklärbaren allgemein hohen Stellenwert vom Samizdat zusammenhängt. Als lesenswert galt nur, was offiziell verboten und im Samizdat verbreitet wurde (S. 23).

Samizdat hatte nicht nur sein Gegenstück im „Gosizdat", was zwar Staatsverlag heißt, aber auch als Synonym für alle offiziellen Verlage gelten konnte, da letztlich alle Verlage als Staatsverlage agierten. Den Samizdat ergänzten weitere Publikationsformen. Dazu zählte der „Magnitizdat". Verbotene Sänger und Sängerinnen wurden auf Tonbändern und Kassetten, vereinzelt sogar auf selbst produzierten Schallplatten weitergegeben. In der Sowjetunion erreichten so etwa Bulat Okudshawa und Wladimir Wyssozki ihre millionenfache Anhängerschaft. Weitaus bedeutender aber noch war der „Tamizdat". Das Wort bezeichnet Verlage, die im „westlichen" Ausland angesiedelt sind (tam = dort), d. h., dem Tamizdat werden Bücher und Zeitschriften hinzugerechnet, die im westlichen Ausland publiziert worden sind. Dabei sind die Publikationen sowohl zunächst im Samizdat und anschließend im Tamizdat als auch umgekehrt veröffentlicht worden. Dafür gibt es viele berühmte Beispiel, etwa Andrej Amalriks Buch „Kann die Sowjetunion das Jahr 1984 erleben", das zunächst im Samizdat erschien und anschließend im Tamizdat weltweite Verbreitung fand. Im Tamizdat sind eine Reihe von Periodika erschienen, die von osteuropäischen Dissidenten herausgeben worden sind. Dabei waren Tamizdat-Produkte nicht an Exil-Verlage gebunden. Die Zeitschrift „Kontinent. Unabhängiges Forum russischer und osteuropäischer Autoren" etwa erschien seit 1974 auf Deutsch beim Verlag Ullstein.

Die Stärke und Originalität des Samizdat hing wesentlich mit der Schwäche bzw. Stärke des Tamizdat zusammen. Um so mehr verbotene sowjetische Autoren etwa im Westen publizierten und diese Werke in die Sowjetunion zurückflossen, um so schwächer wurde der sowjetische Samizdat, der tatsächlich seine kraftvollsten Ausdrücke in den sechziger und siebziger Jahren fand.

Günter Hirt und Sascha Wonders präsentieren nach ihrer ausführlichen und informativen Einleitung 65 Beispiele aus dem Moskauer literarischen Samizdat. Diese Beispiele belegen nicht nur die Breite des russischen literarischen Samizdat, sondern ebenso dessen Kreativität und Originalität. Auf der dem Buch beigefügten CD-ROM finden sich weitere 27 komplette Samizdat-Bücher, die nicht nur größtenteils von den Herausgebern übersetzt worden sind, sondern in denen man auch „blättern" kann wie in einem „richtigen" Buch. Das macht großen Spaß.

Hirt und Wonders haben mit ihre Edition aus drei Gründen einen Markstein gesetzt: Erstens regt es die gerade in den Anfängen steckende Samizdat-Forschung, die im Jahr 2000 mit der großen Ausstellung in der Akademie der Künste in Berlin, organisiert von Wolfgang Eichwede (Bremen), einen gewaltigen Schub erfuhr, nachhaltig an. Zweitens macht es darauf aufmerksam, daß wir es beim Samizdat mit kulturhistorisch wertvollen Beständen zu tun haben, die es – auch in Deutschland – dauerhaft zu sichern gilt und die zugleich als Quelle in der historischen Forschung überhaupt erst einmal erschlossen werden müssen. Drittens veranschaulicht der Band, daß widrige gesellschaftliche Umstände nicht als Argument tauglich sind, um fehlende Kreativität, intellektuelle Angepaßtheit und Verbeugungen vor dem Dogma rechtfertigen können. Schließlich aber zeigt dieses Buch, daß Wissenschaft Spaß machen kann. Denn der Band von Hirt und Wonders ist nicht nur inhaltlich, sondern auch buchgestalterisch ein wahre Freude, zu dem man Verlag und Autoren nur herzlich gratulieren kann.

1 *György Konrád, Rückblick auf den Samizdat 1989, in: Samizdat. Alternative Kultur in Zentral-*

und Osteuropa. Die 60er bis 80er Jahre, Bremen 2000, S. 20.

Ilko-Sascha Kowalczuk

CONDRAU, Flurin: **Lungenheilanstalt und Patientenschicksal. Sozialgeschichte der Tuberkulose in Deutschland und England im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert** (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 137). – Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 2000. 363 S.

Die Tuberkulosegeschichte kann immer wieder neue Faszinationen wecken, nicht zuletzt weil sich hier eine Anzahl von Geschichten und Diskurse kreuzen und sich damit auch ein idealer Fokus gesellschaftstheoretischer Überlegungen ergibt. Vor dem Hintergrund der historischen Epidemiologie der Tuberkulose läßt sich zeigen, wie eine Infektionskrankheit „hergestellt" wird mit der Veränderung des medizinischen und sozialpolitischen Umfeldes. Es lassen sich wissenschaftpolitische Dominierungskämpfe entlang polarisierender professions- und gesellschaftspolitischer Linien identifizieren. Es kann vorgeführt werden, wie die Bekämpfung einer „Volks"-Krankheit zum nationalen Anliegen stilisiert werden kann, welche Organisationsformen das nach sich zieht, und wie in diesen das hoch politisierte, aber prinzipiell unlösbare Problem Tuberkulose bearbeitet wird. Denn nicht nur für soziale Ungleichheit und das Risiko, an Tuberkulose zu erkranken, auch für Heilung gibt es zeitgenössisch kein Mittel. Nicht zuletzt ließe sich dann zeigen, wie das Bild der Tuberkulose das Alltagsverständnis von Krankheitsgefährdung in allen Lebensbereichen grundlegend verändert hat, aber auch, wie Tuberkulosekranke die daraus resultierenden Ausgrenzungspraktiken zu unterlaufen versuchten.

Das hier anzuzeigende Buch bietet das ganze Panorama der Tuberkulose dargestellt aus der Perspektive einer Schwerpunktsetzung auf Lungenheilanstalten im Deutschland-England-Vergleich des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Flurin Condrau ist einer Sozialgeschichte und medizinpositivistischen Sichten verpflichtet mit dem Blick für quantifizierungsfähiges Material.

Im Kern seiner Studie stehen die Analysen der Patientenzusammensetzung und der Patientenbewegung in jeweils zwei englischen und deutschen Sanatorien, deren Aufnahmebücher von ihm zu diesem Zweck erschlossen und für einen Vergleich aufbereitet worden sind. Diese Analysen werden verknüpft mit Memoirenliteratur und für England auch mit nachgehendem Korrespondenzmaterial einer Sanatoriumsfürsorgerin. Auf diese Weise treten Einzelschicksale neben die Patientenbewegungen. Diesen Kern umgeben vergleichende Darstellungen von medizinischen Diskursen zur Sanatoriumsbehandlung, der Institutionsbildung und der für die Tuberkulose relevanten Sozialpolitik.

Das präsentierte eigene Material ist recht disparat und wird von Condrau auch nicht, etwa mit Hilfe literarischer Tuberkulosedarstellungen, und hier sicher zu Recht, einer weiteren Synthese nahegebracht. Dem Autor ist es an vielen Stellen gelungen, wichtige Relativierungen vorzunehmen. Zum Beispiel macht Condrau gegen das vor allem in der belletristischen Tuberkuloseliteratur produzierte Bild von Sanatorien als relativ geschlossene Sonder- und Gegenwelten, die von ihm nachgewiesene Patientenfluktuation geltend und die keineswegs so vollständig homogene soziale Zusammensetzung der Patientenschaft. Hier wird man sich jetzt auf Condraus verdienstvolle Präsentation beziehen und dabei nicht von älteren Konzeptionierungen Abstand nehmen.

Zwei Beispiele: Der Disziplinierungscharakter der Sanatorien etwa, ihr Charakter als „totale Institution" im Sinne Erving Goffmans, wird nicht dadurch relativiert, wie Condrau meint, daß Patienten die Anstalt jederzeit verlassen können (allerdings gibt es in diesem Fall auch Regreßforderungen der Kostenträger, worauf Condrau hinweist), oder daß sie andererseits bei Regelverstößen sofort entlassen werden. Denn die Charakterisierung hängt nicht von einem bestimmten Disziplinierungserfolg ab, sondern meint hier einfach den Zwang, sich den entindividualisierenden Regeln unterwerfen zu müssen, wenn denn die angebotenen Leistungen von den Betroffenen als existentiell für ihr Leben angesehen werden. Heilen oder Disziplinieren ist keine angemessene Dimensionierung der Heilstättengeschichte. Es entspricht dem medizinpositivistischen Verständnis Condraus, daß er immer wieder unterstellt, die Sanatorien hätten „heilen" sollen – um dann zu entlarven, daß sie es nicht konnten, nicht in der Form der deutschen Liegehallentherapie und nicht in der Form der englischen Arbeitstherapie. Die Leistungen lagen bekanntlich in dem „Kur"-Charakter: Freistellung von Erwerbsarbeit, gute Verpflegung, Ruhe, hygienische Körperpflege, landschaftlich schöne Umgebung – zumindest in Deutschland. Aber um diese Leistungen aus Transferzahlungen zu bekommen, mußten

die Kosten der Tuberkuloseerziehung als eine Art Leistungsbeschränkung hingenommen werden.

Die Wellness-Dimensionen der Sanatoriumsbehandlung haben (auch heute noch) Einfluß auf den Gesundheitsstatus, sie bessern und verzögern den Krankheitsverlauf, aber sie heilen natürlich keine chronische Infektionskrankheit. Das wußten aber auch und gerade die Pioniere der Sanatoriumsbehandlung. Die Medizingeschichte weiß ebenfalls, daß die „Schwindsucht" vor der Entdeckung des Tuberkuloseerregers ganz überwiegend für eine „konstitutionelle" Krankheit gehalten wurde, ganz schlecht zu behandeln, fast nie zu heilen. Peter Dettweiler etwa empfahl 1891 der Rentenversicherunganstalt Berlin, sich nicht an der Tuberkulosebehandlung zu beteiligen, und die knappen Gelder erfolgversprechender in andere Bereiche der Vorbeugung von Arbeitsunfähigkeit zu investieren. Tuberkulose-Sanatorien waren in der betrachteten Zeit auf Körperarbeit orientierte, psychosoziale und nicht etwa medizinische Anstalten – das war auch den meisten ärztlichen Diskursteilnehmern der Zeit vollständig klar, zumindest in Deutschland. Tuberkulose ist eben auch ein politisches Problem, die Sanatoriumsfrage ist eine sozialpolitische Frage.

Entsprechend sollte auch die Seuchenproblematik der Tuberkulose medizinkritisch dimensioniert werden. Wenn Condrau der deutschen Tuberkulosepolitik vorhält, daß sie die Tuberkulose bis zur NS-Zeit nicht in die Seuchengesetzgebung aufgenommen bzw. keine effektiven Eindämmungsstrategien entwickelt hat, dann handelt es sich weniger um staatlichen Leichtsinn oder bürokratische Unfähigkeit, wie das ärztliche Kritiker, z. B. Robert Koch, von Anfang an sehen, sondern um eine ökonomisch begründete sozialpolitische Entscheidung. In einer Zeit der Omnipräsenz des Erregers, der Unheilbarkeit und der hohen Mortalität an Tuberkulose erscheinen Seuchenmaßnahmen weder finanzierbar noch politisch durchsetzbar. Der deutsche Tuberkulosediskurs gibt hier durchaus die entsprechenden Hinweise. Wenn aber die systematische Asylierung der Offentuberkulösen in Spezialhospitälern, wie sich das Condrau mit den Bakteriologen der Zeit wohl vorstellt, nicht möglich ist, dann sind auch eine Meldepflicht und andere Seuchenmaßnahmen kaum erwünscht. Es ist nicht falsch, in der Tuberkulosepolitik einen Balanceakt zu sehen, in der die Sanatoriumsfrage für lange Zeit die einzig wirklich vorzeigbare, die Parteiengrenzen übergreifend konsensuale Antwort darstellt. Es scheint so, als sei das in England nicht wesentlich anders gewesen. Wer in der Zeit des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts in der Tuberkulose nur eine Infektionskrankheit sieht, dem entgeht das Interessanteste.

Gerd Göckenjahn

Left Catholicism 1943–1955. Catholics and Society in Western Europe at the Point of Liberation. Hrsg. von Gerd-Rainer Horn und Emmanuel Gerard (= Kadoc [Katholiek Documentatie- en Onderzoekscentrum]-Studies. Bd. 25). – Löwen: Leuven University Press 2001. 319 S.

Dieser Band vereinigt eine Reihe von einzelnen Beiträgen, die – meist aus einem „workshop" an der Katholischen Universität Löwen hervorgegangen – so unterschiedlichen Gegenständen gewidmet sind wie den französischen und belgischen Arbeiterpriestern, dem Mouvement Républicain in Frankreich, dem Dossetti-Flügel der Democrazia Cristiana, kleinen zum Kommunismus tendierenden Gruppen in Frankreich und Italien und dem „Sozialismus aus christlicher Verantwortung" deutscher Provenienz. Diese sind jedoch als Facetten des differenzierten „Linkskatholizismus" zu begreifen, der in seinen nationalen Erscheinungsformen bereits verschiedentlich untersucht worden ist, hier aber erstmals als transnationale Größe erfaßt werden soll. Die beiden Herausgeber sind sich bewußt, daß die Bezeichnung „Linkskatholizismus" für diese vielfach sehr unterschiedlichen und durch keine formelle oder organisatorische Gemeinsamkeit verbundenen Gruppen keineswegs selbstverständlich ist, sie meinen allerdings, einen realen Zusammenhang konstatieren zu können. Der grundlegende Beitrag von Gerd-Rainer Horn beschreibt als solche einheitstiftende Elemente die von ihnen ausgehenden Alternativen, die das Parteiensystem der Vorkriegszeit umgestalteten und damit zusammenhängend die von ihnen bewirkte Tendenz der christlichen Parteien nach links, eine neue philosophische und theologische Orientierung auf Person und Menschenwürde, für die vor allem (neben Emmanuel Mounier) Jacques Maritain mit „Humanisme intégral" steht.

Die Darstellungen und Untersuchungen, die in diesem Band zusammengetragen sind, verweisen vornehmlich auf Phänomene in Frankreich und Belgien, zwei beschäftigen sich mit Italien, einer mit Deutschland (wo allerdings der „Linkskatholizismus" auch weit weniger bedeutungsvoll oder

umkämpft war als in den genannten anderen Ländern), ein anderer behandelt das Verhältnis zu den Christlichen Gewerkschaften, ein weiterer geht dem Einfluß nach, den die Veränderungen der Weltpolitik auf den Niedergang des Linkskatholizismus ausgeübt haben. Abschließend vertritt Martin Conway die Gegenposition zu den Einleitungen der Herausgeber, indem er die (auch von Peter van Kemseks auf S. 247 betonte) Differenziertheit des Linkskatholizismus und die seiner Breitenwirkung in der Nachkriegszeit a priori entgegenstehenden Faktoren herausarbeitet.

Eine Darstellung des in diesem Bande en détail Gebotenen ist hier ebensowenig möglich wie eine zusammenfassende Beurteilung. Beanstandung oder Bejahung im Einzelnen setzt eine genaue Kenntnis der jeweiligen Umstände voraus, über die auch die Autoren nicht immer verfügen. So irritiert es den deutschen Leser, wenn die Kräfte in der jungen CDU, die von „christlichem Sozialismus" redeten, undifferenziert in den Komplex „Linkskatholizismus" einbezogen werden. (Wollten sie denn wirklich Sozialismus oder nachhaltige Sozialpolitik und mit Wort und Sache der Sozialdemokratie das Feld streitig machen? Jakob Kaiser sagte am 16. Juni 1946: „Sozialismus bedeutet nichts anders, als daß im Willen zum Neubau der Volksordnung die sozialen Erfordernisse die erste Stelle einnehmen", und der „wahre christliche Sozialismus" des Walberberger Entwurfs für ein Programm der CDU lehnte ausdrücklich die „falschen kollektivistischen Zielsetzungen" ab). Das Ahlener Programm wird nicht in der Beschränkung seiner Geltung auf die britische Zone gesehen und schlicht als sozialistisch verstanden wie Adenauer als dessen Gegner (S. 255 u. ö.; daß Adenauer am 8. August 1951 zu Otto Lenz sagte, man habe durch die Mitbestimmung mehr erreicht als im Ahlener Programm erstrebt, nämlich „daß Kohle und Eisen nicht mehr machtpolitisch mißbraucht werden können" – Otto Lenz, Im Zentrum der Macht. Das Tagebuch von Staatssekretär Lenz 1951–1953, Düsseldorf 1989 – ist dem betreffenden Autor offensichtlich unbekannt geblieben). Hier wie an anderen Stellen wird die Problematik dieses Bandes deutlich, ein so sehr in vielfältige Bezüge eingebettetes Phänomen wie den europäischen Linkskatholizismus exakt zu erfassen. Ähnliches zeigt sich beim Rekurs, den wenigstens zwei der Mitarbeiter auf John Cornwell, Hitler's Pope. The Secret History of Pius XII, London 1999, nehmen (das nach der internationalen Kritik, die ihm zuteil wurde, nicht mehr ernst genommen werden kann); S. 31 erscheint Goetz Briefs als „German Left Catholic", obwohl er zum Bezugszeitpunkt schon in den USA lebte und sich von seinem Engagement in den Christlichen Gewerkschaften gelöst hatte, das als solches nicht einmal „Left Catholicism" indizieren muß (eher das Gegenteil, wie Patrick Pasture in diesem Band S. 228–246 erkennen läßt).

Man mag dem einzelnen Autor solches Mißgeschick nachsehen. Daß solche Defizite hier nicht ganz selten auftreten, erweist die immanente Schwierigkeit des Projekts. Auch dürften sich manche Autoren die Sache zu sehr erleichtern, wenn sie auf den Kalten Krieg als die entscheidende Widrigkeit in der politischen Umwelt des europäischen Linkskatholizismus abheben. Daß Maritain irrte, als er der Sowjetunion voraussagte, sie werde in der Kampfgemeinschaft mit den Demokratien des Westens gegen Hitler selbst zum Westen zurückkehren (Jacques et Raïssa Maritain, Œuvres complètes, T. VIII, Fribourg und Paris 1989, S. 387), war schon 1945 nicht zu übersehen und damit jede Kooperation mit dem europäischen Kommunismus schwer geworden, auf die mancher „Linkskatholik" trotz des Verbots in der Enzyklika „Divini Redemptoris" vom 19. März 1937 (die Horn auf S. 15 offensichtlich übersieht) gehofft hatte. Es war zudem nicht nur der Kalte Krieg, der aus sozialistischen Träumen aufschreckte, sondern auch die geringere Kraft des Sozialismus, die materielle und soziale Lage der verarmt aus dem Kriege hervorgehenden Menschen Europas zu verbessern. Großbritannien verlor rasch sein Ansehen als sozialistisches Musterland, das ihm die Labourpolitik nach 1945 verliehen hatte, und Ludwig Erhard setzte sich nicht primär als Theoretiker durch, sondern kraft des unübersehbaren Erfolgs der von ihm verfochtenen Marktwirtschaft. In dem Maße, in dem auch der europäische Sozialismus sich der Anerkennung ihm ursprünglich fremder Wirtschaftsprinzipien entziehen konnte, schwand auch das Ideal eines christlichen Sozialismus. Als die Linke in Europa an Attraktivität verlor, war die Chance des Linkskatholizismus dahin.

Hat es ihn überhaupt als ein in sich stimmiges Phänomen gegeben? Peter van Kemseke betont in diesem Band (S. 247) die Einbindung des Linkskatholizismus in die jeweiligen nationalen Bedingtheiten, und Martin Conway meint: "Left Catholicism is perhaps best regarded as part of a common champ d'action inhabited by various radical Catholic groups during the 1940s" (S. 270). Er verweist auf die unterschiedlichen historischen

Traditionen der ihm zugerechneten Gruppen. Aber unabhängig davon, ob man „Linkskatholizismus" für eine gelungene Bezeichnung hält, wird man die Existenz dieses Phänomens als eines transnational-europäischen nicht leugnen können, auch wenn man seine konstitutiven Elemente anders sehen mag als Horn. Unstreitig, daß Maritain mit „Humanisme intégral" weltweiten Einfluß geübt hat (eine Ausnahme bildet Deutschland). Mit seiner Utopie einer nachkapitalistischen Gesellschaft hat er zweifellos dem Sozialismus als einer Alternative zum Kapitalismus auch unter Christen Aufmerksamkeit verschafft, von denen manche nach 1945 noch nicht zu sehen vermochten, daß mit der Weltwirtschaftskrise von 1929 doch noch nicht das Ende allen Kapitalismus gekommen war. So wie Leistung und Wirkung von Jacques Maritain sich nicht in den vom „Humanisme intégral" ausgehenden Impulsen erschöpfen, konnte unter Christen Offenheit für den Sozialismus als vermeintliche Gesellschaftsordnung der Zukunft auch entstehen aus Projekten einer „Dritten Kraft" oder einer Brückenfunktion (Deutschlands oder Europas) zwischen Ost und West, die in diesem Bande kaum erwähnt werden; sie mußte nicht philosophisch vermittelt sein.

Hochschätzung für die Philosophie des Thomismus, Betonung von Personalität und Menschenwürde fand nicht nur im linken Spektrum des europäischen Katholizismus Zustimmung. Die zunehmende Orientierung an der Würde des Menschen als Norm des Politischen und Sozialen in den Jahren nach 1945 ist eine Reaktion auf die Erfahrung des Nationalsozialismus; sie läßt sich bei Pius XII. ebenso konstatieren wie in den Verlautbarungen deutscher Bischöfe während des Zweiten Weltkriegs. Ob man schließlich die Arbeiterpriester in der Schublade Linkskatholizismus ablegen darf, wäre wohl noch näher zu untersuchen. Gewiß haben sich viele in ihrer Praxis unter den Arbeitern sozialistische Vorstellungen zu eigen gemacht. Aber der Weg zum Priesterdasein als Arbeiter und unter Arbeitern führte nicht eigentlich über sozialistische Ideale, folgten die Arbeiterpriester doch einem Beispiel, das bereits mit der geheimen Seelsorge unter den Zwangsarbeitern in Deutschland und unter den Kämpfern des Maquis in Frankreich gegeben war. Man konnte diesen Weg auch über die Aszetik eines Yves de Montcheuil SJ finden, der in der Résistance sein Leben verlor. Bindung an den Sozialismus war keine Voraussetzung für die Existenz als Arbeiterpriester, sondern eine nicht unvermeidliche Folge.

Lassen sich somit die von Horn genannten philosophischen, theologischen und pastoralen Konstituentien des Linkskatholizismus auch außerhalb seines Wirkungsbereichs antreffen, so bleiben die politischen als die letzlich maßgeblichen, an denen die weiteren Fragestellungen anknüpfen müssen. Martin Conway verweist auf die Rolle „linkskatholischer" Kräfte bei der Bildung der neuen Christlich-Demokratischen Parteien nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft in Frankreich, Belgien und den südlichen Niederlanden. Linkskatholizismus und Christlich-Demokratische Parteien als ursprüngliche Gegensätze zu beschreiben, ist demnach historisch falsch und irreführend. "It was the subsequent development of Christan Democracy into a predominantly centre-right political force which caused Left Catholicism to become defined as a dissident and ultimately heretical force within the postwar Catholic world" (S. 281). Es war die der Stimmung breiter Schichten entsprechende (und als solche von Adenauer früh als notwendig erkannte) Wendung dieser Parteien zum Konservativen und ihre Bejahung der Marktwirtschaft, welche Trennung und Gegensatz erst hervorriefen. Linkskatholizismus wäre darum auch als Phänomen einer Enttäuschung zu studieren.

Heinz Hürten

DUMETT, Raymond E.: **El Dorado in West Africa. The Gold-Mining Frontier. African Labor, and Colonial Capitalism in the Gold Coast, 1875–1900.** – Athens, Ohio und Oxford: Ohio University Press und James Currey 1998. XVIII, 396 S.

Die vorliegende Monographie ist eine der detailliertesten Darstellungen zur Wirtschaftsgeschichte Afrikas südlich der Sahara. Der Autor behandelt in seiner Untersuchung zwar nur einen ausgewählten, nichtsdestotrotz sehr wichtigen wirtschaftlichen Sektor: den Goldbergbau in Westafrika. Das ist eine Region, die nicht zu Unrecht in der kolonialen Zeit als Goldküste bezeichnet worden ist und vor allem heute das Territorium des Staates Ghana umfaßt. Die Goldfunde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Nordamerika, man denke an Kalifornien und Alaska, auch an Südafrika, vor allem in Kimberley, sowie die wirtschaftlichen, politischen und sozialen Auswirkungen dieser Edelmetallfunde sind weit mehr in Öffentlichkeit und Wissenschaft bekannt geworden als der *gold rush* in Westafrika. Dabei

begaben sich auch hierher zu Beginn des letzten Viertels des 19. Jahrhunderts Tausende von Goldsuchern, um ihr Glück zu suchen. Nur sind hierüber weit weniger Filme gedreht, Bücher und Groschenhefte geschrieben worden als über die etwa zeitgleichen Ereignisse in der nordamerikanischen Prärie.

Das Buch besteht aus einer Einleitung und sieben Kapiteln. Nach der Einleitung sowie einer Darstellung der geologischen Gegebenheiten führt Dumett den Leser im dritten Kapitel anhand der Goldförderung und -verarbeitung durch traditionelle Techniken der Afrikaner in der südwestlichen Akan Region in die Thematik behutsam ein. Eingebettet in die ethnische und politische Entwicklung in jener Region werden nicht nur schlechthin die Methoden und die Quantität der Goldförderung untersucht, sondern auch Fragen des Verhältnisses von Frauen- und Männerarbeit angesprochen. Der Besitz von Goldlagerstätten und vor allem die Fähigkeiten, das geförderte Edelmetall kunstvoll zu verarbeiten, hatten wesentlichen Einfluß auf die Stabilität der zum Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts entstehenden Reiche in Westafrika. Der Einfluß des europäischen Kolonialismus auf die afrikanische Goldproduktion und vor allem auf den Goldhandel wird herausgearbeitet, wenngleich in der Darstellung der Einfluß europäischer Technologien auf die afrikanischen Arbeitsmethoden unterbelichtet bleibt. Auch hätte stärker betont werden können, weshalb es den verschiedensten europäischen Kolonialherren von der frühen Neuzeit bis ins 19. Jahrhundert hinein nicht gelungen ist, selbst die Hoheit oder wenigstens exakte Kenntnis von den Goldlagerstätten in Westafrika zu erlangen.

Im folgenden Kapitel wird der sogenannte Wassa Gold Rush von 1877 bis 1885 behandelt. Im Mittelpunkt stehen die Hintergründe für diesen weitgehend inszenierten Goldrausch. Ursachen hierfür werden benannt, insbesondere sind diese im aufstrebenden Kapitalismus verbunden mit dem gesteuerten Überseeengagement der europäischen Staaten zu suchen. Eine ungehemmte Ausbeutung der über Jahrhunderte geheim gehaltenen Goldlagerstätten der Afrikaner war die Folge. Zu Tausenden wurden Arbeitskräfte aus Europa angelockt. Der hemmungslosen Ausbeutung der Bodenschätze des afrikanischen Landes wurden lediglich durch den noch unterentwickelten Stand der Technologien sowie durch die Schwierigkeiten in der Infrastruktur Grenzen gesetzt. Welche Auswirkungen diese letztlich auch dem kolonialen Konkurrenzkampf geschuldeten Ausbeutungsmethoden für die Arbeitskräfte und die davon unmittelbar betroffenen afrikanischen Gemeinschaften hatten, werden ebenfalls ausführlich untersucht. Durch die Einbeziehung der Bergwerke in die kapitalistische Produktion sowie die Beeinflussung der traditionellen Handels- und Wirtschaftsbeziehungen der betroffenen Regionen kam es zu einem Proletarisierungsprozeß, der die alten afrikanischen Werte und Strukturen vernichtete oder zumindest stark beeinflußte. Westafrika verfügte hierdurch im 20. Jahrhundert, vor allem in den Küstenstädten, über soziale Schichtungen, die so manchen Historiker von der Entstehung einer Arbeiterklasse sprechen ließ.

Interessant ist die von Dumott ermittelte Tatsache, daß es trotz zum Teil unmenschlicher Arbeitsbedingungen in den Tropen kaum zu organisierten Widerstandsaktionen der Arbeitskräfte gekommen ist. Eine Ursache mag darin gelegen haben, daß zumindest anfangs die europäischen Goldsucher, wenn sie nicht ganz auf eigene Kosten und eigenes Risiko arbeiteten, an dem finanziellen Erfolg ihrer Arbeitsleistung beteiligt worden sind.

Herausgearbeitet wird auch der Prozeß der Monopolisierung und Kapitalisierung der einfachen, oftmals nur die eigene Arbeitskraft ausbeutenden Minenarbeiter hin zur industriellen Gewinnung des Edelmetalls. Auch hier lief etwas ab, was als Proletarisierungsprozeß zu bezeichnen ist.

Insgesamt gesehen kommt der Autor zum Ergebnis, daß der „mining capitalism" in Westafrika im Großen und Ganzen einerseits sehr produktiv und innovativ war und andererseits sehr zerstörerisch und brutal.

Die Arbeit zeichnet sich durch eine wahrhaft interdisziplinäre Sichtweise aus. Es werden nicht nur die Technologien, sondern auch die Sozialstruktur der traditionell-afrikanischen Bergarbeiter als auch der ins Land gekommenen europäischen Digger untersucht. Ins Blickfeld gelangen nicht nur die weltmarktpolitischen Konsequenzen des *gold rush*, sondern es werden auch die Folgen in den afrikanischen Gemeinschaften vor Ort in die umfangreiche Analyse einbezogen. Es wird auf die Verquickung zwischen Goldförderung und kolonialem Staat ebenso aufmerksam gemacht wie auf geostrategische und imperiale Zielstellungen der Kolonialmacht Großbritannien. Es wird die Lage der Arbeiter in den Unterkünften und Lagern der Miners in tropischer Umgebung untersucht wie auch die Beeinflussung oder

der Wandel afrikanischen Gesellschaften. Dem Alltagsleben der Ingenieure und Bergarbeiter wird ebenso Aufmerksamkeit zuteil wie dem Leben der traditionellen afrikanischen Elite und des einfachen Afrikaners. Die Interessen und Haltungen der einzelnen Klassen und Schichten werden auch miteinander verglichen. Einen besonderen Stellenwert nimmt die Darstellung der Entwicklung der Technologie im Bergwerkswesen ein.

Das Buch ist auch deshalb empfehlenswert, weil es sich durch relativ viele graphische Darstellungen, übersichtliche Tabellen und historische Fotos ausweist.

Ulrich van der Heyden

Kurzanzeigen und Literaturhinweise

AHLAND, Frank: **Mehr Freiheit genießen. Wittener Sozialdemokratie und kommunale Politik vom Kaiserreich bis zum Ende der Weimarer Republik.** Hrsg. vom SPD-Stadtverband Witten. – Essen: Klartext Verlag 2000. 167 S.

In der aus einer Magisterarbeit hervorgegangenen Studie hat der Wittener Stadthistoriker Frank Ahland die Grundlagen der Erfolgsgeschichte der Wittener Sozialdemokratie nach dem Ende des nationalsozialistischen Deutschlands untersucht. Mit dem verbundenen Ansatz von Lokal-, Sozial- und Parteiengeschichte hat er akribisch und quellengesättigt die Sozialdemokratisierung seiner Heimatstadt herausgearbeitet. In der Zeit der Weimarer Republik wenig erfolgreich, avancierte die SPD zur hegemonialen politischen Kraft in der kommunalen Politik und Verwaltung.

Ahland erklärt die Veränderung anhand von vier Dimensionen: Nachdem sich bereits gegen Ende des Kaiserreichs eine lokale Identität der zugewanderten Arbeitskräfte herausgebildet hatte, zeichnete sich auf der *politischen* Achse ein Streben nach aktiver Gestaltung der kleinräumigen Umwelt ab. „Mit der Entdeckung des kommunalen Politikfeldes wandelt sich der abstrakt-idealistische Radikalismus in einen Reformismus, der die konkrete Umwelt des einzelnen als veränderbar begriff. Zugleich wurde bald nach der Revolution sozialdemokratischer Gestaltungswille in der Kommune zu einem Ersatz für die ausgebliebenen Umwälzungen auf der gesamtstaatlichen Ebene" (S. 127). Zugleich ist auf einer *politisch-ökonomischen* Achse ein Übergang von abstrakten Vorstellungen zur „Akzeptanz sozial gebändigter Marktmechanismen" (ebd.) zu erkennen. Auf der *sozialen* Achse führte die gesellschaftliche Integration zur Aushöhlung des Milieus, während sich auf der *kulturellen* Achse schließlich die gesellschaftlichen Scheidelinien verschoben und die traditionellen Ausgrenzungsmechanismen immer weniger griffen.

Den Aufstieg zur Volkspartei im bundesrepublikanischen Deutschland verdankte die SPD nicht nur diesen Prozessen, sondern ebenso der Desavouierung des nationalen Lagers vor, durch und nach dem Nationalsozialismus, der Absorption der kommunistischen Konkurrenz im Kalten Krieg und der Säkularisierung des katholischen Milieus, vor allem aber war er das „Ergebnis harter Arbeit". Die Wittener SPD hatte aber auch aus ihren schwersten politischen Fehlern vor 1933 gelernt und nach 1945 beispielsweise ihre Leute frühzeitig in entscheidende Positionen gebracht sowie sich gegenüber linkssozialistischen ebenso wie bürgerlichen Kreisen geöffnet.

So ist der letzte Satz zwar nicht als endgültiges Fazit, aber durchaus als ein wichtiges Ergebnis der Studie zu verstehen: „Nicht alles hat sich die Sozialdemokratie selbst erarbeitet, manches ist ihr auch unverhofft zugefallen" (S. 137).

Kurt Schilde

DEMANTOWSKY, Marko: **Geschichtspropaganda und Aktivistenbewegung in der SBZ und frühen DDR. Eine Fallstudie** (= Zeitgeschichte – Zeitverständnis, Bd. 9). – Münster und London: Lit Verlag 2000. 136 S.

Über die Zusammenhänge und Wechselwirkungen zwischen Geschichtspropaganda und „Aktivistenbewegung" ließe sich gewiß ein interessantes Buch schreiben. So ist auch die Neugierde verständlich, welche die IWK-Redaktion veranlaßte, eine Besprechung dieses Bändchens zu bestellen.

Doch um es vorweg zu sagen: Das Interesse des Rezensenten wurde bereits durch einen Blick ins Inhaltsverzeichnis von Irritation überlagert und schlug mit beinahe jeder Seite mehr in Ärger um. Da es eher wenig sinnvoll erscheint, in wissenschaftlichen Zeitschriften Staatsexamensarbeiten – um eine solche handelt es sich in diesem Fall – zu „verreißen", wird im Folgenden nur anhand einiger Kritikpunkte veranschaulicht, weshalb dieses Buch nicht empfohlen werden kann.

Das Dilemma beginnt bereits damit, daß der Titel etwas verspricht, was der nachfolgende Text nicht im mindesten einzulösen vermag. Von der „Aktivistenbewegung" beispielsweise, die wiederholt als zentrale Kategorie der Studie herausgestellt wird, ist auf ganzen vier Seiten die Rede, wobei der Verfasser freilich kaum die Handvoll im Literaturverzeichnis angegebener Arbeiten zum Thema in seine Betrachtungen einbezieht – vom aktuellen Forschungsstand ganz zu schweigen. Ähnlich verhält es sich mit den Erörterungen zu dem zweiten bereits im Titel angekündigten Begriff, der Geschichtspropaganda. Die hierzu aufgewandten knapp sechs Seiten sind im wesentlichen mit der Exegese einschlägiger Äußerungen der „Klassiker" Marx, Engels und Lenin ausgefüllt und führen zu der nicht gerade neuen Erkenntnis, daß Geschichtspropaganda im „Herrschaftsbereich des Bolschewismus" eine essentielle Legitimationsfunktion besaß. Das eben Zitierte steht gleichzeitig exemplarisch für den zuweilen auffällig unreflektierten Gebrauch von Begriffen, der in einem merkwürdigen Spannungsverhältnis zu dem insgesamt sehr hohen (betont wissenschaftlichen) rhetorischen Aufwand steht.

Die Fallstudie, welche den eigentlichen Kern der Arbeit bildet, handelt von der steilen Karriere einiger Mitglieder eines „FDJ-Geschichtslehrerkollektivs" aus dem westsächsischen Bergbaurevier, wo Kumpel Hennecke 1948 zur ambivalenten Symbolfigur der „Aktivistenbewegung" avancierte. Doch über diesen räumlichen Bezug und das Bekenntnis der jungen Lehrer hinaus, auch Aktivisten-Heldentaten für den Aufbau des Sozialismus vollbringen zu wollen, bleibt Demantowsky dem erwartungsfrohen Leser eine fruchtbare Diskussion des Verhältnisses seiner beiden zentralen Kategorien weitgehend schuldig. Warum dies unbedingt in Buchform geschehen mußte, erscheint um so rätselhafter, wenn man auf Seite acht (und folgende) liest, daß die FDJ-Geschichtslehreraktivisten aus Niederwürschnitz seit Beginn der neunziger Jahre bereits mehrfach in Studien über Neulehrer, den Geschichtsunterricht bzw. die Geschichtsmethodik in der SBZ und frühen DDR gewürdigt wurden. Mag sein, die Interviews und der Schriftwechsel mit insgesamt drei Beteiligten sowie ein paar noch nicht (so ausführlich) zitierte Aktenstücke und Zeitschriftenartikel hätten genügend Stoff für die Veröffentlichung eines Aufsatzes geboten.

So verständlich der Ehrgeiz des Autors auch ist, sein eigenes Buch in Händen zu halten, hätten sich die wissenschaftlichen Betreuer ebenso wie die Herausgeber der Reihe und der Verlag die Frage stellen sollen, ob sie dem Verfasser mit dieser Publikation nicht letztlich einen Bärendienst erweisen. Denn es gibt sicherlich gute Gründe dafür, daß Examensarbeiten höchst selten und zudem mehr oder weniger stark überarbeitet und ergänzt als Monographien erscheinen. Gerechtfertigt ist dies nur, wenn die Arbeit entweder substantiell neue empirische Befunde präsentiert und/oder durch methodische Innovation überzeugt. Beides kann man von Marko Demantowskys Studie leider nicht sagen.

Thomas Reichel

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Freien Universität Berlin herausgegeben von Peter Steinbach

Anschrift: Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin, Telefon: 030/838-7 07 11, Telefax: 030/26 99 50 10

MITTEILUNG **über ein Projekt** | **über den Stand eines bereits angezeigten Projekts** Titelverzeichnis Nr. .....

1 **Institution(en)**, in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird (z. B. Institut, Referat, Fachbereich, Lehrstuhl)*

Bezeichnung/Name, Anschrift, Tel.- und Fax-Nr. sowie E-Mail-Adresse:

* Bei Forschungsarbeiten ohne Verbindung mit einer Institution Name des/r durchführenden Forscher(in)s. Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades außerdem Bezeichnung der Institution des/r Betreuer(in)s.

2 **Bearbeiter/in.** Vor- und Zuname, Titel, Anschrift, Tel.- und Fax-Nr. sowie E-Mail-Adresse (Leiter bitte unterstreichen):

3 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Vor- und Zuname des/r Betreuer(in)s (Doktorvater o. ä.):

4 **Stand** der Forschungsarbeit ☐ laufend ..... ☐ geplant ..... ☐ abgeschlossen .....
☐ eingestellt ..... ☐ sonstiges .....

5 **Laufzeit** von ..... (Monat/Jahr) bis ..... (Monat/Jahr) ungefährer Zeitpunkt der schriftlichen Fixierung des Ergebnisses

6 **Art** (Mehrfachnennungen möglich)

Auftragsforschung ..... ☐
geförderte Forschung ... ☐
Eigenprojekt von **1** ..... ☐
Eigenprojekt von **2** ..... ☐
Staatsexamensarbeit .... ☐
Gutachten ..... ☐
Habilitationsschrift ..... ☐
Dissertation ..... ☐
Diplomarbeit ..... ☐
Magisterarbeit ..... ☐
Edition ..... ☐
Monographie ..... ☐
Aufsatz ..... ☐
sonstiges .....
.....

7 Hat die Forschungsarbeit einen **Auftraggeber**? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte genaue Bezeichnung und Anschrift eingeben:

8 Wer trägt die **Kosten** der Forschungsarbeit? (Mehrfachankreuzen möglich)

Die in Frage 1 genannte Institution ..... ☐
Bearbeiter/in ..... ☐
Auftraggeber ..... ☐
Deutsche Forschungsgemeinschaft ..... ☐
bzw. Sonderforschungsbereich der DFG ☐
Stiftung Volkswagenwerk ..... ☐
andere Geldgeber ..... ☐
.....
Bitte Bezeichnung und Anschrift
.....
Stipendium ..... ☐
.....
Bezeichnung und ggf. Anschrift

9 (Arbeits-)**Titel** der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel):

☐ Thema geändert, neuer (Arbeits-)Titel:

10 ggf. **Zeitraum** (z. B. 1933 bis 1945), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht):

11 ggf. **Geographischer Raum** (z. B. Köln, Bayern, Österreich), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

12 **Inhaltliche Ziele** (spezielle Fragestellungen, Hypothesen, Zwischenergebnisse):

13 Liegen aktuelle (Teil-)**Veröffentlichungen** der Arbeit vor (z. B. Buch, Aufsatz) oder sind sie geplant? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Verlag, Jahr):

14 Liegen nichtveröffentlichte (Zwischen-)**Berichte**, Manuskripte, Arbeitspapiere vor? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Jahr):
(Hier bitte auch Hochschul- und Staatsexamensarbeit, Dissertation, Habilitationsarbeit angeben)

15 **Methodische Anlage** (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)

16 **Benutzte Unterlagen** (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)

Mit der Speicherung, Weitergabe und Veröffentlichung der in dem Fragebogen enthaltenen Angabe für wissenschaftliche Zwecke bin ich einverstanden.

....
(Ort, Datum) (Unterschrift)

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft des Fachbereichs Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin herausgegeben von Peter Steinbach
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Henryk Skrzypczak, Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

Inhaltsverzeichnis und Register

Berlin

37. Jahrgang 2001

ISSN 0046-8428

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:
Freie Universität Berlin, Kaiserswerther Straße 16–18, D-14195 Berlin

Redaktion: Andreas Graf (verantw.), Dirk H. Müller

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Andreas Graf

Anschrift der Redaktion:
Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin
Telefon: 030 / 2639890 37 (A. Graf); Telefax: 030 / 2699 50 10
Internet: http://www.hth-berlin.de/iwk/; E-Mail: graf@gdw-berlin.de; iwk@hth-berlin.de

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-ID-Nr.): DE811304768

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, D-53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Freie Universität Berlin alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).
Preise: Einzelheft 20,– DM (10,23 €), Doppelheft 40,– DM (20,45 €), für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 15,– DM (7,67 €) bzw. 30,– DM (15,34 €), jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement 67,– DM (34,26 €), für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 40,– DM (20,45 €), jeweils zuzüglich Versandkosten (Inland: 5,– DM [2,56 €], Ausland: 12,– DM [6,14 €]). Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung an die Hauptkasse der FU Berlin, D-14195 Berlin, Konto-Nr. 22808-109, Kassenzeichen (bitte unbedingt angegeben!): 01/11901/1552 0000 bei der Postbank, Niederlassung Berlin, D-10916 Berlin (BLZ 100 100 10). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Jahres gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Jahr.
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974), Jg. 11 (1975), Jg. 12 (1976), H. 2, 3 und 4, Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), Jg. 24 (1988), H. 1, 2 und 3, Jg. 25 (1989), Jg. 26 (1990), Jg. 27 (1991), H. 2, 3 und 4, Jg. 28 (1992), H. 1, 2 und 4, Jg. 29 (1993) ff.
Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1992 beträgt 5,– DM (2,56 €) pro Heft bzw. 20,– DM (10,23 €) pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten. Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an die Adresse der Redaktion!

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6 vom 1. 9. 1997.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Berlin

Druck: MercedesDruck GmbH, Sportfliegerstraße 6, D-12487 Berlin

Aufsätze und Miszellen

Eckhardt, Wolfgang: Bakunin, Marx und George Sand. Die Affäre „Neue Rheinische Zeitung" (1848) 3/281

Hedeler, Wladislaw: Die deutschen Delegierten auf dem VII. Weltkongreß der Kommunistischen Internationale 1935 ..... 3/370

Koch-Baumgarten, Sigrid: Von der Textilarbeiterin zur Stellvertretenden Volkskammerpräsidentin. Grete Groh-Kummerlöw – eine weibliche Karriere in der DDR 2/212

Langkau-Alex, Ursula: „... von entscheidender Bedeutung ist, ob Münzenberg die Zeitung hat oder wir". Neues zur Instrumentalisierung der „Pariser Tageszeitung" in der Auseinandersetzung zwischen dem Sekretariat des ZK der KPD in Paris und Willi Münzenberg 1/77

Mihr, Anja: Die internationalen Bemühungen von Amnesty International im Fall Heinz Brandt 4/449

Moß, Christoph: Jakob Altmaier (1889–1963). Ein (fast) vergessener Sozialdemokrat.... 2/228

Rütters, Peter: Max Habermann und der „Führerkreis" der Gewerkschaften 2/201

Rütters, Peter: Vom Scheitern der Bauhüttenbewegung in den Westzonen (1945–1949) 4/421

Schafranek, Hans: Kontingentierte „Volksfeinde" und „Agenturarbeit". Verfolgungsmechanismen der stalininistischen Geheimpolizei NKWD am Beispiel der fiktiven „Hitler-Jugend" in Moskau (1938) und der „antisowjetischen Gruppe von Kindern repressierter Eltern" (1940). Mit einem Dokumentenanhang 1/1

Skrzypczak, Henryk: Schattenmänner im Quartett. Kurzprofile eines Übergangs. Vorabdruck 3 aus: Friedrich Stampfer. Mission ohne Mandat 2/141

Tagungsberichte

Guesnet, François: Jewish Questions – Communist Answers? On Secularization, Ethnicity, and Secondary Conversions. Eine Konferenz des Simon-Dubnow-Instituts vom 10. bis 13. November 2001 in Leipzig 4/501

Zwengel, Ralf: Selektion der Vergangenheit. Postsowjetische Archive zehn Jahre nach ihrer Öffnung: Realitäten und Perspektiven. Ein Tagungsbericht 1/92

Forschungsstandanalysen und Literaturberichte

Tuchel, Johannes: Entrechtung, Sklavenarbeit und Massenmord. Neue Literatur zu den nationalsozialistischen Konzentrationslagern 4/465

Neue Literatur
(KA = Kurzanzeige)

1848 – Revolution in Europa. Verlauf, politische Programme, Folgen und Wirkungen. Hrsg. von Heiner Timmermann, Berlin 1999 *(Manfred Gailus)* 1/108

Agde, Günter: Kämpfer. Biographie eines Films und seiner Macher, Berlin 2001 *(Wladislaw Hedeler)* 4/536

Ahland, Frank: Mehr Freiheit genießen. Wittener Sozialdemokratie und kommunale Politik vom Kaiserreich bis zum Ende der Weimarer Republik, Essen 2000 *(Kurt Schilde)* (KA) 4/547

Anschütz, Janet, und Irmtraud Heike: Feinde im eigenen Land. Zwangsarbeit in Hannover im Zweiten Weltkrieg, Bielefeld und Gütersloh 2000 *(Gideon Botsch)* 2/269

Banach, Jens: Heydrichs Elite. Das Führerkorps der Sicherheitspolizei und des SD 1936–1945, Paderborn u.a. 1998 *(Frank Dingel)* 3/400

Bast, Jürgen: Totalitärer Pluralismus. Zu Franz L. Neumanns Analysen der politischen und rechtlichen Struktur der NS-Herrschaft, Tübingen 1999 *(Lars Peter Rensmann)* 2/252

Biographisches Handbuch der Reichsrätekongresse 1918/19. Bearb. von Sabine Roß, Düsseldorf 2000 *(Ingo Materna)* 3/397

Bittel, Christoph: Arbeitsverhältnisse und Sozialpolitik im Oberamtsbezirk Heidenheim im 19. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte einer württembergischen Industrieregion, Tübingen 1999 *(Alfred Reckendrees)* 3/392

Blatt, Thomas Toivi: Nur die Schatten bleiben. Der Aufstand im Vernichtungslager Sobibór, Berlin 2000 *(Michael Zimmermann)* (KA) 1/134

Brandt, Willy: Lachen hilft. Politische Witze. Hrsg. von Brigitte Seebacher-Brandt. 2. Aufl., München und Zürich 2001 *(Hans-Josef Steinberg)* 3/393

Brunner, Detlev: Sozialdemokraten im FDGB. Von der Gewerkschaft zur Massenorganisation, 1945 bis in die frühen 1950er Jahre, Essen 2000 *(Thomas Reichel)* 1/116

„Brüsseler Konferenz" der KPD von 1935. Auf CD-ROM. Hrsg. von Günther Fuchs, Erwin Lewin, Elke Reuter und Stefan Weber, Berlin 2000 *(Ralf Zwengel)* (KA) 1/131

Bürgerliche Revolution und revolutionäre Linke. Beiträge eines wissenschaftlichen Kolloquiums anläßlich des 70. Geburtstages von Helmut Bock. Hrsg. von Walter Schmidt, Berlin 2000 *(Jürgen Herres)* 2/262

Condrau, Flurin: Lungenheilanstalt und Patientenschicksal. Sozialgeschichte der Tuberkulose in Deutschland und England im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, Göttingen 2000 *(Gerd Göckenjahn)* 4/542

Conze, Susanne: Sowjetische Industriearbeiterinnen in den vierziger Jahren. Die Auswirkungen des Zweiten Weltkriegs auf die Erwerbstätigkeit von Frauen in der UdSSR, 1941–1950, Stuttgart 2001 *(Jens Niederhut)* 4/539

Davis, Belinda J.: Home Fires Burning. Food, Politics, and Everyday Life in World War I Berlin, Chapel Hill und London 2000 *(Dieter K. Buse)* 2/265

Demantowsky, Marko: Geschichtspropaganda und Aktivistenbewegung in der SBZ und frühen DDR. Eine Fallstudie, Münster und London 2000 *(Thomas Reichel)* (KA) 4/547

Demokratie, Agrarfrage und Nation in der bürgerlichen Umwälzung in Deutschland. Beiträge des Ehrenkolloquiums zum 70. Geburtstag von Helmut Bleiber am 28. November 1998. Hrsg. von Walter Schmidt, Berlin 2000 *(Jürgen Herres)* 2/262

Demokratie und Arbeiterbewegung in der deutschen Revolution von 1848/49. Beiträge des Kolloquiums zum 150. Jahrestag der Revolution von 1848/49 am 6. und 7. Juni 1998 in Berlin. Hrsg. von Helmut Bleiber, Rolf Dlubek und Walter Schmidt, Berlin 2000 *(Jürgen Herres)* 2/262

Dumett, Raymond E.: El Dorado in West Africa. The Gold-Mining Frontier. African Labor, and Colonial Capitalism in the Gold Coast, 1875–1900, Athens, Ohio und Oxford 1998 *(Ulrich van der Heyden)* 4/545

Eckert, Rainer: Emigrationspublizistik und Judenverfolgung. Das Beispiel Tschechoslowakei, Frankfurt a. M. u.a. 2000 *(Gerlinde Grahn)* 2/270

Das Ende der SED. Die letzten Tage des Zentralkomitees. Hrsg. von Hans-Hermann Hertle und Gerd-Rüdiger Stephan. 2., durchges. Aufl., Berlin 1997 *(Werner Müller)* 3/410

Faschismus und Faschismen im Vergleich. Wolfgang Schieder zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Christof Dipper, Rainer Hudemann und Jens Petersen, Köln 1998 *(Ulrich Wyrwa)* 3/415

Faschismus und Gesellschaft in Italien. Staat, Wirtschaft, Kultur. Hrsg. von Jens Petersen und Wolfgang Schieder, Köln 1998 *(Ulrich Wyrwa)* 3/415

Frerichs, Holger: Von der Monarchie zur Republik. Der politische Umbruch in Varel, der Friesischen Wehde und in Jade/Schweiburg 1918/19, Varel 2001 *(Peter Kuckuk)* 4/526

Fricke, Karl Wilhelm: Der Wahrheit verpflichtet. Texte aus fünf Jahrzehnten zur Geschichte der DDR. Hrsg. von der Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur und vom Deutschlandfunk. Wissenschaftlicher Bearb.: Ilko-Sascha Kowalczuk, Berlin 2000 *(Katrin Passens)* 1/99

Die Genossenschaften an der Jahrtausendwende. Sicherung des Genossenschaftsgedankens zwischen Tradition und Moderne. Hrsg. von Bernd Thiemann, Frankfurt a. M. 2000 *(Ulrich Kurzer)* 3/388

Die Gestapo im Zweiten Weltkrieg. „Heimatfront" und besetztes Europa. Hrsg. von Gerhard Paul und Klaus-Michael Mallmann, Darmstadt 2000 *(Frank Dingel)* 3/400

Gugenberger, Eduard: Hitlers Visionäre. Die okkulten Wegbereiter des Dritten Reichs, Wien 2001 *(Albrecht Götz von Olenhusen)* (KA) 3/417

Hausmann, Friederike: Die deutschen Anarchisten von Chicago oder warum Amerika den 1. Mai nicht kennt, Berlin 1998 *(Reinhard Krämer)* (KA) 1/133

Hirschberg, Max: Jude und Demokrat. Erinnerungen eines Münchener Rechtsanwalts 1883–1939. Bearb. von Reinhard Weber, München 1998 *(Benjamin Ziemann)* 3/398

Jacobeit, Wolfgang: Von West nach Ost – und zurück. Autobiographisches eines Grenzgängers zwischen Tradition und Novation, Münster 2000 *(Fritz Klein)* 4/510

Kelpanides, Michael: Das Scheitern der Marxschen Theorie und der Aufstieg des westlichen Neomarxismus. Über die Ursachen einer unzeitgemäßen Renaissance, Bern u. a. 1999 *(Fred E. Schrader)* 3/387

Kittel, Manfred: Provinz zwischen Reich und Republik. Politische Mentalitäten in Deutschland und Frankreich 1918–1933/36, München 2000 *(Stefan Berger)* 4/528

Klausch, Hans-Peter: Hermann Bode (1911–1944). Ein Braunschweiger Stadtverordneter im Kampf gegen Faschismus und Krieg, Berlin 1999 *(Albrecht Götz von Olenhusen)* (KA) 2/276

„Klein Moskau" – Geesthacht 1919–1933. Kultur, Revolution, arbeitslos ...! Hrsg. von Wolf-Rüdiger Busch, Hamburg 1999 *(Peter Kuckuk)* 2/267

Klemm, Volker: Das Revolutionsjahr 1848 im preußischen Regierungsbezirk Frankfurt an der Oder, Weimar 1998 *(Manfred Gailus)* 1/108

Koehler, John O.: Stasi. The Untold Story of the East German Secret Police, Boulder (Colo.), Oxford und Berlin 1999 *(Christine Koch)* 3/414

Die Lageberichte der Geheimen Staatspolizei über die Provinz Brandenburg und die Reichshauptstadt Berlin 1933 bis 1936. Hrsg. von Wolfgang Ribbe. Teilbd.: Der Regierungsbezirk Potsdam. Mit ergänzenden Materialien bearb., eingel. und erläutert von Sibylle Hinze, Köln, Weimar und Wien 1998 *(Frank Dingel)* 3/400

Lauschke, Karl: Die Hoesch-Arbeiter und ihr Werk. Sozialgeschichte der Dortmunder Westfalenhütte während der Jahre des Wiederaufbaus 1945–1966, Essen 2000 *(Dietmar Süß)* 1/113

Left Catholicism 1943–1955. Catholics and Society in Western Europe at the Point of Liberation. Hrsg. von Gerd-Rainer Horn und Emmanuel Gerard, Löwen 2001 *(Heinz Hürten)* 4/543

Liedke, Karl: „Gesichter der Zwangsarbeit". Polen in Braunschweig 1939–1945, Braunschweig 1997 *(Rolf Schmolling)* 4/533

Lienkamp, Andreas: Theodor Steinbüchels Sozialismusrezeption. Eine christlich-sozialethische Relecture, Paderborn u. a. 2000 *(Sebastian Prüfer)* 1/103

Lockman, Zachary: Comrades and Enemies. Arab and Jewish Workers in Palestine, 1906–1948, Berkeley, Los Angeles und London 1996 *(Frank Paschen)* 1/126

Lopes, Anne, und Gary Roth: Men's Feminism. August Bebel and the German Socialist Movement, Amherst, N. Y., 2000 *(Ursula Herrmann)* 3/384

Ludewig, Hans-Ulrich, und Dietrich Kuessner: „Es sei also jeder gewarnt". Das Sondergericht Braunschweig 1933–1945, Braunschweig 2000 *(Albrecht Götz von Olenhusen)* 1/112

Malycha, Andreas: Die SED. Geschichte ihrer Stalinisierung 1946–1953, München, Wien und Zürich 2000 *(Christine Müller-Botsch)* 3/405

Mawdsley, Evan, und Stephen White: The Soviet Elite from Lenin to Gorbachev. The Central Committee and its Members, 1917–1991, Oxford 2000 *(Ralf Zwengel)* 1/129

Meinl, Susanne: Nationalsozialisten gegen Hitler. Die nationalrevolutionäre Opposition um Friedrich Wilhelm Heinz, Berlin 2000 *(Albrecht Götz von Olenhusen)* 3/402

Melis, François: Neue Rheinische Zeitung. Organ der Demokratie. Edition unbekannter Nummern, Flugblätter, Druckvarianten und Separatdrucke, München 2000 *(Toni Offermann)* (KA) 3/417

Meyer, Ahlrich: Die Logik der Revolten. Studien zur Sozialgeschichte 1789–1848, Berlin und Hamburg 1999 *(Joachim Höppner)* (KA) 1/133

Möller, Kathrin: Wunder an der Warnow. Zum Aufbau der Warnowerft und ihrer Belegschaft in Rostock-Warnemünde (1945 bis 1961), Bremen 1998 *(Rainer Karlsch)* 3/408

Moskau 1938. Szenarien des großen Terrors. Red.: Willi Beitz, Olaf Kirchner und Ursula Wohlfeld, Leipzig 1999 *(Ralf Zwengel)* (KA) 2/277

Nerius, Claudia-Regine: Johannes Lehmann-Hohenberg (1851–1925). Eine Studie zur völkischen Rechts- und Justizkritik im Deutschen Kaiserreich, Frankfurt a. M. u. a. 2000 *(Albrecht Götz von Olenhusen)* (KA) 3/417

Nestler, Brigitte: Bibliographie Willi Bredel, Frankfurt a. M. u. a. 1999 *(Friedrich Albrecht)* 2/247

1968. Vom Ereignis zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft. Hrsg. von Ingrid Gilcher-Holtey, Göttingen 1998 *(Gerd-Rainer Horn)* 1/115

Perspektiven der Linken. Ein kämpferisches Leben im Zeitalter der Extreme. Hrsg. von Jürgen Hinzer, Helmut Schauer und Franz Segbers, Hamburg 2000 *(Christoph Jünke)* 2/256

Präprintium. Moskauer Bücher aus dem Samizdat. Mit Multimedia-CD. Hrsg. von Günter Hirt und Sascha Wonders, Bremen 1998 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 4/540

Praxis der Arbeit. Probleme und Perspektiven der handwerksgeschichtlichen Forschung. Hrsg. von Reinhold Reith, Frankfurt a. M. und New York 1998 *(Thomas Welskopp)* 3/390

Prellwitz, Jens: Jüdisches Erbe, sozialliberales Ethos, deutsche Nation. Gustav Mayer im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, Mannheim 1998 *(Hans Schleier)* 1/98

Preston, Paul: ¡Comrades! Portraits from the Spanish Civil War, London 1999 *(Reiner Tosstorff)* 1/127

„Räder müssen Rollen für den Sieg". Zwangsarbeit im „Dritten Reich". Hrsg. von der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschisten, Kreisvereinigung Esslingen, Stuttgart 2000 *(Christoph Kopke)* 3/403

Rathmer, Christian: „Ich erinnere mich nur an Tränen und Trauer ...". Zwangsarbeit in Lübeck 1939 bis 1945. Dokumentation zur Ausstellung in der Geschichtswerkstatt Herrenwyk vom 4. Mai 1997 bis zum 1. Februar 1998, Essen 1999 *(Rolf Schmolling)* 4/533

Reinhardt, Stefan: Die Darstellungen der Revolution von 1848/49 in den Lebenserinnerungen von Carl Schurz und Otto von Corvin, Frankfurt a. M. u. a. 1999 *(Manfred Gailus)* 1/108

Revelli, Marco: Die gesellschaftliche Linke. Jenseits der Zivilisation der Arbeit, Münster 1999 *(Christoph Jünke)* 2/256

Eine Revolution und ihre Folgen. 14 Bürgerrechtler ziehen Bilanz. Jens Reich, Konrad Weiß, Marianne Birthler, Vera Lengsfeld, Günter Nooke, Wolfgang Templin, Markus Meckel, Erhart Neubert, Freya Klier, Rainer Eppelmann, Edelbert Richter, Ulrike Poppe, Friedrich Schorlemmer, Joachim Gauck. Hrsg. von Eckhard Jesse, Berlin 2000 *(Gerd Dietrich)* (KA) 2/278

Revolution und Transformation in der DDR 1989/90. Hrsg. von Günther Heydemann, Gunter Mai und Werner Müller, Berlin 1999 *(Thomas Klein)* 1/122

Rocker, Fermin: East End. Eine Kindheit in London, Münster 1993 *(Reinhard Krämer)* (KA) 1/132

Rocker, Rudolf: Nationalismus und Kultur. Hrsg., Übersetzung des italienischen Prologs von 1958, Nachwort und Bibliographie von Heiner M. Becker, Münster 1999 *(Gregory Baum)* 4/514

Röll, Wolfgang: Sozialdemokraten im Konzentrationslager Buchenwald 1937–1945. Unter Einbeziehung biographischer Skizzen, Göttingen 2000 *(Klaus Drobisch)* 4/532

Satelliten nach Stalins Tod. Der „Neue Kurs", 17. Juni 1953 in der DDR, ungarische Revolution 1956. Hrsg. von András B. Hegedüs und Manfred Wilke, Berlin 2000 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 2/272

Schäfer, Annette: Zwangsarbeiter und NS-Rassenpolitik. Russische und polnische Arbeitskräfte in Württemberg 1939–1945, Stuttgart, Berlin und Köln 2000 *(Christoph Kopke)* 3/403

Schartl, Matthias: Rote Fahnen über Flensburg. KPD, linksradikale Milieus und Widerstand im nördlichen Schleswig-Holstein 1919–1945, Flensburg 1999 *(Hartmut Rübner)* 3/395

Schmeitzner, Mike: Alfred Fellisch 1884–1973. Eine politische Biographie, Köln, Weimar und Wien 2000 *(Christoph Moß)* 4/516

Schober, Volker: Der junge Kurt Schumacher 1895–1933, Bonn 2000 *(Christoph Moß)* 4/516

Schöler, Uli: Ein Gespenst verschwand in Europa. Über Marx und die sozialistische Idee nach dem Scheitern des sowjetischen Staatssozialismus, Bonn 1999 *(Michael Krätke)* 2/248

Schrupp, Antje: Nicht Marxistin und auch nicht Anarchistin. Frauen in der Ersten Internationale, Königstein/Taunus 1999 *(Wolfgang Eckhardt)* 1/101

Sellier, André: Zwangsarbeit im Raketentunnel. Geschichte des Lagers Dora, Lüneburg 2000 *(Christoph Kopke)* 3/403

Simon, Annette, und Jan Faktor: Fremd im eigenen Land?, Gießen 2000 *(Beate Ihme-Tuchel)* 3/413

Die Sitzungsprotokolle des Magistrats der Stadt Berlin 1945/46. Teil I: 1945. Bearb. und eingel. von Dieter Hanauske, Berlin 1995 *(Christoph Bernhardt)* 4/513

Die Sitzungsprotokolle des Magistrats der Stadt Berlin 1945/46. Teil II: 1946. Bearb. und eingel. von Dieter Hanauske, Berlin 1999 *(Christoph Bernhardt)* 4/513

Spehr, Michael: Maschinensturm. Protest und Widerstand gegen technische Neuerungen am Anfang der Industrialisierung, Münster 2000 *(Gunter Hildebrandt)* 3/394

Stalinism. New Directions. Ed. by Sheila Fitzpatrick, London und New York 2000 *(Ralf Zwengel)* 1/130

Stegmann, Dirk: Politische Radikalisierung in der Provinz. Lageberichte und Stärkemeldungen der Politischen Polizei und der Regierungspräsidenten für Osthannover 1922–1933, Hannover 1999 *(Gerlinde Grahn)* 4/529

Stiller, Eike: Willy Langenberg. Arbeitersportler im Widerstand in Lippe, Mitarbeit: Helmut Heinze, Lothar Skorning, Rolf Schwegmann und Andi Wolff, Bielefeld 2000 *(Hubert Dwertmann)* 4/520

Ullrich, Volker: Der ruhelose Rebell. Karl Plättner 1893–1945. Eine Biographie, München 2000 *(Knut Bergbauer)* 2/260

Weber, Petra: Justiz und Diktatur. Justizverwaltung und politische Strafjustiz in Thüringen 1945 bis 1961, München 2000 *(Annette Weinke)* 1/118

Weil, Francesca: Herrschaftsanspruch und soziale Wirklichkeit. Zwei sächsische Betriebe in der DDR während der Honecker-Ära, Köln, Weimar und Wien 2000 *(Jens Niederhut)* 4/537

Wilhelm, Friedrich: Die Polizei im NS-Staat. Geschichte ihrer Organisation im Überblick. 2., durchges. und verb. Aufl., Paderborn u.a. 1999 *(Klaus Weinhauer)* 4/531

Zimmering, Raina: Mythen in der Politik der DDR. Ein Beitrag zur Erforschung politischer Mythen, Opladen 2000 *(Gerd Dietrich)* 3/412

Zimmermann, John: „Von der Bluttat eines Unseligen". Das Attentat Friedrich Adlers und seine Rezeption in der sozialdemokratischen Presse, Hamburg 2000 *(Reinhard Krämer)* 1/106

Zur Arbeit gezwungen. Zwangsarbeit in Deutschland 1940 bis 1945. Hrsg. von Rimco Spanjer, Diete Oudesluijs und Johan Meijer, Bremen 1999 *(Gideon Botsch)* (KA) *2/277*

Wissenschaftliche Mitteilungen, Ergänzungen und Briefe an die Redaktion

Concerned Users of Hoover Library *(John Etchemendy)* 1/137

Herbert Steiner ist tot *(Hans-Josef Steinberg)* 1/136

How Class Works. A Conference at State University of New York at Stony Brook, 5–9 June 2002 (Call for Papers) 1/136

The Making of the Atlantic Working Classes. XII. Bi-Annual Southern Labor Studies Conference, Miami Beach, Florida, 26–28 April 2002 (Call for Papers) 1/136

Projektfragebogen

1/139, 2/279, 3/419, 4/549

Register der Autorinnen und Autoren

Albrecht, Friedrich
2/247

Baum, Gregory
4/514

Bergbauer, Knut
2/260

Berger, Stefan
4/528

Bernhardt, Christoph
4/513

Botsch, Gideon
2/269, 2/277

Buse, Dieter K.
2/265

Dietrich, Gerd
2/278, 3/412

Dingel, Frank
3/400

Drobisch, Klaus
4/532

Dwertmann, Hubert
4/520

Eckhardt, Wolfgang
1/101, 3/281

Etchemendy, John
1/137

Gailus, Manfred
1/108

Göckenjahn, Gerd
4/542

Götz von Olenhusen, Albrecht
1/112, 2/276, 3/402, 3/417

Grahn, Gerlinde
2/270, 4/529

Guesnet, François
4/501

Hedeler, Wladislaw
3/370, 4/536

Herres, Jürgen
2/262

Herrmann, Ursula
3/384

Heyden, Ulrich van der
4/545

Hildebrandt, Gunter
3/394

Höppner, Joachim
1/133

Horn, Gerd-Rainer
1/115

Hürten, Heinz
4/543

Ihme-Tuchel, Beate
3/413

Jünke, Christoph
2/256

Karlsch, Rainer
3/408

Klein, Fritz
4/510

Klein, Thomas
1/122

Koch, Christine
3/414

Koch-Baumgarten, Sigrid
2/212

Kopke, Christoph
3/403

Kowalczuk, Ilko-Sascha
2/272, 4/540

Krämer, Reinhard
1/106, 1/132, 1/133

Krätke, Michael
2/248

Kuckuk, Peter
2/267, 4/526

Kurzer, Ulrich
3/388

Langkau-Alex, Ursula
1/77

Materna, Ingo
3/397

Mihr, Anja
4/449

Moß, Christoph
2/228, 4/516

Müller, Werner
3/410

Müller-Botsch, Christine
3/405

Niederhut, Jens
4/537, 4/539

Offermann, Toni
3/417

Paschen, Frank
1/126

Passens, Katrin
1/99

Prüfer, Sebastian
103

Reckendrees, Alfred
3/392

Reichel, Thomas
1/116, 4/547

Rensmann, Lars Peter
2/252

Rübner, Hartmut
3/395

Rütters, Peter
2/201, 4/421

Schafranek, Hans
1/1

Schilde, Kurt
4/547

Schleier, Hans
1/98

Schmolling, Rolf
4/533

Schrader, Fred E.
3/387

Skrzypczak, Henryk
2/141

Steinberg, Hans-Josef
1/136, 3/393

Süß, Dietmar
1/113

Tosstorff, Reiner
1/127

Tuchel, Johannes
4/465

Weinhauer, Klaus
4/531

Weinke, Annette
1/118

Welskopp, Thomas
3/390

Wyrwa, Ulrich
3/415

Ziemann, Benjamin
3/398

Zimmermann, Michael
1/134

Zwengel, Ralf
1/92, 1/129, 1/130, 1/131, 2/277

Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin